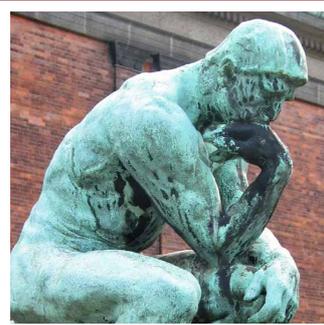
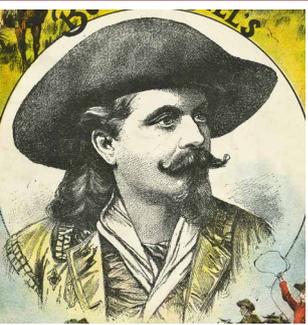
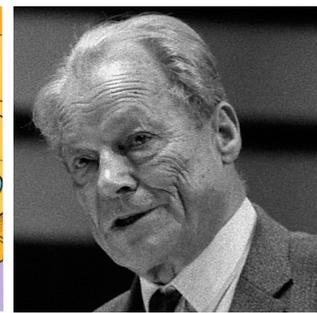
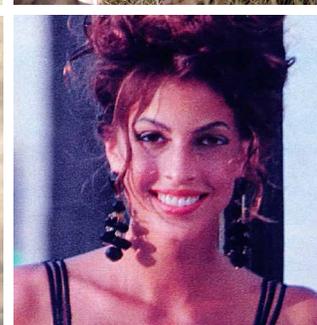
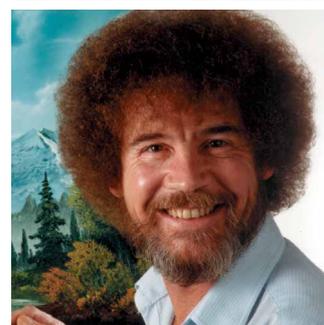
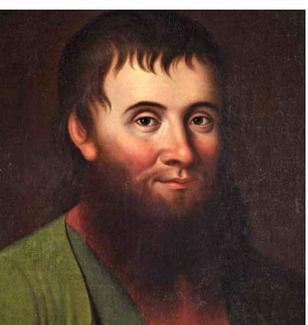


Anno 17



Das Magazin
der Medienjubiläen

Institut für Kommunikationswissenschaft
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg





10 €
für die Zukunft*

* Nur so viel macht der monatliche Beitrag zur Absicherung Deiner beruflichen Perspektive als junger Journalist im Bayerischen Journalisten-Verband aus. Dafür erhältst Du Zugriff auf ein professionelles Netzwerk von Berufskolleginnen und -kollegen, ein qualifiziertes Fortbildungsangebot, vielfältige Hilfe vom Mentoring bis zur Rechtsberatung sowie Kontakt und Austausch mit Gleichgesinnten. **Solidarität ist machbar – BJV**

Der **Bayerische Journalisten-Verband** vertritt die Interessen von mehr als 7000 hauptberuflichen Journalistinnen und Journalisten in Bayern. Unsere Mitglieder arbeiten an Tageszeitungen und bei Zeitschriften, in Online-Redaktionen, bei Hörfunk und Fernsehen, als Festangestellte oder freie Journalisten.

Nähere Informationen erfährst Du unter www.bjv.de

[facebook.com/bjvde](https://www.facebook.com/bjvde) twitter.com/bjvde

BJV

Bayerischer Journalisten-Verband e.V.

Die Stimme der Journalisten in Bayern

Editorial



Foto: Monika Kocsis

Liebe Leserin, lieber Leser,

eine große, rote Fünf, hochgehalten in fröhlicher Runde: Ja, wir sind stolz auf unser neues Heft, stolz auf fünf Jahre, fünf Ausgaben *Anno*. Wieder ist es dicker, unser „Magazin der Medienjubiläen“. Mit 124 Seiten haben wir 2013 angefangen, 188 Seiten sind es diesmal geworden.

Von dem fremdenfeindlichen Fanal von Rostock-Lichtenhagen und dem tragischen Ende der Grünen-Politiker Gert Bastian und Petra Kelly vor 25 Jahren bis zum Tod des römischen Geschichtsschreibers Livius und des Dichters Ovid vor 2.000 Jahren führt diesmal unsere Zeitreise in Bildern und Jubiläumsgedanktexten. Klar, auch am „Großjubiläum“ 500 Jahre Reformation kommen wir nicht vorbei, beleuchten es vielmehr aus ganz unterschiedlichen kommunikationshistorischen Perspektiven.

Warum wir, die Medien, die Gesellschaft uns überhaupt mit Jubiläen beschäftigen, darauf geradezu fixiert scheinen, und warum das auch sinnvoll sein kann, darauf versucht eingangs ein kurzer Essay vorläufige Antworten zu geben. Gewissheiten haben wir nicht – ebenso wenig, wie wir mit Sicherheit sagen können, ob Livius wirklich im Jahr 17 gestorben ist. Wir wollen nicht dozieren, wir wollen unterhalten. Wir wollen auch Neugier wecken, mit kleinen Geschichten für Mediengeschichte interessieren – und wenn wir dabei auch etwas belehren, manches Neue

vermitteln, Bekanntes wieder ins Gedächtnis rufen, gar aufklären, dann würde es uns freuen.

Kennen Sie Barry Graves oder Emil Faktor? Wissen Sie, wer Philipp Balthasar Sinold von Schütz oder Mathilde Franziska Anneke waren, Johann Frisch, Lili'uokalani oder Jack Kirby? Nein? Noch nicht – hier können Sie sie kennenlernen. Cartoons und Kriegsgräuel, Chorgesangslehre und Kinohighlights: Noch bunter ist sie geworden, unsere Wundertüte, wie die Luftballons oben im Bild, nur hoffentlich etwas beständiger. Auch auf Facebook können Sie uns folgen.

Wenn sie Ihnen gefallen, unser Mix, unsere Themen, dann lassen Sie es uns doch wissen, und wenn Sie Fehler gefunden, Anregungen oder Kritik haben, dann freilich bitte ebenso. Wie in den Jahren zuvor entstand *Anno 17* in einem Master-Seminar am Institut für Kommunikationswissenschaft der Uni Bamberg, wurde von einem kleinen Team unter meiner Leitung umgesetzt.

Wie stets danken wir den vielen Experten, die für „Gotteslohn“ Gastbeiträge beige-steuert haben, den Anzeigenkunden und unserem Hauptsponsor, der Ludwig-Delp-Stiftung – und Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, für Ihr anhaltendes Interesse.

Ihr

Markus Behmer

Impressum

Herausgeber: Prof. Dr. Markus Behmer
Institut für Kommunikationswissenschaft
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
An der Weberei 5
96047 Bamberg
Tel. 0951-863-2217
markus.behmer@uni-bamberg.de
Markus Behmer (v.i.S.d.P.)

Chefredakteur: Vera Katzenberger
CvD: Markus Behmer, Vera Katzenberger
Schlussredaktion: Markus Behmer, Vera Katzenberger
Leitung: Selina Sprick, Team: Anja Elser, Betty Lauerbach, Ines Markert, Katharina Stumpf, Lucas Seeber, Viktoria Sommermann

Redaktion: Anja Elser, Ann-Kristin Lohmann, Betty Lauerbach, Christina Hümmer, Ines Markert, Judith Neiber, Katharina Stumpf, Lucas Seeber, Monika Kocsis, Monika Dünninger, Steven Gold, Stina Öden, Vera Katzenberger, Viktoria Sommermann, Dustin Hemmerlein
Facebook-Redaktion: Christina Hümmer, Judith Neiber

Druck: Safner Druck und Verlags GmbH, Priesendorf
ISSN: 2196-0364

Erscheinungsdatum: 10.07.2017
Auflage: 1.300

Anno wird großzügig gefördert von der Ludwig-Delp-Stiftung.



Titelbild: Collage: Selina Sprick; v.l.n.r.: ZDF; Captain America Bd. 193/1968/Marvel Comics Group TM; Cranach der Ältere, 1529; Will Eisner Inc.; Simplicissimus Nr. 42/1897; François Gérard, 1810; Dietrich von Plettenberg, 1980; Fix und Foxie Bd. 73/1982/Digitus Verlag; Karl-Heinz Munker-Appel/CC BY-SA 2.0/Wikimedia; William F. Cody Archive; Winkler/WDR; Karl-Heinz Munker-Appel/CC BY-SA 2.0/Wikimedia; Tiroler Landesmuseen Innsbruck; Markus Behmer; Bob Ross Inc.; Prinz Eisenherz Bd. 48/1982/Pollischansky Verlag; Konrad Adenauer Stiftung; Wolfgang Thieme/Bundesarchiv; Judith Neiber; Markus Behmer; Cassandra Austen, 1810; Heinz Sielmann Stiftung; Simplicissimus Nr. 8/1896; Markus Behmer; Donald Duck Bd. 1/1967/LTB; Anette Schwarz; Quick Heft 36/1992

Gruppenfoto: (v.l.n.r.) Christina Hümmer, Lucas Seeber, Vera Katzenberger, Ines Markert, Ann-Kristin Lohmann, Anja Elser, Betty Lauerbach, Markus Behmer, Monika Kocsis, Steven Gold, Stina Öden, Viktoria Sommermann, Monika Dünninger, Katharina Stumpf, Judith Neiber



Foto: Betty Lauerbach

◀ Ein Mann mit Mütze, darauf ein Stern. Selbst als grobe Schablone auf einer Mauer (fotografiert irgendwo in Havanna) erkennen wir ihn: Che Guevara. Zwei rote Boxhandschuhe, dahinter ein schwarzer Lockenkopf: Muhammad Ali. Sieben Nackte junge Menschen in Rückenansicht, Arme und Beine wie bei einer Leibesvisitation gespreizt vor einer Wand – nur ein Kind schaut uns an: Ein Symbolbild des gesellschaftlichen Aufbruchs anno 1967. Ein Mann auf dem Rücksitz eines Cabriolets mit US-Fahne: JFK. Medienikonen sind sie alle, diese Fotos, eingeschrieben ins kollektive Bildgedächtnis. Viele dieser Bilder finden Sie in diesem Heft, viele Personen, die zu Ikonen wurden – Kanzler wie Konrad Adenauer, Künstler wie Kurt Cobain, Cartoonstars wie Captain America ...

Apropos Cartoons, Karikaturen. Gleich an neun Großmeister der zeichnenden Zunft wird in *Anno 17* erinnert, Beispiele ihres Wirkens vom 18. bis ins späte 20. Jahrhundert hinein werden zumindest angetippt. Um George Cruikshank geht es, um Käthe Kollwitz und um Thomas Theodor Heine, um Will Eisner, Hal Foster und Jack Kirby, um Rolf Kauka, Dik Brown und Pierre Culliford alias Peyo. Einige dieser Namen kennen sie vielleicht (noch) nicht, sicher aber manche der Figuren, die diese Meister der Feder in die Welt gesetzt haben, seien es Fix und Foxi, Hägar, der Schreckliche, die rote *Simplicissimus*-Bulldogge oder die blauen Schlümpfe. Und, klar, auch das fünfzigste Jubiläum von Loriots Fernsehserie *Cartoon* und *Walt Disneys Lustigen Taschenbüchern* kommt bei uns vor. ▶

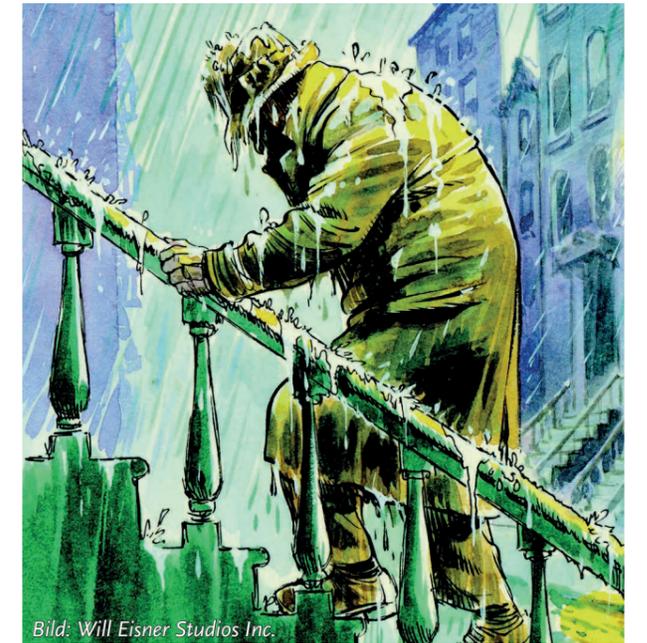


Bild: Will Eisner Studios Inc.

Editorial / Impressum	3	Herztransplantation	40	Muhammad Ali	70	Filmstars II	99	Das Kapital	138	1742	165
Prolog	6	Konrad Adenauer	42	Paul Nikolaus Cossmann	72	Es werde Licht!	103			Kronung Kaiser Karl VII.	165
Rund ist leicht was...	6	Farbfernsehen	44	Alfred Rosenthal	73	Universum Film AG	104	1842	139	Philipp B. Sinold von Schütz	166
Luther 2017	8	Saar-Rundfunkurteil	45	Janusz Korczak	73	Will Eisner	106	Cyanotypie	139	Georg C. Lichtenberg	167
Jubiläen in Bildern I	10	Aktenzeichen XY ... ungelöst	46	Klaus Bednarz	74	Hägar der Schreckliche	106	Karl May	140		
		ttt – titel thesen temperamente	47	Barry Graves	75	Rolf Kauka	108	Theodor Storm	142	1717	168
1992	12	Clemens Wilmenrod	48	Emil Faktor	76	Jack Kirby	110			Freimaurer	168
Gewalt gegen Ausländer	12	Cartoon	49	Franz Blei	76	Irving Penn	112	1817	143		
Petra Kelly und Gert Bastian	14	Kurt Cobain	50	Annemarie Schwarzenbach	77	Lili´uokalani	114	Wartburgfest	143	1692	170
Erlanger Baby	16	Che Guevara	51	Bob Ross	78			Henry David Thoreau	144	Johann Frisch	170
Virus Michelangelo	17	Henry Luce	52	Ernst Fischer	79	1892	115	Maximilian Graf v. Montgelas	146		
Vertrag von Maastricht	18	Rolling Stone	53	Filmstars I	80	Maria Leitner	116	Lothar Bucher	147	1517	172
Willy Brandt	20	Summer of Love	54	Arnold Genthe	83	Benno Reifenberg	117	Mathilde Franziska Anneke	148	Reformation und Medien	172
Rundfunkvereinigung	22	Guy Debord	56			John R. R. Tolkien	118	Jane Austen	150	Lutherbibel	174
Quick	24	Varian Fry	56	1917	84	Filmstars III	120	Anne L. Germaine de Staëls	151		
Guido Baumann	26	Vivian Leigh	58	Weltkrieg und Revolution	84	Hal Foster	123	Chorgesang	152	1492	176
Benny Hill	26	Tanz der Vampire	59	Indira Ghandi	87			Koenig & Bauer AG	154	Kolumbus	176
Hans Meiser	27	Jayne Mansfield	60	John F. Kennedy	88	1867	125	Erfindung des Fahrrads	156		
Hermann Axen	28	Die Reifeprüfung	61	Mata Hari	90	Alaska	125			17 n. Chr.	178
Dracula	30	Das Dschungelbuch	61	Buffalo Bill	91	Kurt Eisner	126	1792	157	Livius	178
Das Schweigen der Lämmer	31	Hugo Gernsback	62	Ludwik Zamenhof	92	Ernestine Courths-Maler	128	Sturm auf die Tuillerien	157	Ovid	180
Marshall Thompson	32	Lustiges Taschenbuch	63	Pulitzer-Preis	93	Emil Krebs	129	Wilhelm Ludwig Wekhrlin	158		
Marlene Dietrich	34			Auguste Rodin	94	Alfred Kerr	130	George Cruikshank	159	Die Zeit in Karten	182
Pierre Culliford „Peyo“	35	1942	64	Durchbruch der Jazzmusik	95	Thomas Theodor Heine	131	4711	160	Jubiläen in Bildern II	183
		Wannsee-Konferenz	66	van Burg/Baecker/Kamnitzer	96	Ludwig Thoma	132			Was fehlt in Anno?	185
		Rote Kapelle	67	Heinz Sielmann	97	Charles Baudelaire	133	1767	161	Verweis auf Register	185
1967	36	Voice of America	68	Ludwig Sütterlin	98	Reclams Universal-Bibliothek	134	Andreas Hofer	161	Anno auf Facebook	186
Gesellschaftlicher Umbruch	38	Chattanooga Choo Choo	69	Iswestija	99	Käthe Kollwitz	136	Georg Philipp Telemann	164	5 Jahre Anno	187

Rund ist leicht was ...

... und was sich „rund“ jährt, das wird gefeiert, gewürdigt, bedacht. Doch warum eigentlich? Weshalb beschäftigen wir uns mit Jubiläen, zelebrieren wir Jahrestage? Einige vorläufige Gedanken aus Anlass des fünfjährigen Bestehens von *Anno*.

Schenat Hajobel, so heißt auf Hebräisch das „Jubeljahr“. Gemäß der Tora sollten die Israeliten alle 49 Jahre allen von ihnen Abhängigen einen vollkommenen Schuldenerlass gewähren. Zeremoniell eingeblasen wurde das Jahr in alttestamentarischer Zeit mit einem Widderhorn, dem Jubel. Aus Jubel wurde Jubel, aus Jubel das Jubiläum. Aus einem seltenen zeremoniellen Ereignis wurde die Jubiläumitis, aus Anniversary die „Anniversaryitis“.¹

Immer schon war öffentliches Gedenken ritualisiert, in Steine gehauen, in Denkmale gegossen, wurde an Gedenktagen zelebriert. Nie zuvor scheinen aber historisches Erinnern so kalendergetrieben, die Abfolge der Jahrestage so dicht, die Jubiläumsanlässe so inflationär gewesen zu sein wie in unserer gegenwärtigen Massenkommunikationsgesellschaft.

Da gibt es die „Großgedenkjahre“: 100 Jahre „Ausbruch“ des Ersten Weltkriegs und 75 Jahre Zweiter Weltkrieg 2014, den 200. Geburtstag Bismarcks und die Hundert-Tage-Herrschaft Napoleons im vorvergangenen Jahr, 500 Jahre Reinheitsgebot im vergangenen und nun: 500 Jahre Reformation. Verlage richten ihre Produktion darauf aus, Buchhandlungen bieten Sondertische, Unis Ringvorlesungen; es gibt Sondersendungen im Fernsehen, Sonderbeilagen in Zeitungen und Zeitschriften. Viel Besonderes, manches Absonderliche: T-Shirts, Taschen-Gimmicks und Tassen (made in Taiwan), Regenschirme, Geschirrtücher, Kühlschrankschmuck, Kappen... und was die Merchandise-Industrie sonst so hergibt. Und es gibt neben den Mammutjubiläen noch hunderte andere runde Kalenderdaten. Allein eine vom Deutschen Rundfunkarchiv zusammengestellte Liste von Jubiläen, die im öffentlich-rechtlichen Programm berücksichtigt werden könnten, umfasst Jahr für Jahr rund 130 eng bedruckte Seiten.²

Und wir? Wir machen mit, gehen gar voran: An mehr als hundert „runde“ Geburtstage, historische Ereignisse, Gründungsjubiläen von Zeitungen oder TV-Serien wird in der aktuellen *Anno*-Ausgabe erinnert. Doch waren etwa Luther und seine Thesenverkündung im vergangenen Jahr weniger relevant für unsere Gegenwart als aktuell? Werden er und sie nun so gründlich „aufgearbeitet“ und eingeordnet, dass wir uns ihrer 2018 nicht mehr so intensiv zu erinnern brauchen? Ist Ovid,

¹ Vgl. Marko Demantowsky (2014): From Anniversary to Anniversaryitis. In: Public History Weekly. <https://public-history-weekly.degruyter.com/2-2014-11/vom-jubilaum-zur-jubilaumitis> [13.03.2017].

² Siehe Deutsches Rundfunkarchiv (2016): Jahrestage 2017. www.dra.de/online/hinweisdienste/jahrestage/jt_2017.pdf [13.03.2017].

ist Jane Austen, da er vor genau 2.000 Jahren gestorben, sie vor 200 Jahren geboren ist, heute zeitgemäßer als gestern oder morgen?

Historische Forschung, universitäre Geschichtsvermittlung und auch Geschichtsjournalismus, die sich allein auf Jahrestage fixieren, ihre Thematisierung wesentlich an kalendarischen Zyklen ausrichten, würden ihren komplexen gesellschaftlichen Aufgaben – etwa Grundlagenkenntnisse vermitteln, Einzelfakten umfassend einordnen, dazu beitragen, historisches Werden besser zu verstehen und überzeitliche, auch translokale Zusammenhänge zu erklären, kollektives Gedächtnis zu generieren, Verantwortung so auch zu verdeutlichen – sicher nicht gerecht. Doch Jubiläen können Aufmerksamkeit sinnvoll fokussieren. Anhand von ihnen kann man historische Prozesse exemplarisch in den Blick rücken, kann man Empathie ermöglichen, etwa auch die Bedeutung Einzelner im Gefüge der Zeitumstände, der Zeitläufte begreifbar machen, kann man einordnen, Hintergründe aufzeigen. In kurzen Zeitungsartikeln, in kleinen *Anno*-Beiträgen, geht das freilich nur sehr bedingt, doch sollte es auch hier beispielsweise möglich sein, Neugier zu wecken für das, was mal war, für das, was daraus geworden ist, für die (nach Ernst Bloch) „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, die Besonderheiten des Gestern, die Kontinuität über das Heute zum Morgen. Auch können Jubiläen gute Anlässe sein, an leider Vergessenes zu erinnern, können sie an die Vergänglichkeit gemahnen.

Warum aber orientieren wir uns an Jubiläen? Liegt es nur am Dezimalsystem, dass wir sie begehen? Dass wir auch persönlich den 20., 30. oder 40. Geburtstag (womöglich) als Einschnitt empfinden, den 50., 75., gar 100. Geburtstag weit größer zelebrieren als den 23., den 57. oder 84.?

Liegt es an unseren zehn Fingern, fünf an jeder Hand, dass wir Fünfer- und Zehnerräume als etwas Abgeschlossenes, „Rundes“ empfinden? Dass wir die Jahre nicht im Dutzend oder Schock, nicht im Fußmaß oder Knotentempo zelebrieren?

Jubiläen, klar, sind Konstrukte allein des menschlichen Ordnungsstrebens, sind Konventionen. Aber sie bieten kollektive Orientierung, können Gemeinsinn schaffen, vielleicht sogar Gemeinschaft. Früher – und oft auch heute noch – grenz(t)en sie aus, dien(t)en der Erzeugung etwa von Nationalgeist, gar Nationalstolz unter Ausschluss der anderen, des Fremden. Wichtig ist vielmehr, anhand von ihnen auch das Verbindende zu erkennen, den Konnex zur Vergangenheit, die gemeinsame Bedeutung über Grenzen hinweg. Die Relevanz etwa der zunächst mitteldeutschen, der frühneuzeitlichen Reformation für alle Glaubensrichtungen (eben Konfessionen), für viele Völker, auf lange Zeit.

Jubiläen sind keine Einschnitte, kaum einmal Wendepunkte. Sie sind an sich ebenso belanglos wie etwa der Jahreswechsel. Lapidar beschrieb ihn Joachim Ringelntatz 1928, den „Silvester“:

„Daß bald das neue Jahr beginnt,
Spür ich nicht im Geringsten.
Ich merke nur: die Zeit verrinnt
Genau so wie zu Pfingsten,
Genau wie jährlich tausendmal.
Doch Volk will Griff und Daten.
Ich höre Rührung, Suff, Skandal,
Ich speise Hasenbraten.“

Mal Hasenbraten zu speisen (oder auch, für Vegetarier, ein leckeres Ratatouille) zur Feier des Tages, zum würdigen Begehen eines Jubiläums – mit Festreden, in festlicher Runde – kann doch etwas Schönes sein, kann uns aus dem Trott des Alltags führen. Jubiläen können Taktgeber sein, die den immerwährenden Lauf der Zeit, den Prozess auch der Erinnerung strukturieren. Sie zu begehen bietet keinen alttestamentarischen Schuldenerlass, sondern guten Anlass einzuordnen und sich zu erinnern. Keine Orgien der Geschichtsschreibung sollten sie sein, sondern Momente der kollektiv-kritischen Selbstvergewisserung.

Markus Behmer



1492

Vor 525 Jahren brach Kolumbus auf, neue Welten zu entdecken. Mehr dazu auf Seite 178f. Noch heute weist er im Hafen von Barcelona den Weg in die Ferne – allerdings mit Blick nach Osten. Foto: Anette Schwarz



Foto: Vera Katzenberger

„Martin Luther ist knackige Theologie“

Bruder, Provokateur, Plakat-Ikone – unter diesem Motto diskutierten Bamberger Wissenschaftler aus verschiedenen Fachdisziplinen bei der ersten *Anno*-Lecture. Im Mittelpunkt standen die Kontroversen rund um den Reformator Martin Luther.

500 Jahre sind vergangen, seit Martin Luther seine 95 Thesen verkündet hat. Im Jubiläumsjahr widmete das Zentrum für Mittelalterstudien (ZEMAS) an der Universität Bamberg seine Ringvorlesung dem theologischen Urheber der Reformation. „Martin Luther: Der Mensch und seine Zeit“ zeigt sprach- und literaturwissenschaftliche sowie historische Perspektiven auf den Reformator. Zum Auftakt der Vorlesungsreihe fand am 10. Mai 2017 in der AULA der Universität die *Anno*-Podiumsdiskussion statt. Unter dem Titel „Bruder, Provokateur, Plakat-Ikone“ diskutierten der Präsident der Universität Bamberg, Prof. Dr. Dr. habil. Godehard Ruppert, der Kommunikationswissenschaftler Prof. Dr. Rudolf Stöber, der evangelische Theologe Prof. Dr. Henrik Simojoki, sowie die Judaistin Prof. Dr. Susanne Talabardon miteinander. Die Moderation übernahm der Organisator der Podiumsdiskussion, Kommunikationswissenschaftler Prof. Dr. Markus Behmer.

Doch warum überhaupt dieser Hype um Martin Luther im Jubiläumsjahr der Reformation? „Jubiläen bieten Anlass einzuordnen und sich zu erinnern. Freilich sollte dabei aber die inhaltliche Auseinandersetzung nicht zu kurz kommen“, sagte Ruppert. Und so standen verschiedene Fragen an diesem Abend im Vordergrund: War Luther ein guter Katholik und taugt er als Vorbild für den heutigen protestantischen Christen? Oder gehört der Polemiker Luther mit seinen späten, wüst antisemitischen Schriften in den „Giftschrank“? Für den Theologen Simojoki stand am Abend der Podiumsdiskussion fest: Der Reformator taugt nicht als Vorbild für evangelische Christen. Denn in Luthers Person verbinden sich unvereinbare Extreme vom sprachlichen Freisinn und polemischer Derbheit

einerseits, sowie von einer Theologie der Gottesliebe und sich obsessiv steigender Judenfeindschaft andererseits. Als Beispiel für seinen Judenhass führte die Judaistin Talabardon Luthers im Jahr 1543 veröffentlichte Spätschrift *Über die Juden und ihre Lügen* an. „Luthers negative Sicht auf Juden zieht sich durch viele seiner Schriften hindurch“, betonte Talabardon.

Reformation als Kommunikationsrevolution

Auch den Medien des 16. Jahrhunderts widmete sich die Diskussion. Stöber argumentierte, die Reformation sei keine Medienrevolution, sondern vielmehr eine Kommunikationsrevolution gewesen. „Jedes für die Reformation relevante Medium existierte bereits: nicht nur Briefe und Bücher, auch Flugschriften, Flugblätter und Maueranschläge gab es schon. Die Reformation war deswegen eher eine Kommunikationsrevolution: Denn diese benannten Medien wurden viel intensiver genutzt als noch Jahre vor Luthers Thesenanschlag“, erklärte Stöber.

Einig waren sich die Diskutanten aus den verschiedenen Fachdisziplinen darin, dass die Person Martin Luther genug Gesprächsstoff hergibt – gerade weil sich um den Reformator viele Kontroversen ranken. „Martin Luther ist knackige Theologie“, sagte Talabardon und damit sei das Reformationsjahr mit all seinen Veranstaltungen ein guter Anlass, sich aktiv mit Theologie auseinander zu setzen. Ruppert, der 1984 in Katholischer Theologie promoviert wurde, warb dafür, sich nachhaltig mit der Figur Martin Luther auseinander zu setzen – und das nicht nur im Jubiläumsjahr. Er lud ein, selbst einen Blick in Luthers Schriften zu werfen und so den Reformator zu Wort kommen zu lassen.

Vera Katzenberger



Bild: Lucas Cranach der Ältere

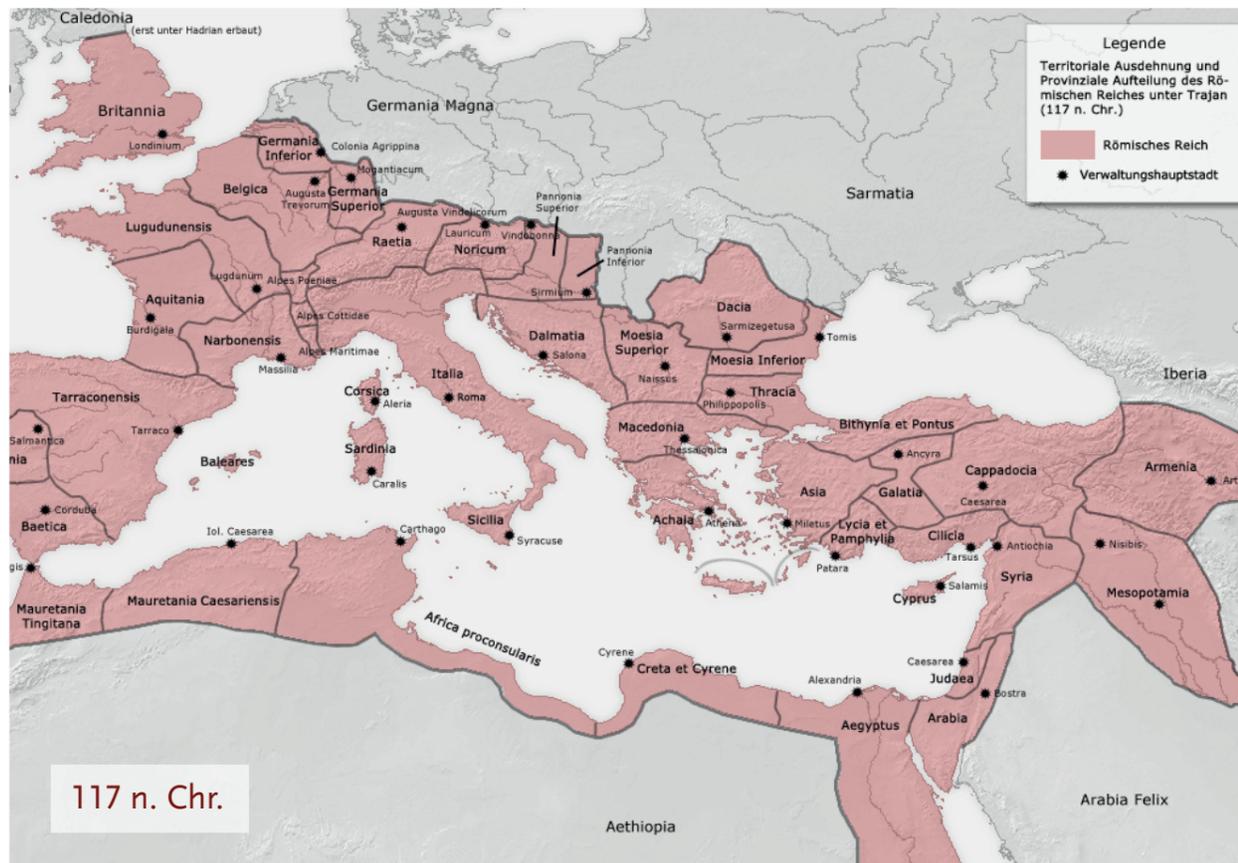


Bild oben:
 Vor 1.900 Jahren: Unter Kaiser Trajan hat das Römische Reich seine größte Ausdehnung. Als Marcus Ulpius Traianus am 8. August 117 n. Chr. stirbt, reicht das Imperium von der Westspitze Europas bis zur Mündung von Euphrat und Tigris, vom späteren Hadrian's Wall in Britannien fast bis hin zu den Quellen des Nils.
Quelle: Fj.de/Wikimedia

Bild rechts oben:
 Vor 225 Jahren wurde George Cruikshank geboren, der spätere Großmeister der englischen Karikatur. Mehr dazu auf Seite 161. Im Bild dargestellt sind die Missstände auf den Straßen von London, gezeichnet im Jahr 1812.
Quelle: Wellcome Library London

Bild rechts unten:
 Vor 150 Jahren wurde Thomas Theodor Heine geboren, der spätere Mitgründer und Hauszeichner des *Simplicissimus*. Mehr dazu auf Seite 133. In der „Träumerei“ überschriebenen Zeichnung gibt er einen Memento-Mori-Moment wieder: Ein Schutzmann mit Pickelhaube sinniert am Ort eines Unfalls. Oder war es ein Verbrechen?
Quelle: Simplicissimus, 1. Jg., Nr. 42 vom 16. Januar 1897, S. 5



1992

Als das Sonnenblumenhaus brannte

Vor der zentralen Aufnahmestelle für Flüchtlinge in Rostock-Lichtenhagen eskaliert vor 25 Jahren die deutsche Debatte über das Asylrecht und schlägt in fremdenfeindliche Gewalt um.

Rostock-Lichtenhagen im Spätsommer 1992: Mit Steinen, Stöcken und Brandsätzen greifen Gewalttäter und Rechtsextremisten eine Asylbewerberunterkunft an. Schau Lustige Nachbarn unterstützen die fremdenfeindliche Gewalt mit Beifall. Sie rufen Parolen wie „Deutschland den Deutschen“ und „Ausländer raus“. Dem aufgepeitschten Mob steht die Polizei hilflos gegenüber. Erst nach vier Tagen erzwingen massiv verstärkte Sicherheitskräfte ein Ende der Krawalle. Doch wie konnte es überhaupt so weit kommen? Was in der Hansestadt 1992 geschieht, ist eine Katastrophe mit Ansage: Schon Wochen vor der Eskalation spitzen sich die Konflikte in dem Stadtviertel zu, in dem die Zentrale Aufnahmestelle für Flüchtlinge in Mecklenburg-Vorpommern liegt. Die Unterkunft ist vollkommen überfüllt. Ausländerbehörden, Grenzschutz und Justiz sind der ständig ansteigenden Flut von Asylanträgen kaum noch gewachsen. Die meisten der Asylbewerber sind vor den Balkankriegen geflüchtet. In Rostock harren sie mit ihren Familien vor dem Gebäude mit großen Sonnenblumen auf der Fassade aus. Viele von ihnen verbringen die Nächte auf Matratzen vor dem Haus. Die Nachbarn sind wütend. Ein Blick in die lokale Berichterstattung zeigt die Stimmung in der

norddeutschen Stadt. So leistet die lokale Tageszeitung in Rostock, die *Norddeutschen Neuesten Nachrichten*, im Juli allen Vorurteilen und Stereotypen in ihrer Serie „Flüchtlinge in Mecklenburg-Vorpommern“ Vorschub. In einer Reportage mit dem Titel „Möwengrillen in einer Einraumwohnung“ berichtet ein Journalist, dass von den Asylbewerbern und Gastarbeitern „alles was glänzt, grundsätzlich mitgenommen [wird]. Die Benutzung der Toilette ist unüblich. Wer nachts lieber draußen schläft, schmeißt seine Matratze kurzerhand aus dem Fenster.“ Fremdenfeindliche Briefe füllen die Meinungsseiten der Lokalzeitungen. In einem Leserbrief in den *Norddeutschen Neuesten Nachrichten* beschwert sich beispielsweise eine Leserin: „Die Asylanten leben doch schon besser als manch ein Deutscher. Es genügt, Asyl zu schreiben und sie bekommen alles, was sie brauchen, egal ob berechtigt oder nicht.“

Die *Ostseezeitung* zitiert kurz vor den Ausschreitungen in einem Bericht eine Interessengemeinschaft, die der Zeitung gegenüber angekündigt hatte, die Situation in Rostock-Lichtenhagen „selbst in die Hand zu nehmen“ und „auf die Straße zu gehen“. Bereits am Folgetag eskaliert die aufgeheizte Stimmung dann: Über mehrere Tage hinweg greifen hunderte Menschen mit Steinen und Brandsätzen die Flüchtlingsunterkunft

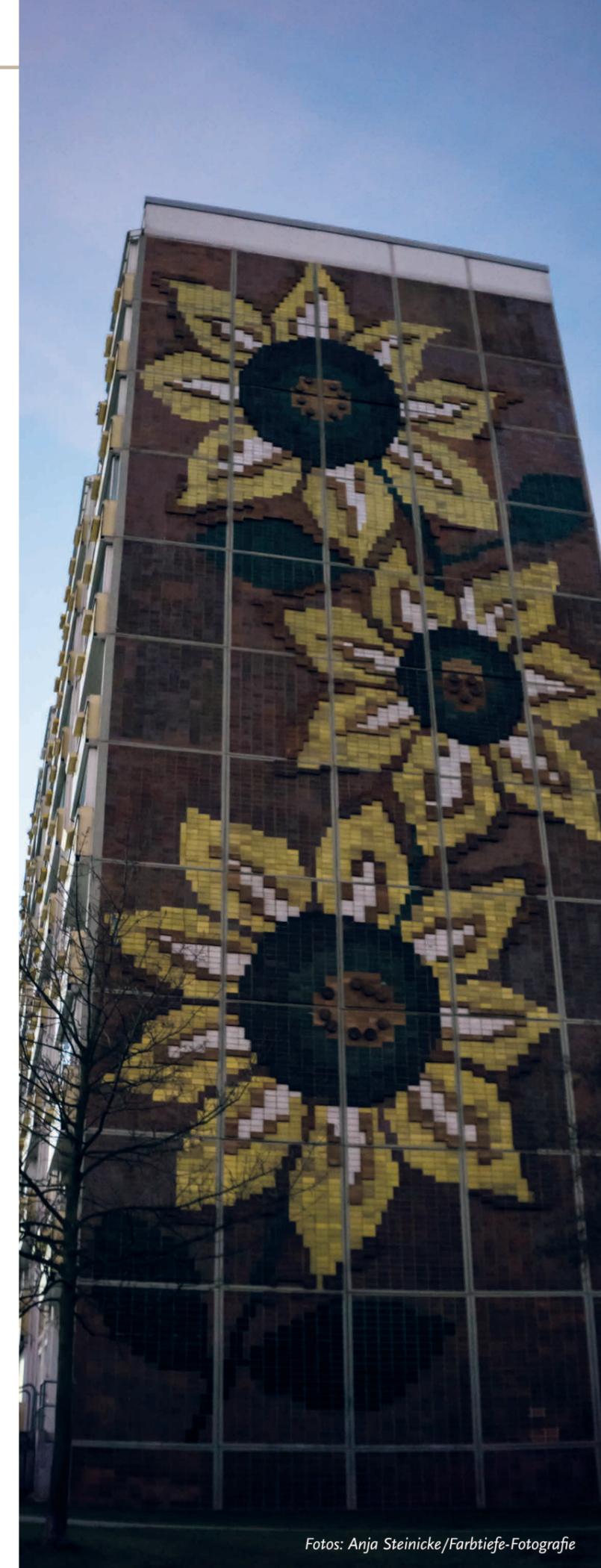
an – vor laufenden Kameras und damit den Augen der Öffentlichkeit. Viele Rechtsextreme und Gewalttäter mischen sich unter die Krawallmacher. Die Polizei ist überfordert, der Polizeichef trotz der Ankündigungen in der Lokalpresse über das Wochenende verreist. Ein aufgepeitschter Mob skandiert ausländerfeindliche Parolen vor dem Gebäude: Rufe wie „Rostock bleibt deutsch“ und „Schiebt Ausländer ab“ schallen durch den schwülwarmen Sommerabend im August. Anwohner bejubeln, beklatschen und unterstützen das Geschehen vor ihrer Haustüre. Das erst kurz zuvor wiedervereinigte Deutschland beobachtet auf den Fernsehbildschirmen der Republik, wie die überforderte Polizei mit Wasserwerfern anrückt. Als die Aufnahmestelle geräumt wird, richten die Gewalttäter ihren Fremdenhass gegen ein Wohnheim vietnamesischer Gastarbeiter in der Nachbarschaft und zwingen die Polizei zum Rückzug.

In dem Wohnheim erreicht die Gewalt dann ihren Höhepunkt: Der aufgepeitschte Mob schlägt Scheiben ein, stürmt das Haus und legt Feuer in vielen Wohnungen. Mehr als 120 Bewohner, einige hilfsbereite Anwohner und ein Fernsichteam des ZDF können sich auf das Dach knapp vor dem Tod retten. Erst vier Tage nach den ersten Krawallen haben die Sicherheitsbehörden die Situation wieder im Griff.

Die Bilanz der Ausschreitungen: 370 vorläufige Festnahmen von Gewalttätern, 408 eingeleitete Ermittlungsverfahren, eine Verschärfung des deutschen Asylrechts und Entsetzen über den Fremdenhass in Rostock in der internationalen Presse. Die italienische Zeitung *Corriere della Sera* berichtet von einer „Welle des Ekels“ über die rassistischen Tumulte, der holländische *Telegraaf* entdeckt das Bild des „hässlichen Deutschen“ wieder für sich. Und die norwegische Zeitung *Dagbladet* spricht sogar von der „deutschen Kristallnacht 1992“. Die rassistischen Übergriffe in Rostock-Lichtenhagen gehen als die massivsten Ausschreitungen gegen Ausländer in die deutsche Nachkriegsgeschichte ein. Das Sonnenblumenhaus wird zum Symbol für den Rassismus der Mitte.

Nur 25 Jahre später, in der europäischen Flüchtlingskrise, fliegen wieder Brandsätze auf Asylunterkünfte in deutschen Städten. Der Ärger über die Asylpolitik der großen Koalition findet vor allem in sozialen Medien sein Ventil. Auch Hass und Hetze von Rechtspopulisten sowie Extremisten wird dort ein Nährboden geboten. Immer wieder schlägt die virtuelle Wut in reale Gewalt gegen Flüchtlingsunterkünfte um. Und so stehen mehr als zwei Jahrzehnte nach dem Sonnenblumenhaus Flüchtlingsheime in Bautzen, Clausnitz und Heidenau in Flammen, Neonazis werfen Flaschen und Feuerwerkskörper auf Polizisten. Nur mit Tränengas, Schlagstöcken und einer Sicherheitszone können die Krawalle beendet werden. Und wieder einmal zeigt sich: Geschichte wiederholt sich eben doch.

Vera Katzenberger



Hoher Einsatz – höchster Preis

Das Politikerpaar der Grünen Petra Kelly und Gert Bastian ist mittendrin im Sturm neuer politischer Bewegungen in den 1980ern. Vor 25 Jahren, im Oktober 1992, werden sie in ihrem Bonner Haus tot aufgefunden.

Das wiedervereinigte Deutschland im Herbst 1992. Über alle Parteigrenzen hinweg wird der Tod Willy Brandts betrauert. Der große Sozialdemokrat, Alt-Bundeskanzler und Träger des Friedensnobelpreises wird am 17. Oktober 1992 mit einem

und Bastian. Überhaupt: Die Medien sind schnell, die Särge verlassen das Haus vor laufenden Kameras.

Besonders in ihren bitteren letzten Lebensmonaten hatte Petra Kelly dagegen um öffentliche Wahrnehmung ringen müssen. Bezeichnend dafür mag stehen: Im März 1992 hatte der heutige Chefredakteur der *Zeit* Giovanni di Lorenzo noch ein längeres Interview mit ihr geführt. Damals noch für die *Süddeutsche Zeitung*. Es verschwand monatelang in der Schublade und wurde erst am 21. Oktober in der *SZ* posthum veröffentlicht. Darin fand sich Kellys Satz: „Wenn Sie die Presse durchgucken, es ist fast durchgängig, wie hasserfüllt“. Gefragt hatte di Lorenzo nach ihrem eigenen Empfinden über ihr Erscheinungsbild in den Medien.

Allerdings war Petra Kelly auch extrem erfolgreich darin, sich Gegner zu schaffen. Seit Ende Januar 1992 moderierte sie beispielsweise das Sat.1 Umweltmagazin *Fünf vor zwölf*. Ende März war schon wieder Schluss. Ihr Lebensgefährte Gert Bastian, er hatte in München Familie, erlitt dort als Fußgänger einen folgenreichen Verkehrsunfall. Für Petra Kelly, die Bastian immer an ihrer Seite wissen wollte, wurde die Sat.1 Aufzeichnung von Bremen nach München verlegt. Doch die Dinge eskalierten. Kelly nahm Kritik grundsätzlich persönlich, redaktionelle Verbesserungsvorschläge konnte sie nicht ertragen. Sat.1 stieg aus. Das folgende juristische Nachspiel änderte nichts, außer dass es zermürbte.

Petra Kelly, 1947 im schwäbischen Günzburg geboren, war in jeder ihrer Lebensphasen eine ganz außergewöhnliche Persönlichkeit: Hochintelligent – bei ihrer Einschulung musste ihr niemand mehr das Lesen beibringen. Täglich hatte sie doch mit ihrer Großmutter, bei der sie aufwuchs, am Küchentisch tagespolitische Artikel gelesen – und diskutiert. Noch als junge Schülerin zog Petra in die USA. Ihre Mutter hatte zum zweiten Mal geheiratet. Der in Deutschland stationierte US-Offizier John Kelly, dessen Namen die frühere Petra Lehmann annahm, war zurück in die Heimat versetzt worden. Die Schuljahre absolvierte sie glänzend, noch im Südstaat Georgia. Für ihr Studium der Politischen Wissenschaften aber kam nur die Hauptstadt Washington D.C. infrage. Schnell war Petra Kelly in Sachen Hochschulpolitik engagiert, beim Präsidentschaftswahlkampf 1968 fightete sie für den später ermordeten Demokraten Robert F. „Bobby“ Kennedy und den Vizepräsidenten Hubert Humphrey. Ihr Leben lang pflegte Kelly beste Kontakte nach „ganz oben“. Ohne jede Scheu begegnete und korrespondierte sie in späteren Jahren etwa mit dem Dalai Lama, Michail Gorbatschow und Václav Havel. Ob Staatschef Erich Honecker bei einer späteren Begegnung mit Kelly in

Ostberlin das „Schwerter zu Pflugscharen“ auf ihrem Pullover vollständig verstanden hat, darf bezweifelt werden.

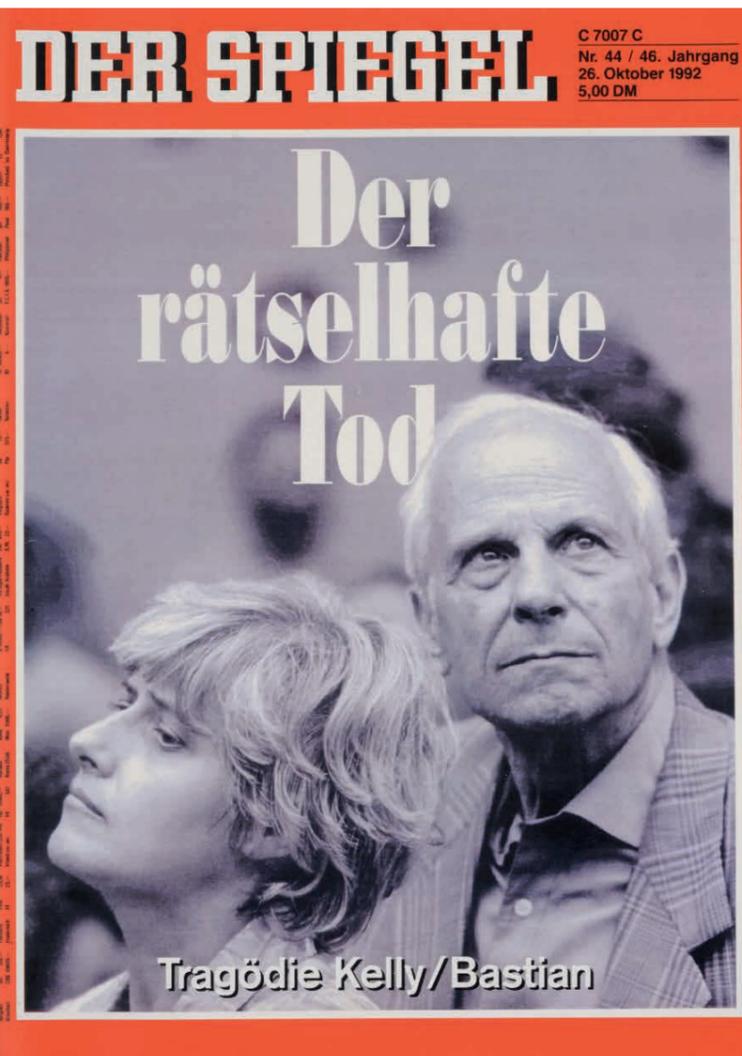
1970 kehrte Petra Kelly zurück nach Europa. Nach letzten Studien in Amsterdam, ihr von ihrer Leistung und Professionalität beeindruckter Professor prophezeite „für jede Institution, die sie beschäftigt, wird sie ein Gewinn sein“, führte Kellys Weg zur EG-Kommission nach Brüssel. Ihr Werdegang dort machte sie zur EG-Verwaltungsrätin, privat führte sie Liebschaften mit wesentlich älteren, vor allem aber sehr einflussreichen Männern: Europapolitiker, Gewerkschaftsführer. Aber was war schon das „Private“ an Petra Kellys Leben? Der heiß umstrittene NATO-Doppelbeschluss zur atomaren Nachrüstung von 1979 befeuerte weiter die erstarkte Friedensbewegung. Gleich der Kerze, die an beiden Enden brennt, kämpfte Kelly für ihre Ideale. Ohne Rücksicht auf sich und ihre Mitarbeiter.

1980 wurde die neue Partei Die Grünen von ihr mitgegründet. 1983 zog diese erstmalig in den deutschen Bundestag ein, maßgeblich dank des unermüdlichen Einsatzes Petra Kellys. Doch die folgenden Jahre im Parlament wurden schwierig. Ihre Sonderwünsche nervten viele. Grüne Eigenarten wie das Rotationsprinzip lehnte sie ab. Zwar bildeten sich die berühmten Parteiflügel Realos und Fundis, aber für Petra Kelly kam es noch schlimmer: Sie isolierte sich, wurde zur Einzelgängerin. Sie, die sich das Ideal einer Anti-Parteien-Partei erhofft hatte, war dem Feuer innerparteilicher Machtkämpfe nicht gewachsen. Nur ein enger Verbündeter blieb an ihrer Seite: der Ex-General Gert Bastian.

Ihre Wege hatten sich bereits 1980 gekreuzt, in Zeiten des berühmten Krefelder Appells gegen die NATO-Nachrüstung. Diese wollte Bastian nicht mehr mittragen, nahm seinen Abschied von der Bundeswehr. Zeitweise besaß er ebenfalls ein Bundestagsmandat bei den Grünen. Kelly und Bastian begannen eine Beziehung, auch er fast 25 Jahre älter. Die westdeutschen Grünen flogen 1990 aus dem Bundestag, Petra Kelly scheiterte schon bei der Bewerbung um einen aussichtsreichen Listenplatz. Nur ein kleines Häuflein des neuen Ost-Bündnis 90 zog ins Parlament ein – mit Gruppenstatus. Der viele Frust hielt Kelly und den zunehmend unentbehrlichen Bastian aber keineswegs davon ab, rastlos weiterzukämpfen. Zunehmend begleitet von finanziellen Engpässen, ernsten gesundheitlichen Problemen, auch Verlust von Freunden. Aber sie konnte nicht anders. Aborigines, Indianer, Tibet, Strahlentopfer – kein Elend dieser Welt ließ die äußerst zierliche Petra Kelly je gleichgültig.

Im Oktober 1992 dann die Katastrophe. Der Boulevard ließ kaum eine Motivvariante aus: Von Eifersucht über Atommafia bis Stasi war alles dabei. Bei den entsetzten Grünen war oftmals vom Doppelselbstmord die Rede. Der detaillierte Ablauf und die genauen Hintergründe des schrecklichen Endes konnten jedoch nicht endgültig geklärt werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach richtete der erfahrene Soldat Bastian seine Waffe zuerst gegen die schlafende Petra Kelly, dann erschoss er sich

selbst. So sprachen die Indizien, so stand es im Polizeibericht. Und so schrieb es die energische Alice Schwarzer zu diesem Thema 1993 in ihrem Buch *Eine tödliche Liebe*. Die Publizistin schrieb interessant und packend, ihr Werk verkaufte sich auch sehr gut. *Der Spiegel* druckte mehrere Auszüge, Titelbild inklusive. Für die meinungsstarke Alice Schwarzer, die beide Politiker persönlich kannte, gab es auch in diesem Fall kein „so könnte“, sondern nur ein „so muss es gewesen sein“. So musste sie sich aber auch gefallen lassen, von Till Bastian, Sohn des verstorbenen Generals, als „die große Wahrheitsfinderin“ beti-



Spiegel-Cover vom 26. Oktober 1992.

Staatsbegräbnis geehrt. Zwei Tage darauf werden in einem Reihenhäuser im Bonner Norden zwei Tote entdeckt: Petra Kelly und Gert Bastian. Die Mitgründerin der Partei Die Grünen, Anti-Atom-Aktivistin und Trägerin des Alternativen Friedensnobelpreises sowie der Ex-Bundeswehrgeneral, ihr langjähriger Lebensgefährte und politischer Mitstreiter. Binnen Stundenfrist meldet die Presse am späten Abend das Auffinden eines „toten Politikerpaares“, noch in der Nacht nennt RTL die Namen Kelly



Spiegel-Cover vom 28. Juni 1993.

telt zu werden. Sein eigenes kleines Buch zum tragischen Geschehen nannte Till Bastian bemerkenswert *Die Finsternis der Herzen*. Die beiden Toten blieben fast drei Wochen im Bonner Haus unentdeckt. Traurig und bitter für eine Petra Kelly, die das renommierte *Sunday Times Magazine* zu den tausend wichtigsten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts zählte. Ulrich Meer

Ulrich Meer befasst sich als freier Autor mit Geschichtsthemen.

Vom Recht, in Würde zu sterben

Im Jahr 1992 geschah etwas, was die Medizin wohl noch nie erlebt hatte, zumindest war dergleichen öffentlich nicht bekannt: Eine Schwangere verunglückte mit ihrem Auto so schwer, dass sie drei Tage später starb. Ihr noch ungeborenes Baby aber lebte weiter.

Am 5. Oktober 1992 geriet die 18-jährige Marion P. in einen Unfall. Als Folge eines Schädel-Hirn-Traumas wurde ihr Hirntod festgestellt, ihr ungeborenes Kind aber lebte. Was sollten die Ärzte, geleitet von dem Chirurgen Johannes Scheele, tun? Alles unternehmen, um das Kind einer Gestorbenen zur Welt zu bringen? Oder das Lebende nicht behandeln, dessen Tod hinnehmen? In diesem Zwiespalt entschied man, intensivmedizinisch alles zu versuchen, das Leben zu bewahren. Am 16. November aber starb das Kind in der 19. Woche als Folge eines Spontanaborts.

Da Marion P. in die Uniklinik Erlangen gebracht worden war, sprach man rasch vom Erlanger Baby. Dies wurde später ein „Wort des Jahres“. Unter diesem Kürzel debattierten Fachleute wie Öffentlichkeit lange Zeit, wie dies alles zu sehen sei. Es ging um Meinungen und Urteile, wohl auch um Verurteilungen zu einem höchst komplizierten Sachverhalt.

In solchen Lagen sind die Medien besonders gefragt: Wie wird in Redaktionen darüber gedacht, was sagen Journalistinnen und Journalisten? Und mehr: Welche Experten befragen sie, welche Konsequenzen sehen die? Was meinen neben Medizinern Juristen, Ethiker, Theologen, Psychologen? Wie bei den ersten Herzverpflanzungen waren viele Blickwinkel gefordert.

Technik versus Ethik

Im Zentrum lag die Frage, ob es ein Recht gibt, in Würde zu sterben – also nichts weiter zu unternehmen. So aber gab es Vorwürfe gegen die Ärzte: Ihr Eingreifen habe das Sterben der Schwerverletzten unnötig verlängert. Dabei sei die Chance, angesichts fehlender Erfahrung das Überleben des Fötus über längere Zeit zu sichern, von Anfang an minimal gewesen. Das Amtsgericht Hersbruck (es sollte einen Betreuer benennen) sah das anders: Bei der „Güterabwägung zwischen dem postmortalen Persönlichkeitsschutz der toten Frau und dem selbständigen Lebensrecht des ungeborenen Kindes“ gehe das Recht auf Leben vor, verfügte es am 16. Oktober.

Ich leitete zu jener Zeit das Wissenschaftsressort des *Rheinischen Merkurs*. Zu meinen Aufgaben zählte es, über solche Themen nicht nur zu berichten, sondern sie abzuwägen und zu kommentieren. Nachdem die Redaktionskonferenz über den Vorgang diskutiert hatte, folgte die Vereinbarung, dass ich dazu den Leitartikel auf Seite 1 der Ausgabe vom 23. Oktober 1992 schreiben sollte. Das hieß, sich sehr kundig zu machen (auch in juristischer Hinsicht) und die Argumente aller Seiten zu respektieren – ohne schon eine Meinung zu haben und ohne zu wissen, zu welcher Position die Leser wohl am ehesten neigen. Ich gab meinem Beitrag den Titel „Eine Geburt jenseits der

Grenze“ und stellte dazu die Frage: „Mußten die Ärzte so handeln, wie sie es tun?“ Schon oft waren Schwangere tödlich verunglückt, doch hier wurde zum ersten Mal öffentlich bekannt, dass der Tod einer Schwangeren nicht gleichbedeutend sein muss mit dem Tod ihres ungeborenen Kindes. Und, so schrieb ich damals: „Bisher galt der Fötus als verloren; weder Juristen noch Moralthologen haben bisher von Medizinern gefordert, die Mutter müsse so lange gepflegt werden, bis ihr Kind zur Welt kommen kann.“ Gibt es da die Pflicht, anders zu handeln? Die Pflicht zu einem riskanten Versuch, einem Experiment?

Ich zitierte den Kieler Juristen und Arzt Günter Schewe. Er war der Meinung, „bei Experimenten sei nur ein eng begrenztes Risiko tolerierbar“; es könne „keinen medizinischen Fortschritt um jeden Preis geben“. Das mit dem Preis war sogar buchstäblich zu nehmen – Krankenkassen zahlen in solchen Fällen nicht mehr, da die Mutter bereits gestorben war – die Erlanger Klinik hatte Ausgaben von nahezu 100.000 DM angegeben. Überdies waren, wie ich schrieb, „jahrelange Kunstfehler-Prozesse zu befürchten, falls das Kind behindert zur Welt kommt. Dann würde darüber gestritten, ob die Ärzte trotz fehlender Erfahrung stets fachgerecht vorgegangen sind“.

Hinzu kam: Die Intensivmediziner hatten die Ethikkommission ihrer Klinik nicht zu dieser Sache befragt. Sie hatten nur einen ad hoc zusammengestellten kleinen Kreis eingeschaltet, der offiziell für solch eine ungewohnte Entscheidung nicht zuständig war. Dieser Mangel förderte die Skepsis und war als beträchtlicher Fehler auszulegen. Außerdem fühlten sich Marion P.s Eltern von den Ärzten schlecht informiert, wie der Vater vier Tage nach dem Unfall *Bild* sagte. Umstritten war ferner, was man zur Hirntod-Diagnose hätte sagen sollen. Und hatte der Umstand, dass das alles öffentlich geworden war, mit einem Bruch der ärztlichen Schweigepflicht zu tun? Nicht einmal Fachleute kamen zu einer einheitlichen und eindeutigen Position. So war zu beachten, was die „Einbecker Empfehlung“ der Deutschen Gesellschaft für Medizinrecht sechs Jahre zuvor festgelegt hatte: dass „es Fälle gibt, in denen der Arzt die medizinischen Behandlungsmöglichkeiten insbesondere zur Herstellung und Aufrechterhaltung der Vitalfunktionen ... nicht ausschöpfen muss“, auch wenn andererseits „Lebensschutz staatliche Pflicht und vorrangig ärztliche Aufgabe ist“. Würden die Medien heute über dieses Thema berichten? Was hätten etwa Talkshow-Gäste dazu zu sagen?

1994 schrieb die Politologin Birgit Sauer über das Erlanger Baby ein Kapitel für den rororo-Band *Neue Skandale der Republik*. In deftigen Sätzen prangerte sie unter der Überschrift „Der Mutterleib als Maschine“ an, was gemacht worden war: „Das

Erlanger Experiment ist nicht nur eine fränkische Provinzposse faustischer Ärzte, die noch vor der Premiere abgesetzt wurde. Der Fall ist dazu geeignet, den Diskurs um Leben und Tod, Frauen und Gebären nachhaltig zu Lasten von Frauen zu beeinflussen.“ Sie schrieb auch: „In ihrer zwieschlächtigen Art skandalisierte die Presse das Vorgehen der Erlanger Ärzte.“ Der damals ebenso stark beachtete wie umstrittene Arzt und Buchautor Julius Hackethal stellte gegen die Ärzte Anzeige wegen Körperverletzung und Misshandlung von Schutzbefohlenen. Ohne Erfolg. Zwei Wochen nach meinem Beitrag brachte die Zeitung sieben Leserbriefe. Die meisten sahen auch eine Grenzüberschreitung. Während ein Leser meinte, „der Verfasser läßt eine

plausible Erklärung für die Grenzüberschreitung vermissen“, bedankten sich zwei Leserinnen für die „klare Stellungnahme und die sehr guten sachlichen Argumente“ – beide fügten an, gemeinsam mit 21 Kollegen des Instituts für medizinische Psychologie der Uni München seien sie dagegen, „dass alles Denkbare auch zur Anwendung kommen muss“. Doch 2008 gelang es – in Erlangen! – 22 Wochen nach dem Tod einer Schwangeren, in der 35. Woche deren Jungen gesund zur Welt zu bringen. Davon berichteten die meisten Medien nur am Rand. *Eckart Roloff*

Dr. Eckart Roloff leitete von 1988 bis 2007 das Wissenschaftsressort

Infiziert!

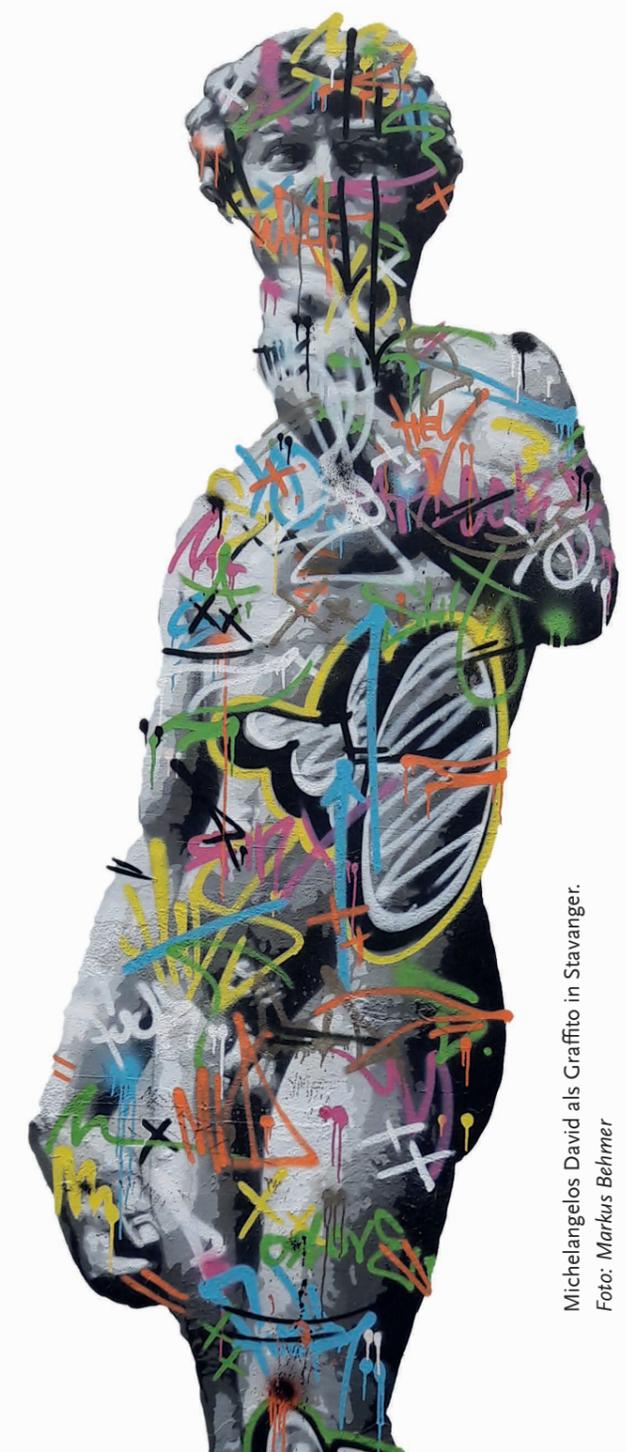
Es fiept, ein Fenster poppt auf: Virus entdeckt!

So ähnlich sollte es bereits 1992 bei vielen Computernutzern kommen, als das Virus Michelangelo die Runde machte. Da halfen nur noch Anti-Viren- und Viren-Schutz-Programme. Michelangelo wurde erstmals im Februar 1991 identifiziert. Bis heute ist ungeklärt, wer die Schadsoftware programmiert hat. Doch was hat dieses Virus mit dem italienischen Künstler Michelangelo di Lodovico Buonarroti Simoni zu tun? Schließlich ist der doch eher durch Werke wie das Deckenfresko der Sixtinischen Kapelle in Rom bekannt.

Das Virus wurde am 6. März 1992 aktiv, dem Geburtsdatum des Renaissancekünstlers. Es war dazu geschaffen, PC-Daten weltweit per Diskette zu infizieren und so die Datenbestände der jeweiligen Festplatte zu überschreiben und zu löschen.

Die Information über die Entdeckung des Virus 1991 breitete sich rasant aus und es entstand eine regelrechte Hysterie. Michelangelo war zwar nicht das erste bekannte Computervirus, aber es wurde zum ersten mit internationalem Medienecho, eine virale Zeitbombe. Die Infektion blieb oft erst unentdeckt, da sich das Virus inaktiv von Diskette zu Diskette verbreitete und erst am Stichtag aktiv werden sollte. Experten prognostizierten Millionen von infizierten Computern, das Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik gab sogar eine behördliche Warnmeldung heraus. Dementsprechend war auch der Ansturm von Computerbesitzern auf Anti-Viren- und Viren-Schutz-Programme groß.

Der 6. März kam – und ging. Die Virenplage blieb weitestgehend aus. Die Angaben zu Zahlen von infizierten PCs unterschieden sich, kamen aber selten über ein paar Tausend. Fraglich ist, inwiefern der ganze Hype nur Panikmache und geschicktes Marketing der IT-Sicherheitsbranche war, um ihre Programme an den Mann zu bringen: Seitdem boomt deren Markt und es gibt wohl kaum noch einen Computernutzer, der sich nicht vorsorglich vor Viren schützt. *Monika Dünninger*



Michelangelos David als Graffiti in Stavanger.
Foto: Markus Behmer

Von Füllfederhaltern und politischen Fliehkräften

Im Dreiländereck zwischen Deutschland, Belgien und den Niederlanden wird am 7. Februar 1992 mit dem Vertrag von Maastricht die Europäische Union gegründet. Mit einem für ihn ganz besonderen Füller setzt auch Theo Waigel seine Unterschrift unter den Vertrag.

Den Füllfederhalter hat Theo Waigel damals einfach eingesteckt: „Das war so ein schwerer Füller, mit dem ich unterschrieben habe, deshalb ist die Tinte nicht richtig geflossen und ist die Unterschrift mir nicht so schön gelungen wie sonst. Ich wollte eigentlich mit meinem eigenen Füller unterschreiben, aber ich hatte den Eindruck, dass das der Protokollbeamte nicht so geschätzt hätte,“ erinnert sich der damalige Bundesfinanzminister später an die feierliche Unterzeichnung in einem Interview mit der taz.

Mit den Unterschriften der damaligen Außen- und Finanzminister aller zwölf Mitgliedsstaaten unter dem Vertrag wird vor 25 Jahren die europäische Wirtschafts- und Währungsunion ins Leben gerufen. Das Regelwerk führt eine gemeinsame Außen- sowie Sicherheitspolitik ein. Die demokratische Legitimität der europäischen Organe stärkt es. Auch die Bürger der Europäischen Union profitieren: Ihnen verleihen die Politiker damals kurzerhand eine gemeinsame Unionsbürgerschaft. Seitdem haben alle EU-Bürger das Recht, in anderen europäischen Ländern wie Inländer behandelt zu werden – das gilt von der Suche nach Arbeit bis hin zum Kauf einer Wohnung. Darüber hinaus wird das Ende von Mark, Franc und Gulden beschlossen – bis 2002 soll im Bargeldverkehr eine gemeinsame Währung eingeführt werden, der Euro.

Dänischer Zwiespalt und britischer Eigensinn

Während die meisten Politiker von dem europäischen Projekt überzeugt sind, macht das Staatenbündnis in den Medien der Mitgliedsstaaten schnell Schlagzeilen. In Dänemark, Irland und Frankreich stimmen die Wähler in Volksabstimmungen über den Vertrag ab. Ein europäischer Wahlkrimi beginnt. Der Vertrag steht noch einmal auf der Kippe. Die Franzosen bestätigen das neue Regelwerk nur knapp. Im Referendum rechnen sie mit der eigenen Regierung ab. Viel Verständnis für die europäischen Nachbarn in der Union herrscht damals nicht. Die *Neue Zürcher Zeitung* schreibt – kurz und ähnlich knapp wie das Ergebnis – über die „leidige Erfahrung, dass die Franzosen bei Referenden vielfach nicht die gestellte Frage beantworten, sondern [sie] hauptsächlich ihrem Unmut über die gerade am Ruder befindliche Regierung Luft machen“. Auch in Dänemark fällt die Zustimmung nur knapp aus – und das erst im zweiten Anlauf. Das erste Referendum war zuvor gescheitert. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)* spricht vom „Dänische[n] Zwiespalt und britische[n] Eigensinn“. Denn neben den Franzosen und Dänen bereiten vor allem die Briten den anderen Mitgliedsstaaten Kopfschmerzen. Auch über Maastricht hinaus kann die „eiserne Lady“, Margaret Thatcher,

den sogenannten Beitragsnachlass für die eigensinnigen Briten durchsetzen. Diese Regelung gewährt dem Vereinigten Königreich einen satten Rabatt auf seine Beitragszahlungen.

Großer Schritt für Europa oder Fehltritt?

Ganz geheuer scheint auch den Medienmachern das neu entstandene politische Gebilde nicht zu sein. Über dieses Zusammenwachsen mit Hindernissen heißt es in der *FAZ*: Die entstandene Union ist ein „Staatenbund [...], dessen Fliehkräfte noch immer stärker sind als das Streben nach Gemeinsamkeiten.“ Die Kommissare seien „demokratisch kaum legitimiert und allenfalls dem Europäischen Parlament Rechenschaft schuldig. Und was sie hinter verschlossenen Türen beraten, das dringt nur spärlich an die Öffentlichkeit.“ Doch grundsätzlich waren sich die Blattmacher damals einig: Die Gründung der Europäischen Union durch den Vertrag von Maastricht ist ein großer Schritt für Europa – allerdings mit dem Potenzial, sich zum Fehltritt zu entwickeln.

Doch sollten die Skeptiker Recht behalten? Ein Vierteljahrhundert nach Vertragsabschluss steckt die Europäische Union in ihrer bisher schwersten Krise. In der Flüchtlingskrise ist die Union gespalten: Die Politiker sind nicht fähig, sich auf eine gemeinsame Linie in der Asyl- und Migrationspolitik zu einigen. Als ob das nicht genug wäre, gewinnen in fast allen Mitgliedsländern euroskeptische Parteien an Zulauf. Bei den französischen Präsidentenwahlen drohte gar ein Sieg der Europakritiker, der mit Ach und Krach in der Stichwahl noch abgewendet werden konnte.

Das hochverschuldete Griechenland hangelt sich von einem Hilfspaket zum anderen. Italien ist wirtschaftlich angeschlagen und wohl bald das nächste Sorgenkind der Euro-Zone. In Großbritannien stimmt eine Mehrheit der Bürger für den Austritt ihres Landes aus dem politische Gebilde. In den nächsten zwei Jahren werden die Briten aushandeln, wie die Zukunft außerhalb des Staatenbündnisses aussehen kann. Die Flüchtlingskrise, der Aufstieg der Populisten und das Brexit-Votum der Briten – so ein Szenario konnten sich die europäischen Staats- und Regierungschef beim Gipfel in Maastricht vor 25 Jahren wohl noch nicht vorstellen. Und trotzdem sind viele in Politik und Gesellschaft von der Bedeutung der europäischen Einigung überzeugt. Auch Theo Waigel. Der besitzt den Füller von damals übrigens immer noch.

Vera Katzenberger

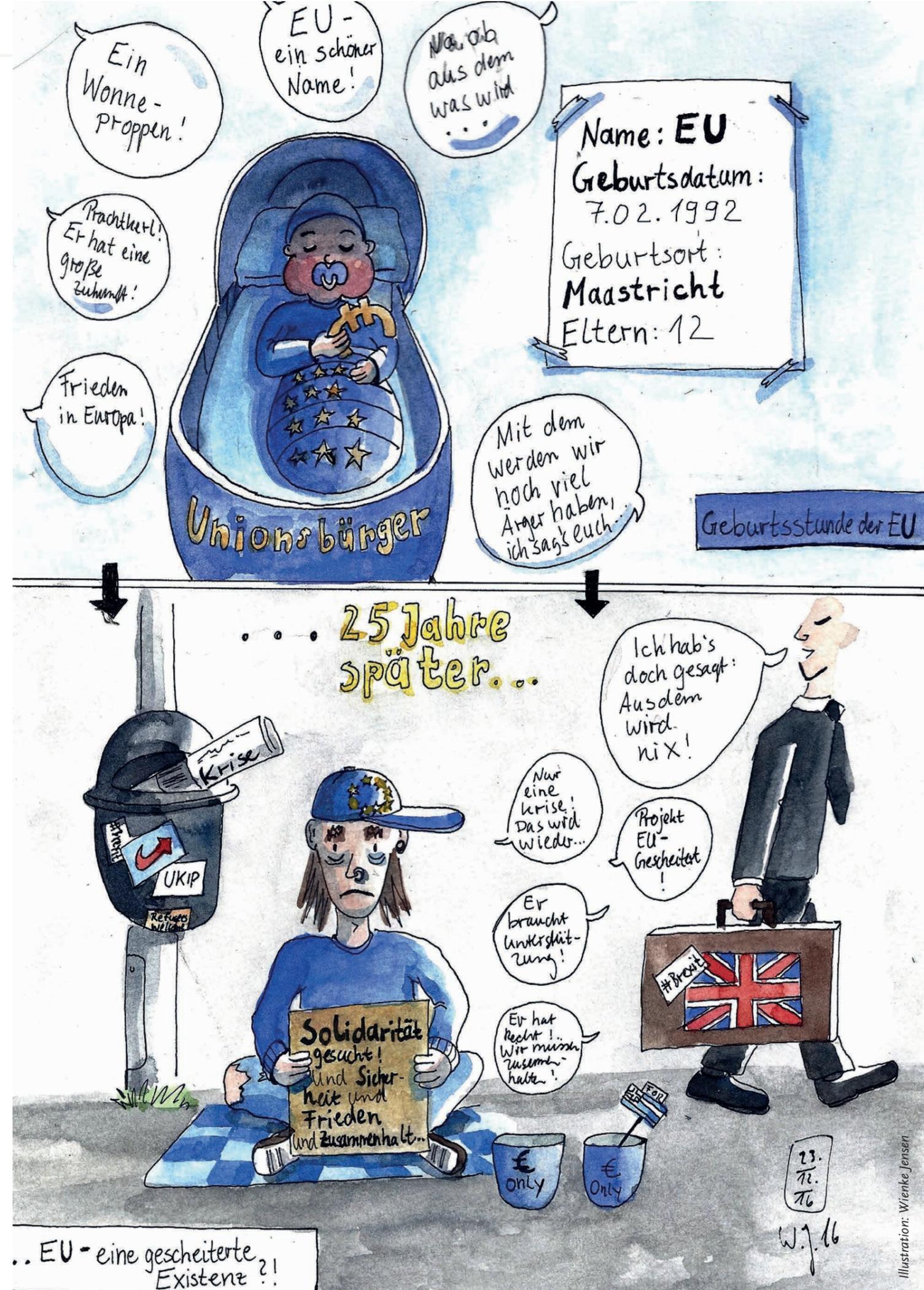


Illustration: Wienie Jensen

Der Kanzler in Bronze

Er wollte mehr Demokratie wagen, suchte die Annäherung mit dem Osten – und ist über einen DDR-Spion gestürzt. Mit dem Warschauer Kniefall ist Willy Brandt im kollektiven Gedächtnis verankert – noch heute steht er sinnbildlich im Herzen der SPD-Parteizentrale.

Am 8. Oktober 1992 starb Willy Brandt im Alter von 78 Jahren. Ein Jahr zuvor war bei ihm ein Tumor im Darm entdeckt worden. Nach mehreren Operationen hatte er die letzten Monate seines Lebens in seinem Haus in Unkel verbracht. Er war der erste Sozialdemokrat, der das oberste Regierungsamt in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg eroberte. Geflüchtet vor den Nazis nach Norwegen und Schweden änderte er seinen Geburtsnamen, Herbert Ernst Karl Frahm, in Willy Brandt. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte er nach Deutschland zurück, berichtete als Korrespondent skandinavischer Zeitungen über die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse. Im Oktober 1957 wurde er zum regierenden Bürgermeister von West-Berlin gewählt und schließlich im Oktober 1969 zum Bundeskanzler einer sozial-liberalen Koalition. 1974 trat Willy Brandt als Bundeskanzler zurück, Helmut Schmidt folgte ihm. Bis 1987 blieb der ehemalige Bundeskanzler und Friedensnobelpreisträger Parteivorsitzender der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Die deutsche Politik hat er bis zu seinem Tod 1992 und darüber hinaus nie wirklich verlassen.

Gibt die SPD heute Pressekonferenzen oder verkündet beispielsweise die Kanzlerkandidatur von Martin Schulz, so geschieht dies stets wohl inszeniert. In der Parteizentrale leuchten alle Scheinwerfer auf die eigens errichtete Bühne im Atrium. Im Hintergrund strahlt die weiße Schrift „SPD“ im roten Quadrat auf einer lila Leinwand. Die geladenen Journalisten der Hauptstadtresse sitzen wohlgerichtet vor dem Rednerpult. Die Kameraleute rahmen das Spektakel von außen und die Fotografen scharen sich um die Hauptakteure auf der Bühne. Doch über allem thront einer: Willy Brandt.

Stets am linken Rand des medialen Spektakels, direkt neben der Bühne steht die überlebensgroße Statue Willy Brandts. Die Zentrale der ältesten Partei Deutschlands in Berlin-Kreuzberg trägt nicht nur den Namen „Willy-Brandt-Haus“, sie hat Brandt auch ein Denkmal aus Bronze in ihre Mitte gesetzt. Jährlich besuchen 30.000 Menschen das „offene Haus“ der SPD. Das ist besonders, denn bei den meisten anderen Parteien wird man vom Sicherheitsdienst an der Pforte abgewiesen. Anders bei der SPD. Betritt man das lichtdurchflutete Atrium des modernen Willy-Brandt-Hauses und geht an den Kunstaussstellungen im Erdgeschoss vorbei, fällt der Blick schnell auf das Herzstück des Hauses: Die Willy-Brandt-Statue. 3,40 Meter hoch und 500 Kilogramm schwer, so thront die Bronzestatue des einstigen Kanzlers und Parteivorsitzenden in Mitten des Berliner Politikbetriebs. Fallen am frühen Vormittag die ersten Sonnenstrahlen durch die großen Glasscheiben des Hauses und erleuchten die Statue, dann scheint es, als würde die Figur mit

ausgestreckter Hand versuchen, das aufgeregte Treiben um sich herum zu entschleunigen. Eindeutig ist die Interpretation der facettenreichen Plastik Willy Brandts sicherlich nicht. Die Körperhaltung, die der Künstler Rainer Fetting Brandt gegeben hat, soll zeigen, wie er den Menschen gegenübertrat: nachdenklich, herzlich, launisch, mit der Bereitschaft, zuhören zu wollen, aber auch Proteste herausfordernd, immer mit dem Anspruch zu versammeln und zu führen.

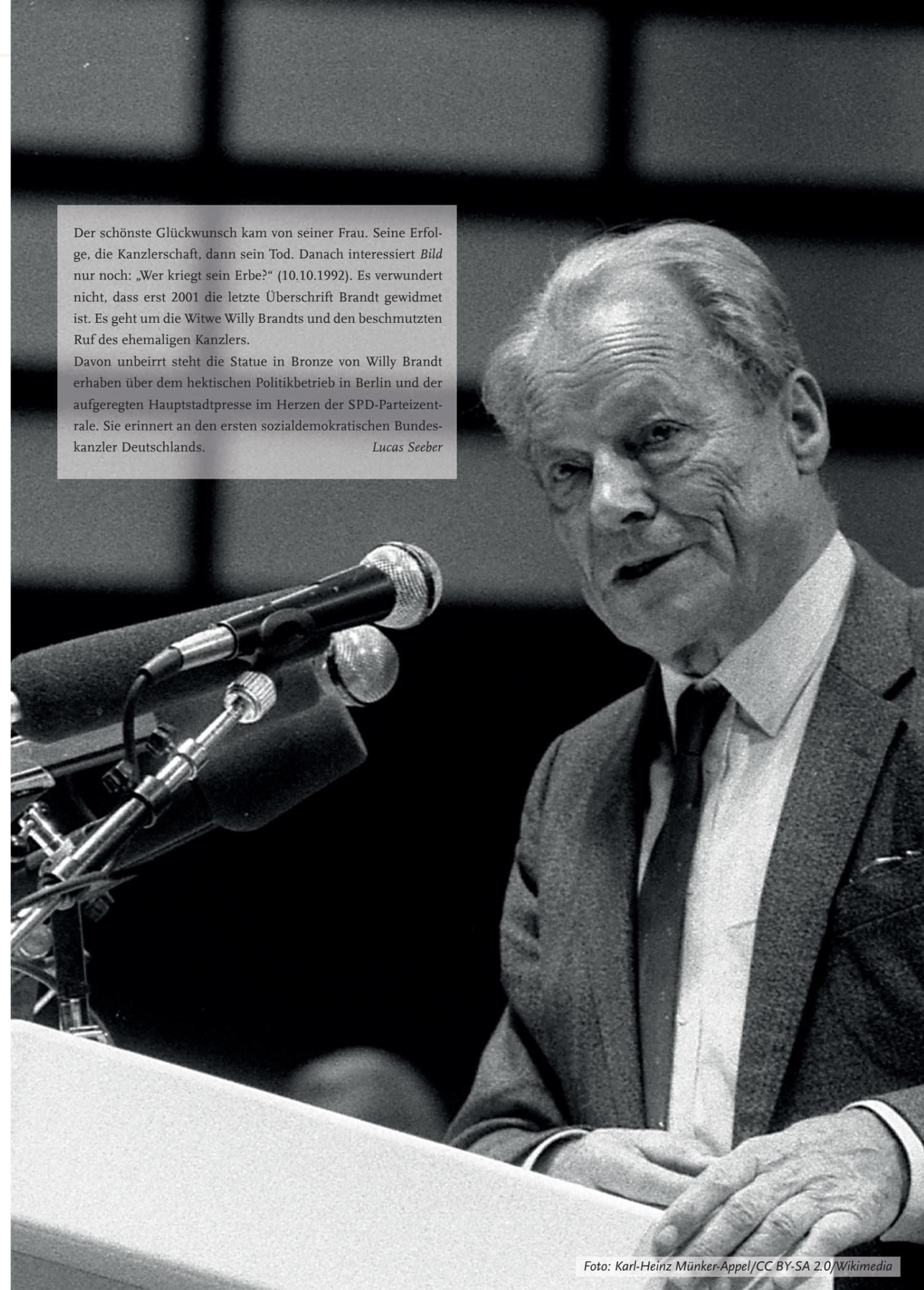
Willy Brandt ist heute nur noch in Form seiner Statue Teil des Politikbetriebs. Seine Bedeutung und die seiner Politik sind auch 25 Jahre nach seinem Tod unbestritten. Zu seinem 100. Geburtstag am 18. Dezember 2013 würdigt der Deutschlandfunk ihn als „großen Staatsmann und Visionär“. Was Brandt genau hinterließ, ist schwer zu sagen. Sicherlich sind die Neuordnung der Ostpolitik, der Grundlagenvertrag mit der DDR und wichtige Abrüstungsinitiativen wesentliche Erfolge seiner Politik. Doch all das kann die Bedeutung Brandts nicht fassen. Jan Fleischhauer, Kolumnist beim *Spiegel*, beschreibt Brandt als den Kanzler der Herzen, der es geschafft habe, in den Deutschen die Liebe zur Demokratie zu wecken. „Mehr Demokratie wagen“ gab er 1969 in seiner ersten Regierungserklärung als Motto aus. Seine politische Schaffenszeit wird gerahmt vom Konflikt des Kalten Kriegs. Der Mauerbau war Brandts größte Herausforderung in Berlin. Ein späterer Erfolg ist der friedliche Ausgang des Ost-West-Konflikts, auf den Brandt stets besonnen hingearbeitet hatte. Weltweit beachtet war Brandts Kniefall von Warschau. Als der Bundeskanzler am 7. Dezember 1970 das Warschauer Mahnmal des Ghetto-Aufstands von 1943 besuchte, kniete er symbolträchtig zum Gedenken der Opfer nieder. Die Bilder des knienden, um Verzeihung bittenden Kanzlers gingen um die Welt.

Als „Mythiker und Melancholiker“ hatte Brigitte Seebacher, Brandts dritte Ehefrau, ihren Mann beschrieben. Sicherlich ist er eine ganz besondere Persönlichkeit, deren Komplexität die Statue in der Parteizentrale auszudrücken versucht. Ähnlich ambivalent war sein Verhältnis zu den Medien. Springer habe Brandt großgemacht, sagt der Brandt-Biograf Peter Merseburger. Mehr als ein Jahrzehnt feierte *Bild* den Berliner Bürgermeister und Außenminister im Kabinett Kiesinger, doch nach seinem Tod geht es hauptsächlich um Affären und Intrigen. Und so verwundert es nicht, dass Brandt stets ein wichtiger Teil der *Bild*-Berichterstattung ist. Los gehen die Schlagzeilen 1958. Im Mai titelt *Bild*, dass Brandt als regierender Bürgermeister Berlins das Springer Verlagshaus besucht. Im Wahlkampf 1969 sorgt sich *Bild* sogar um Brandt: Angeblich allgemeine Erschöpfung. Zum späteren Wahlerfolg schreibt *Bild*:

Der schönste Glückwunsch kam von seiner Frau. Seine Erfolge, die Kanzlerschaft, dann sein Tod. Danach interessiert *Bild* nur noch: „Wer kriegt sein Erbe?“ (10.10.1992). Es verwundert nicht, dass erst 2001 die letzte Überschrift Brandt gewidmet ist. Es geht um die Witwe Willy Brandts und den beschmutzten Ruf des ehemaligen Kanzlers.

Davon unbeirrt steht die Statue in Bronze von Willy Brandt erhaben über dem hektischen Politikbetrieb in Berlin und der aufgeregten Hauptstadtresse im Herzen der SPD-Parteizentrale. Sie erinnert an den ersten sozialdemokratischen Bundeskanzler Deutschlands.

Lucas Seeber



Aus zwei macht eins

Mit dem Fall der Berliner Mauer endet 1989 die Ära der beiden Deutschlands – und damit auch das Zeitalter des DDR-Rundfunks. Vor 25 Jahren tritt der erste gesamtdeutsche Rundfunkstaatsvertrag in Kraft und besiegelt die bis heute bestehende Rundfunkordnung.

„Ich habe noch ein ganz persönliches Anliegen, und ich glaube, ich spreche hier den Berlinern auf der Seite und auf der Seite aus dem Herzen: Vielleicht schaffen wir es mal, dass es eines Tages nichts Besonderes ist, wenn sich zwei wie wir in einer Sendung treffen.“ Mit diesen Worten verabschiedet Showmaster Frank Elstner seinen ostdeutschen Kollegen Wolfgang Lipfert am 22. April 1989 aus der ZDF-Sendung *Nase vorn*. Dass sich sein Wunsch schon ein gutes halbes Jahr später erfüllen würde, damit hat Elstner wohl zu diesem Zeitpunkt nicht gerechnet.

Der Einigungsvertrag und die Einrichtung

Es ist der 20. September 1990. Mit 299 Ja-Stimmen in der Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik und 440 Ja-Stimmen im Bundestag der Bundesrepublik wird der so-

genannte Einigungsvertrag angenommen. Ein Bestandteil: Paragraph 36 zur Neuordnung des Rundfunks. Die beiden Rundfunksysteme, die sich in den vergangenen Jahren der Teilung in so unterschiedliche Richtungen entwickelt hatten, unter so unterschiedlichen Bedingungen existierten, sollten

nun zusammengefasst werden. Aus zwei macht eins. Kein einfaches Unterfangen.

Schon zu Beginn der Verhandlungen ist klar, dass auch in den neuen Ländern das Prinzip des dualen Systems gelten soll – eine friedliche Koexistenz öffentlich-rechtlichen sowie privaten Rundfunks. Doch es ist auch klar: Der Aufbau des öffentlich-rechtlichen Rundfunks erhält Priorität. Noch im Oktober 1990 nimmt die sogenannte „Einrichtung“ ihre Arbeit auf – so sieht es Paragraph 36 des Einigungsvertrages vor. Rudolf Mühlfnzl ist ihr Leiter – ein alter Fernsehase: Ab 1969 war er Chefredakteur des BR. 1986 wurde er der erste Präsident der Bayerischen Landeszentrale für Medien und nun, 1990, Rundfunkbeauftragter für die neuen Bundesländer. Seine „Einrichtung“ soll den gesamten Hör- und Fernsehfunks der ehemaligen DDR zusammenfassen. Bis zum 31. Dezember 1991 wird sie die Bevölkerung in Ostdeutschland nach den Grundsätzen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks mit Hörfunk und Fernsehen versorgen. Dann muss Schluss sein – auch das hält Paragraph 36

des Einigungsvertrages fest. Spätestens dann müssen die Bestandteile der „Einrichtung“ in neue oder bereits bestehende Anstalten des öffentlichen Rechts überführt werden.

Alles auf Anfang? Die neuen Rundfunkanstalten

Die Neustrukturierung der Medienlandschaft erfolgt nicht ad hoc. Viel mehr ist sie geprägt von zahlreichen Gesprächen und zähen Verhandlungen. Besonders die politischen Ausrichtungen der einzelnen Bundesländer spielen bei den Diskussionen um den Beitritt zu beziehungsweise der Neugründung von öffentlich-rechtlichen Anstalten eine große Rolle.

Vergleichsweise unproblematisch verlaufen die Verhandlungen in den Ländern Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt. Schon bald beschließen sie die Gründung einer gemeinsamen Landesrundfunkanstalt. Bereits im Februar 1991 unterzeichnen sie den formellen Beschluss. Der Mitteldeutsche Rundfunk (MDR) ist geboren. Als zehnte Landesrundfunkanstalt schließt er sich der Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten Deutschlands an.

Auch Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern spielen zunächst mit dem Gedanken einer Mehrländeranstalt. Nordostdeutsche Rundfunkanstalt, NORA – das Kind hat bereits einen Namen. Doch die Idee scheitert. Zu groß sind die politischen Differenzen, zu bedeutend die bestehenden Vorbehalte. Stattdessen schließt sich Mecklenburg-Vorpommern – nach starkem Werben – dem Norddeutschen Rundfunk (NDR) an, der bis dato von Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Hamburg betrieben wird. Nur Brandenburg entschließt sich zu einer Einlandesanstalt. Entgegen aller Kritik hinsichtlich der Finanzierung gründet es den Ostdeutschen Rundfunk Brandenburg (ORB) – mit mäßigem Erfolg. Im Laufe der Jahre sollten die Kritiker Recht behalten. Die Ausgaben übersteigen die Einnahmen, die Finanzierung des Senders ist gefährdet, zuletzt nicht mehr möglich. 2003 fusioniert der ORB mit dem Sender Freies Berlin (SFB) zu Radio Berlin-Brandenburg (rbb). Neben der Umstrukturierung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks tut sich – etwas verzögert – auch etwas im privaten Rundfunksektor. So will es die Verfassung.

Im Herbst 1991 verabschieden die neuen Landtage die Landesmediengesetze. Sie gelten als Grundlage für den privaten Rundfunk und sie ebnen den Tätigkeiten der neu gegründeten Landesmedienanstalten die Bahn. Auch bei den Landesmedienanstalten schließen sich die Bundesländer zusammen: Berlin macht mit Brandenburg gemeinsame Sache und folgt damit dem Beispiel der Bundesländer Hamburg und Schleswig-Holstein.



Zehn Jahre deutscher Fernsehfunks: In der DDR erschien anlässlich dieses Jubiläums eine Briefmarke (Foto links). Der spätere Herr der „Einrichtung“: Rudolf Mühlfnzl (Foto oben, Mitte), hier mit Franz Josef Strauß und dessen Tochter Monika Hohlmeier.

Fotos: BR, Historisches Archiv/privat

Und weiter? Der Rundfunkstaatsvertrag

Am 31. August 1991 unterzeichnen alle deutschen Bundesländer den Staatsvertrag über den Rundfunk im vereinten Deutschland. Ein Meilenstein. Jahrelange Diskussionen, Umstrukturierungen und Fragen finden ein Ende. Mit dem Inkrafttreten am 1. Januar 1992 besiegelt der Rundfunkstaatsvertrag die Neuerungen, ja, die rundfunkrechtliche Integration der neuen Bundesländer. Noch in der Nacht werden die Tätigkeiten aller Staatssender der ehemaligen DDR eingestellt – nun gibt es kein Zurück.

Freilich, ganz ohne Kritik vollzieht sich der rundfunkpolitische Zusammenschluss der beiden Deutschlands nicht: Insbesondere die Einstellung des ostdeutschen Rundfunkprogramms sorgt für Unmut, immerhin verloren beinahe 10.000 Menschen auf einen Schlag ihre Beschäftigung. Zwar sollen

die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter weitgehend in den neuen Rundfunkstrukturen beschäftigt werden – doch der Versuch glückt nicht in allen Fällen. Auch während der Aushandlungen werden immer wieder Stimmen laut, der DDR sei ein bestehendes System übergestülpt worden, man habe keine Chance gegeben, ein eigenes ostdeutsches Rundfunksystem wachsen zu lassen.

Hätte so vielleicht die eine oder andere Schwäche des bestehenden Rundfunksystems ausgeglichen werden können? Diese Frage wird wohl nie beantwortet werden können – und nach allen Umstrukturierungen kann festgehalten werden, dass die Ostdeutschen nach Jahren der Fremdsteuerung, der Indoktrination nun die Chance hatten, an einem freien, objektiven Rundfunk zu partizipieren. Und das ist doch eindeutig ein Gewinn.

Theresa Briselat

Flott gestartet, quick beendet

Sie war die erste deutsche Illustrierte nach dem Krieg. Sie brachte aufregende Fotos, provozierte mit politischen Statements rechts der Mitte. Sie zeigte nackte Haut – und dann war plötzlich Schluss: Am 27. August 1992 wurde die *Quick* eingestellt.



Die erste Ausgabe der ersten Illustrierten nach dem Zweiten Weltkrieg erschien am 25. April 1948 für zwei Mark und lockte mit einer Titelstory vom amerikanischen Präsidenten Truman und der Unterzeichnung des Marshall-Plans: „Ein bedeutsames Bilddokument: Präsident Truman unterzeichnet Gesetz über die Europahilfe“. Anfangs war die *Quick* ein reines Bildblatt, das im Münchner Martens-Verlag erschien. Sie startete mit einer Auflage von 110.000 Exemplaren und steigerte sich bis 1962 auf rund 1,7 Millionen. Damit war sie die zweitgrößte deutsche Illustrierte. Nur der *Stern* verkaufte noch 100.000 Stück mehr. Für den damaligen Chefredakteur Gerd Braun war die Illustrierte ein klassisches Nicht-Politik-Magazin. Er sagte in einem Interview gegenüber der ARD: „Die *Quick* versteht sich nicht als Polit-Magazin. Der *Stern* ist ein Polit-Magazin, ein Enthüllungsblatt, das von politischen Ereignissen ganz besonders Honig saugt, während wir uns als klassische Illustrierte verstehen, wo die Politik zwar vertreten ist, aber nicht dem Blatt den Stempel aufdrückt. Ein Illustrierten-Leser will nicht dauernd – neben Fernsehen und Tageszeitungen – auch noch in einer Illustrierten möglichst viel über Politik lesen.“ Mit ihrem Werbeslogan „*Quick*-Lesern gehört die Welt“ warb sie um

die Gunst des Publikums. Die Mischung aus Information, Unterhaltung, Klatsch und Tratsch mit reichlich Fotomaterial kam in den 50er Jahren bei den Bundesbürgern gut an. Besonders beliebt war *Nick Knatterton*, ein Comic über einen Meisterdetektiv, der von Manfred Schmidt gezeichnet wurde. Auch prominente Gastautoren verfassten Artikel oder Kolumnen, wie Lorient und Johannes Mario Simmel.

In den 60er Jahren änderte sich dann die Blattlinie, als der Hamburger Bauer-Verlag die Zeitschrift für 68 Millionen Mark erwarb und sie deutlich rechts der Mitte ausrichtete, um sie vom größten Konkurrenzblatt, dem liberalen *Stern*, abzusetzen. Es folgten eine Reihe hetzerischer Schlagzeilen, unter anderem „Neger-Aufstand in den USA: Jetzt killen wir die weißen Frauen“ (1967), oder die Veröffentlichung von geheimen Verhandlungsdokumenten des Bundeskanzlers Willy Brandt; in Zeiten des Kalten Krieges ein heikles Unterfangen.

Der Kampf der zwei führenden Illustrierten *Quick* und *Stern* gipfelte in den 70er Jahren in der Behauptung des *Sterns*, dass der niederländische *Quick*-Chefredakteur Heinz van Nouhuys als Doppelagent für die Stasi und den Bundesnachrichtendienst tätig sein würde, eine Beschuldigung, die sich erst 1989 als haltlos erwies. Zu Zeiten der sogenannten „Sexwelle“ in den 70ern versuchte auch *Quick* die Aufmerksamkeit der Leser mit reißerischen „Sex und Crime“-Themen auf sich zu ziehen. Auf den Titelseiten räckelten sich spärlich bekleidete Models und in den Aufmachergeschichten erfuhr man etwa „Warum Ehemänner fremdgehen“. Doch die Krise kam. In den 90er Jahren schlug der Versuch, wieder zur politischen Mitte zurückzukehren, fehl. Es gab heftige Proteste in der CSU, da Briefe vom einstigen DDR-Devisenbeschaffer Alexander Schalck-Golodkowski an den Minister für Staatssicherheit Erich Mielke über persönliche Kontakte zu Franz Josef Strauß abgedruckt wurden. Hinzu kam, dass das Anzeigenaufkommen um 50 Prozent und die Auflage auf wöchentlich 700.000 Exemplare sank. Am 27. August 1992 war es dann soweit: Die *Quick* wurde über Nacht eingestellt. Eine große Überraschung für die Mitarbeiter. Chefredakteur Richard Makorn begründete dies durch den Aufschwung des Privatfernsehens, das die meisten Werbeaufträge abbekäme. So sei die Finanzierung der Zeitschrift nicht mehr sicherzustellen. Hunderte Mitarbeiter wurden gekündigt. Die *Süddeutsche Zeitung* merkte an, dass die *Quick* zu einer „tantig-spießigen Kichererbse“ verkommen sei und sie tränenlos verabschiedet werde.

Judith Neiber

Bilder: Die erste und die letzte Ausgabe der *Quick* vom 25. April 1948 (oben) und vom 27. August 1992 (rechts).



Der TV-Allrounder

Als Ideenlieferant, Moderator und Showmaster ist der Schweizer Guido Baumann für Quizshows der 60er und 70er Jahre im deutschsprachigen Fernsehen tätig. Im Dezember 1992 stirbt Baumann.

„Grüezi miteneand“, so stellt sich Guido Baumann 33 Jahre lang den Zuschauern der Rateshow *Was bin ich?* des Ersten Deutschen Fernsehens und später des Bayerischen Rundfunks vor. Der am 15. Januar 1926 in der Schweiz geborene Journalist ist von 1955 bis 1988 Mitglied des Rateteams der beliebten Quizshow. In der Sendung müssen Prominente den Beruf ausgewählter Personen durch gezielte Ja/Nein-Fragen erraten. Neben Baumann gehören auch Annette von Aretin, Marianne Koch und Hans Sachs zum Rateteam. Den Zuschauern prägt sich Baumann durch sein „Geh' ich recht in der Annahme ...?“ schnell als brillanter Ratefuchs ein. Häufig errät er vor allen anderen, welcher Beruf gesucht ist. Nach dem Tod des Moderators Robert Lembke soll die Show von Baumann unter dem Titel *Heiter weiter* auf Sat.1 fortgeführt werden – doch nach nur 26 Folgen scheitert der Versuch. *Was bin ich?* zählt mit einer Einschaltquote von 14 Millionen Zuschauern über Jahrzehnte zu den beliebtesten Sendungen: 334 Folgen, 1.700 Berufe und ebenso viele Kandidaten kommen zu Besuch. Baumann war seit 1969 Leiter der Unterhaltungsabteilung bei Radio Zürich,

ab 1973 sogar Unterhaltungschef des Schweizer Fernsehens. Außerdem ist er als Autor, Moderator und Produzent für verschiedene Fernsehkanäle tätig: *Schaukelstuhl*, *Hart auf Hart* oder *Gewusst wo* zählen zu den bekanntesten der zwölf Fernsehserien, für die Baumann als Autor fungierte.

In den 60er und 70er Jahren verzeichnet er schließlich großen Erfolg als Moderator der Quizshow *Sag die Wahrheit* sowie als Mitproduzent der TV-Spieleshow *Wünsch Dir Was*, in der Familien aus der Schweiz, Österreich und Deutschland gegeneinander antraten. Seit 1979 bringt er die *Edition Guido Baumann* heraus – eine Sachbuchreihe, in der u.a. Werke des Journalisten Felix Rexhausen und des Schauspielers Dieter Hildebrandt mit pointierten Beobachtungen *Über Wahlkampf* oder *Über die Bundesliga* erscheinen. Auch als Schauspieler tritt er gelegentlich in Erscheinung, doch im Gedächtnis bleibt er als Ratefuchs und Moderator. Für sein Mitwirken bei *Was bin ich?* und die Mitproduktion der Show *Wünsch dir was* erhält er sogar zwei Goldene Kameras. Am 23. Dezember 1992 stirbt Baumann an Leberkrebs.

Anja Elser

„Yes! It's The Benny Hill Show!“

20 Jahre lang begrüßt Englands erster TV-Comedystar so seine Zuschauer.

Sein komödiantisches Talent hat Alfred Hawthorn „Benny“ Hill, geboren am 21. Januar 1924 in Southampton, in den Genen: Großvater, Vater und Onkel sind beruflich als Zirkusclowns tätig. Hill arbeitet zunächst als Milchmann. Seine große Leidenschaft ist jedoch die Comedy, sein Traum das Showbusiness. Um an sein Ziel zu gelangen, arbeitet der Brite zunächst als Laufbursche, dann als Assistant Stage Manager am East Ham Palace, einem Theater in London. Später tingelt er mit einer Revue-Show *Send Him Victorious* durch das Land, bis er für das Militär eingezogen wird – aber auch hier wird er Teil der Entertainment-Abteilung und spielt mit der Musikshow *Stars in Battledress* auf den Bühnen der Army Bases. Nach dem Ende seiner Militärzeit zieht es Hill zurück nach London. Es folgt sein erster Live-Auftritt als Comedian – doch dieser endet desaströs: Anstatt mit ihm zu lachen, spottet das Publikum über ihn. Hill steht kurz davor aufzugeben. Einen letzten Versuch wagt er beim Fernsehsender BBC. Seine Sketche kommen bei den Verantwortlichen so gut an, dass sie ihn engagieren. Das Format „Fernsehen“ stellt sich schließlich als seine perfekte Bühne heraus. In der Comedyshow *Kaleidoscope* tritt er zusammen mit weiteren Talenten auf und

entwickelt fast im Alleingang eine ganz neue Formate: Die Fernsehparodie. Hills Sketche sind für diese Zeit bahnbrechend. Er ist der Erste, der mehrere Rollen gleichzeitig spielt, und er parodiert zuerst Fernsehwerbung – eine Revolution der Comedyszene. Am 19. November 1969 bekommt Hill schließlich seine eigene Sendung: *The Benny Hill Show* – eine Sketch-Comedy, in der der Brite in verschiedene Rollen und Kostüme schlüpft. Er parodiert bekannte Fernsehgesichter und trägt extravagante Musikstücke vor. Benny Hill wird durch sie quasi über Nacht zum ersten Comedy-Superstar Großbritanniens. Kritiker bezeichnen seine Sketche als frauenfeindlich und sexistisch. Doch der Erfolg gibt ihm Recht. Seine Show schlägt auch im Ausland ein: In mehr als 140 Ländern – darunter die USA, Deutschland und Frankreich – bringt Hill sein Publikum zum Lachen. Mitte der Achtziger ändert sich jedoch die Comedylandschaft. Eine junge, alternative Comedyszene entwickelt sich. In dieser neuen Ära ist für Hill kein Platz. 1989 wird seine Show schließlich abgesetzt. Und nicht nur beruflich geht es rasant bergab – auch gesundheitlich hat der einstige Star schwer zu kämpfen. Am 18. April 1992 stirbt Benny Hill einsam in seiner Londoner Wohnung.

Anja Elser

Eine Sendung verändert das Fernsehen

Am 14. September 1992 geht Hans Meiser mit seiner Daily-Talk-Show als erstes Format dieser Art bei RTL auf Sendung, die erst 2001 nach 1.700 Folgen eingestellt wird. Damit gilt er als Vorreiter der Scripted Reality-Formate und Dokusoaps, die bis heute im TV laufen.

Hans Meiser war ein Garant für Spitzenquoten: Mit seiner Talkshow erreichte er 40 Prozent Marktanteil und räumte auch renommierte Publikumspreise ab. Schnell ging das Erfolgsformat bei mehreren Sendern in Serie. Ob *Ilona Christen*, *Die Oliver Geissen Show* oder *Bärbel Schäfer* bei RTL, ob *Vera am Mittag*, *Kerner* oder *Jörg Pilawa* bei Sat.1, alle talkten plötzlich wie Meiser. Hans Meiser – der Mann und seine Show – revolutionierten die TV-Unterhaltung und stellten komplett neue Regeln auf:

1) Jeder ist fernsehtauglich und alle Themen sind diskussionswürdig. Meisers Talkgäste mussten nicht mehr wie bisher über Expertenwissen verfügen, um im TV mitdiskutieren zu dürfen. Im Gegenteil: Mit *Hans Meiser* verwirklichte sich Andy Warhols (ironische) Forderung der „15 Minuten Ruhm“ für alle. Bewusst durchschnittliche, bis dato völlig unbekannte Personen ohne größere Vorkenntnisse stritten sich eine Stunde lang über triviale Themen: von Seitensprung bis Mundgeruch, von Sex-Vorlieben bis Sozialbetrug.

2) Fernsehen findet auch am Nachmittag statt. Mit *Hans Meiser* wurde der Nachmittag plötzlich Fernseh-Hauptzeit. Dort liefen nun nicht mehr nur Wiederholungen oder unpopuläre Bildungssendungen, nein, *Hans Meiser* erweiterte den Programm-Fokus auf bis dato kaum genutzte TV-Zeiten. Und übrigens auch auf „neue“ Zielgruppen, denn das Format richtete sich in erster Linie an Frauen und – in Bezug auf das Alter – an die bislang medial vernachlässigte Generation 50 plus.

3) Fernsehen ist emotional. Statt kühler, sachorientierter Meinungsbildung setzte *Hans Meiser* auf die Erzeugung von starken Affekten wie Empörung oder Wut – bei den Diskussionspartnern, beim Publikum im Saal und beim Zuschauer zuhause. Nur einer blieb cool: der Moderator. Hans Meiser war der Fels in der Brandung, die gottgleich regulierende Instanz, der Kumpel von Nebenan, der Vater, den sich jeder wünscht.

4) Diskussionen müssen nicht seriös sein und das Fernsehen darf lügen. Diese starke Emotionalisierung und zugleich Uninformiertheit von Meisers Gästen schlug von Staffel zu Staffel zunehmend in einen Kommunikationsstil um, der bis dato im Fernsehen undenkbar gewesen wäre. Das Schlagwort „Pöbel-TV“ verbindet sich neben anderen Sendungen dieser Jahre auch mit *Hans Meiser*. Viele Fernsehzuschauer liebten diese Talk-Show wahrscheinlich weniger wegen der Themen als vielmehr, weil sie Voyeurismus, Überlegenheitsgefühle, Verachtung, Fremdschämen in ihnen auslöste. Dieser fernsehetische Tabubruch war wohl nur mit einem Moderator wie Hans Meiser möglich: Als ehemaliger Anchorman der RTL-Nachrichten und Moderator von Info-Sendungen wie *Notruf*

galt er als Inkarnation von Glaubwürdigkeit und Seriosität. Er hatte den Geruch des biedereren Spießers mit Gartenzweig im Vorgarten. Nur so einem Moderator war es zum damaligen Zeitpunkt „ungestraft“ möglich, pöbelnde Diskutanten aufeinander loszulassen oder ihnen die Bühne zu geben, um ihre abseitigsten sexuellen Vorlieben detailliert zu schildern. War



Foto: Sven Mandel/CC BY-SA 4.0/Wikimedia

die Grenze des Schicklichen erreicht, griff Meiser ein und rief väterlich zur Ordnung. Hans Meiser fing solche drohenden Entgleisungen mit jenem Hauch von Biederkeit und Seriosität ein, die das bis dato Undenkbare im Nachmittagsfernsehen erst tolerierbar machte.

Noch mit einem anderen Tabu brach *Hans Meiser*: Dieses Format setzte scheinbar auf völlige Authentizität – die Gäste, ihre Emotionen, die Alltagsthemen, alles schien echt, glaubwürdig, unverfälscht. Quatsch! Von Staffel zu Staffel wurde immer mehr gscriptet und gecastet. Im Publikum saßen Studenten, die sich ein paar Mark dazuverdienen, um zur richtigen Zeit die Diskussionen durch vorgegebene Wortmeldungen anzuhetzen – selbst wenn RTL und Hans Meiser das lange bestritten. Und trotzdem: Keiner redet heute mehr von Hans Meiser – weder von dem Menschen noch von seiner Daily-Talk-Show. Das Format blieb der Medienkultur der 90er Jahre verhaftet und scheint sich heute überholt zu haben. Ob das bedauerlich ist, mag jeder für sich entscheiden.

Andrea Bartl

Dr. Andrea Bartl ist Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Bamberg.

Das Zentralorgan als Autobahn zur Macht

Hermann Axen war 1956 bis 1966 Chefredakteur des SED-Zentralorgans *Neues Deutschland* – ohne Schulabschluss und ohne jede journalistische Ausbildung. Kurz vor seinem Tod ist das nur noch eine Fußnote. Axen starb am 15. Februar 1992.

„Ich glaube, ich war überhaupt der längste Chefredakteur des *ND*“, sagt Hermann Axen in einem der Gespräche, die er Ende 1991, Anfang 1992 mit Harald Neubert führte. In diesen Gesprächen geht es um das Scheitern der DDR. Um Parteidisziplin, um die kommunistische Bewegung, um ihre Gegner. Der „längste Chefredakteur“ ist da bestimmt nicht ironisch gemeint. Hermann Axen muss man auf den Gruppenbildern



Hermann Axen (links) neben dem DDR-Ministerpräsidenten Willy Stoph und dem Ersten Sekretär des KPdSU-Zentralkomitees Boris Pastuchow im Mai 1980.
Foto: Wolfgang Thieme/Bundesarchiv

der SED-Spitze nicht lange suchen. Kleiner ist keiner. Und mit der deutschen Sprache war das ja offenbar ohnehin so eine Sache in den DDR-Medien, vor allem im *Neuen Deutschland*, dem Zentralorgan der führenden Partei, das Axen vom Spätsommer 1956 bis Anfang 1966 leitete. Losungen, Tagungsberichte, Funktionärsfotos. Eine dünne Zeitung (meist nur acht Seiten), über die die DDR-Bürger nicht erst im Rückblick geschimpft haben. Langweilig, einseitig, unglaubwürdig.

Hermann Axen war dabei einer, der es hätte besser wissen können. Ein Arbeiterpolitiker mit Bildung, wenn auch ohne

Abschlusszeugnis. Sein Vater hatte eine „große Bibliothek“, allerdings nur mit „deutschsprachigen Büchern“, erzählt er Harald Neubert. Ein jüdischer Handelsvertreter, geboren in Galizien, der ein paar Semester in Wien studiert hatte und dann mit seiner Frau nach Leipzig gegangen war. Sohn Hermann, 1916 dort geboren, ist in der Volksschule ein Star und bekommt einen Freiplatz für das Gymnasium. „Meine Eltern hätten das Schulgeld nicht aufbringen können.“ Hermann lernt Englisch, Französisch und Latein, gibt selbst Nachhilfeunterricht und bekommt einen Preis. Der beste Aufsatz über Walther von der Vogelweide in Sachsen. Vielleicht wird er deshalb Zeitungsobmann im kommunistischen Jugendverband. Flugblätter schreiben, die Wandzeitung machen. Ein kleiner Chefredakteur sozusagen.

Auch später wird Axen immer wieder mit den Medien der KPD zu tun haben. Parteiarbeit ist schon damals Öffentlichkeitsarbeit. In Paris zum Beispiel gehört er zur Radiogruppe, die den Freiheitssender 29,8 in Spanien beliefert. Jede Woche eine Sendung. „Was aber gesendet wurde und was nicht, wusste ich nicht.“ Auch Feedback gab es nicht. Mehr als ein halbes Jahrhundert später sagt Axen, er habe weiter wie ein Pennäler geschrieben. Die Schule hatte er 1933 verlassen müssen, ohne Abitur. Jude und Kommunist. Das war zu viel. Illegalität, drei Jahre Zuchthaus, Ausweisung. Später erst Lager in Frankreich, dann Auschwitz, schließlich Buchenwald.

Wer diese Hölle überlebt hatte, brachte nicht nur den Willen zum Neuanfang mit, sondern auch das nötige Netzwerk und die eingebrannte Häftlingsnummer als Legitimation. Axen gehört zu den Gründern des Jugendverbandes FDJ und wird Mitherausgeber und Redaktionsmitglied der Jugendzeitschrift *Neues Leben*. Im Februar 1949 kommt er im innersten Machtzirkel an: Abteilungsleiter für Massenagitation im Parteivorstand.

Teilnehmer an den Sekretariatsitzungen und Herr über einen Beirat, zu dem alles gehörte, was im ostdeutschen Journalismus damals Rang und Namen hatte. Albert Norden, Gerhart Eisler, Rudolf Herrstadt, Karl Maron, Otto Winzer. Der III. Parteitag 1950 macht aus Hermann Axen auch offiziell ein Sekretariatsmitglied.

Chefredakteur des *ND* ist da eigentlich keine Option mehr. Doch Axen fällt, wie so viele in den unruhigen 1950er Jahren, als es um Westspione geht, um die Nachfolge Stalins in Moskau, um den 17. Juni. Das Zentralorgan wird zur Autobahn, die

ihn wieder zurückbringt zu den höchsten Weihen. 1966 wird der Chefredakteur ZK-Sekretär für internationale Beziehungen und 1970 Mitglied des Politbüros. Bei Wikipedia gilt er heute als „maßgeblicher Architekt der DDR-Außenpolitik“.

Hermann Axen ist nicht der einzige, der es aus dem *Neuen Deutschland* bis ganz nach oben schaffte. Günter Schabowski war dort Chefredakteur und Joachim Herrmann auch. Der Verkauf von Ideologie und der gerade gültigen Linie war wichtig in der DDR. Den neuen Menschen schaffen, diesen Menschen für den Aufbau des Sozialismus begeistern und dabei zugleich all das abwehren, was aus dem Westen auf ihn einströmte. Journalismus war in der DDR politische PR. Wer in den Redaktionen auffiel, konnte deshalb auch in der Politik Karriere machen.

In den autobiografischen Gesprächen mit Harald Neubert ist das *Neue Deutschland* für Hermann Axen am Ende seines Lebens kaum mehr als eine Fußnote. Dreieinhalb von gut 400 Seiten. Er weiß noch, dass er die Aufgabe nicht ablehnen konnte, auch nicht mit dem Hinweis, dass ihm „jegliche Erfahrungen auf diesem Gebiet fehlten“. Die Sache sei bereits beschlossen gewesen. Er erinnert sich an die „sehr guten Genossen“, mit denen er arbeiten durfte. Günter Kertzsch, Willi Köhler, Harri Czepuck und Lieselotte Thoms, Georg Krausz, Heinz Stern und Arnolf Kriener. Und an die „großen Gestaltungsfreiheiten“. Walter Ulbricht, der Parteichef, habe zwar

den „Artikel-Plan“ sehen wollen, ihn aber ansonsten machen lassen. Er habe Autoren wie Hermann Kant gewonnen, die großen Fragen der Zeit diskutieren lassen und „sogar eine Humorseite“ eingeführt. Im *Neuen Deutschland*, im Schaufenster der DDR. An diese Humorseite erinnern sich auch die Redakteure, die damals mit Axen gearbeitet haben. Eberhard Heinrich, sein Stellvertreter, schwärmte noch 2010 von der Wochenendbeilage „mit dem etwas überdrehten Titel *Die gebildete Nation*“. Die Zeitung umgestalten, „sowohl grafisch als auch journalistisch“. Darum sei es Anfang der 1960er Jahre gegangen. Eine „Informationspolitik ohne Scheuklappen“, sagt Heinrich.

Am 3. Januar 1965 ist das Zentralorgan oben blau. Der Zeitungsname in weißer Schrift. „Das hat mir gefallen“, sagt Günter Böhme, damals für Innenpolitik zuständig. „Die Zeitung wurde schrittweise umgebaut. Kommentare und Leitartikel mit Namen und Bild, modernere Schlagzeilen, Reportagen.“ Und die Humorseite, natürlich. „Ich weiß nicht, ob Sie das schon gesehen haben.“ Das Lachen ist Böhme und Heinrich schnell vergangen. Im Dezember 1965 kam das 11. Plenum. Kurz danach war Axen weg und der Humor nur noch im Archiv.

Michael Meyen

Dr. Michael Meyen ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität München.

ANZEIGE

STWB
STADTWERKE BAMBERG

BAhnbrechend

Wir bauen das Netz der Zukunft. Über unsere Glasfasern erleben Sie die digitale Welt in neuen Dimensionen.

Jetzt **500 Mbit/s**

Wir bewegen Bamberg.
www.stadtwerke-bamberg.de/BAhnbrechend

Auf der Suche nach dem Original

„Verzeiht mir, dass ich nicht mit Euch speise, Mr. Harker. Ich habe bereits gespeist und niemals trinke ich... Wein.“ Vor 25 Jahren kam *Bram Stoker's Dracula* in die Kinos, oder vielmehr: Francis Ford Coppolas *Dracula*?

„Warum wollen Sie ein Remake von Dracula machen? Jeder kennt die Geschichte.“ Diese Frage wurde damals James V. Hart, dem Drehbuchautor von *Bram Stoker's Dracula*, gestellt. Seine Antwort: „Weil der wahre Dracula nie verfilmt worden ist.“

Hart war von der literarischen Kraft von Bram Stokers Buch begeistert und wollte das Werk endlich getreu dem Original filmisch umsetzen. Dabei stieß er bei den Produzenten nicht unbedingt auf Begeisterung. 1992 kursierten bereits diverse *Dracula*-Verfilmungen, das Thema schien sozusagen bis auf den letzten Tropfen ausgesaugt. Dementsprechend erforderte es auch mehrjähriges Klinkenputzen bis Harts Drehbuch endlich dem Produzenten Michael Aptel schmackhaft gemacht werden konnte. Über Wynona Ryder, die die Rolle der Mina übernehmen sollte, gelang es schließlich sogar in die Hände Francis Ford Coppolas – und Coppola biss an. Dadurch nahm das Projekt neue Dimensionen an: ein Budget von 40 Millionen Dollar. Voraussetzung war jedoch, dass Coppola den Film ausschließlich im hauseigenen Studio in Los Angeles dreht. Keine leichte Aufgabe bei einem Drehbuch, das an zahlreichen

Schauplätzen in England und Osteuropa spielt. Coppola war jedoch dafür bekannt, dass er gerne sowohl sein Budget als auch seine Drehpläne überzog – und musste deshalb an der kurzen Leine gehalten werden.

Um dem Betrachter trotzdem das Gefühl zu geben, er befinde sich in einem „Reich der Magie“, griff Coppola auf optische Tricks früherer Filme zurück: Doppelbelichtungen, Irisblenden oder Fischaugen, Spiegeleffekte und Rückwärtslaufen geben dem Film seine mystische Dimension. Selbst die Verfolgungsjagd durch die transsilvanische Berglandschaft am Ende des Filmes wurde komplett im Studio gefilmt. Coppola stand dafür lediglich eine Bühne von der Größe eines Fußballfeldes zur

Verfügung. Umstost von Blitzen, Wind und „Schneegeistöber“ rasten die Schauspieler und Stuntmen auf einer ovalen Fläche hin und her. Es wurden sogar echte Wölfe auf der Bühne platziert.

Mit Coppolas Können und dem einen oder anderen filmischen Zaubertrick gelang es, einen fantastischen, mystischen *Dracula* auf die Leinwand zu bringen. Dies wurde auch mit drei Oscars belohnt – für Bestes Kostümdesign, Bestes Make-Up und Bester Tonschnitt. Der Titel *Bram Stoker's Dracula* vermittelt einen gewissen Anspruch auf Originalität. Nachdem Hart bereits mit seinem Drehbuch die Literaturvorlage eins zu eins umsetzen und Coppola diese entsprechend verfilmen wollte, stellt sich natürlich die Frage, ob dies gelungen ist? Die Antwort ist: Nein.

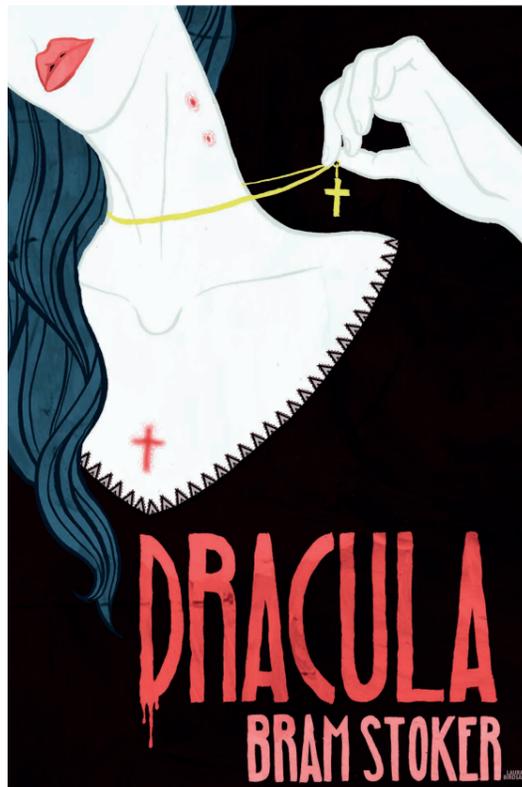
Der Film zeigt zwar viele Details und Handlungsläufe des Romans, die in den meisten Verfilmungen oft weggelassen, aber Coppolas *Dracula* ist ein anderer als der von Bram Stoker. Wahrscheinlich ließ sich Stoker von dem Fürsten Vlad Tepes inspirieren, jedoch taucht dieser nie in der Geschichte auf. Coppola und Hart geben ihrem *Dracula* eine ganze Vorgeschichte mit einer tragischen Liebe, die Zeit und Raum überdauert. Sie erschaffen einen Vampir-Romeo der im viktorianischen England der Reinkarnation seiner verloren geglaubten Julia nachstellt – sehnsüchtig, einsam, fast bemitleidenswert. Andererseits aber auch ein

Monster – kein anderer *Dracula* durchläuft so viele Verwandlungen: Vom Kriegsherren zum alten, gebrechlichen Vampirgrafen, vom Wolfmenschen zur Fledermaus, bis hin zum jungen romantischen Liebhaber.

Eben jener letzte ist Coppola am wichtigsten. Mit Gary Oldman besetzt er diesen wandlungsfähigen Protagonisten ideal – aber anders als in Stokers Roman.

Trotzdem ist Francis Ford Coppolas *Dracula* ein großartiger Film, der als neue Interpretation frischen Wind in das schon verstaubte gelaubte Vampirgenre bringt. Bram Stokers *Dracula* wartet aber immer noch auf eine werkgetreue Verfilmung.

Viktoria Sommermann



Klassiker als Vorlage: Das Buchcover von Bram Stokers *Daracula*.

Vom Fressen und Gefressenwerden

1992 gewinnt *Das Schweigen der Lämmer* fünf Oscars. Der Film spült über 272 Millionen US-Dollar in die Kinokassen und wird zum Vorreiter einer neuen Thriller-Generation. Der Protagonist Hannibal Lecter avanciert zur Kultfigur.

Voller Unbehagen durchquert die junge Frau den dunklen Gang. Immer wieder wirft Agentin Starling flüchtige Blicke zur Seite, hinein in die Verliese, aus denen sie verwehrte Gestalten anstarren. Der Insasse der letzten Zelle scheint bereits auf sie zu warten. Aufrecht steht Hannibal Lecter in der Mitte des Raumes und beobachtet sie durch das dicke Sicherheitsglas. Er begrüßt sie mit einem süffisanten Lächeln und einem höflichen „Guten Morgen“. Fortan blicken seine stahlblauen Augen immer wieder direkt in die Kamera, scheinen nicht nur Starling, sondern auch den Zuschauer komplett zu durchdringen und jedes seiner Geheimnisse zu kennen.

In *Das Schweigen der Lämmer* macht die FBI-Agentin Clarice Starling, gespielt von Jodie Foster, Jagd auf den skrupellosen Serienmörder „Buffalo Bill“, der es auf die Haut junger Frauen abgesehen hat.

Aber es ist der Kannibale Hannibal Lecter, dargestellt von Anthony Hopkins, der das Filmpublikum mit einem Schaudern zurücklässt. Als erfahrener Psychiater soll der Inhaftierte Starling helfen, den Mörder zu finden. Hochintelligent und wortgewandt manipuliert Lecter seine Mitmenschen, seziert ihre Worte und deckt ihre tiefsten Ängste auf – ein kultivierter Psychopath. Der Thriller bezieht seine Spannung aus der befremdenden Beziehung zwischen Lecter und

Starling, die von Abscheu, aber gleichzeitig auch Bewunderung geprägt ist. Für ihre Darstellung werden beide Hauptdarsteller belohnt. Bei den Oscar-Verleihungen im Jahr 1992 räumt *Das Schweigen der Lämmer* den begehrten Goldjungen in den fünf wichtigsten Kategorien ab: Bester Hauptdarsteller, Beste Hauptdarstellerin, Bester Film, Beste Regie sowie Bestes Drehbuch. Bisher gelang das nur zwei anderen Filmen: *Es geschah in einer Nacht* (1934) und *Einer flog über das Kuckucksnest* (1975). Die Figur des Hannibal Lecter stammt aus der Feder des US-amerikanischen Schriftstellers Thomas Harris. Die Filmhandlung von *Das Schweigen der Lämmer* hält sich eng an den gleichnamigen Roman, der als zweiter einer vierteiligen Reihe über

den kannibalistischen Psychiater erschien. Für Anthony Hopkins ist es die Rolle seines Lebens, mit der er fortan immer in Verbindung gebracht wird.

Ein Jahr nach seinem Oscar-Gewinn wird der walisische Mime für seine Verdienste um die Schauspielkultur von Queen Elizabeth II. zum Ritter geschlagen. Er bekleidete seine bekannteste Rolle noch zweimal. Doch während das Prequel *Roter Drache* (2002) überwiegend gelobt wurde, wurde die Fortsetzung *Hannibal* (2001) von zahlreichen Kritikern verrissen.

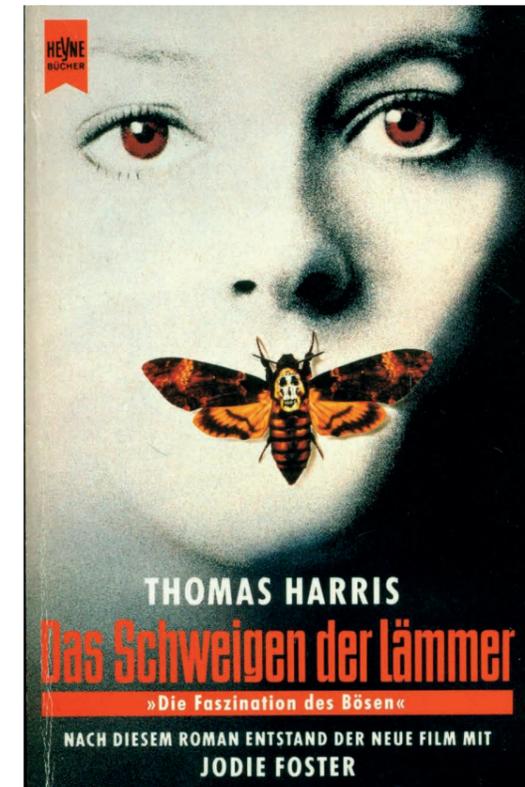
Auch der Regisseur von *Das Schweigen der Lämmer*, Jonathan Demme, musste sich mit harten Vorwürfen auseinandersetzen: Gruppen, die sich für die Rechte von homosexuellen Menschen einsetzten, bemängelten die Darstellung des Serienmörders „Buffalo Bill“: Geboren im falschen Körper vergöttert er seinen Pudel über alles, schminkt sich und tänzelt zu fetziger Popmusik durch den Raum, bevor er die ihm verhassten weiblichen Opfer häutet. Das strotze nicht nur vor Klischees über Transgender und Homosexuelle, sondern schüre auch die Homophobie in der Gesellschaft, lauteten die damaligen Vorwürfe.

In späteren Interviews erklärte Jonathan Demme, dass diese Kritik den Filmcharakter falsch interpretieren würde: Dieser sei nicht homosexuell, sondern wolle sich

lediglich in einer vollkommenen Metamorphose von seinem alten Ich – und dazu gehört auch sein Geschlecht – distanzieren. Er bereue jedoch, dies nicht klar genug dargestellt zu haben. Finanziell war der Film ein voller Erfolg: Er spülte über 272 Millionen US-Dollar in die Kinokassen und spielte damit fast das 15-fache seiner Produktionskosten ein.

Doch trotz des großen Erfolges ging die Produktionsfirma Orion Pictures Corporation noch im Jahr der Veröffentlichung bankrott. Hannibal Lecters kulinarische Vorlieben mag man als Sinnbild für den harten Existenzkampf in Hollywood sehen: Letztlich geht es immer um Fressen und Gefressenwerden.

Christina Hümmer



Der Film *Das Schweigen der Lämmer* basiert auf der gleichnamigen Buchvorlage.

The boy next door

Berühmt geworden durch die Rolle des Tierarztes Dr. Marsh Tracy in der Fernsehserie *Daktari* ließen ihn Afrika und seine Tierwelt sein ganzes Leben lang nicht mehr los – am 18. Mai 1992 stirbt Marshall Thompson.

Einfach gesagt: Marshall Thompson war ein netter Typ. Geboren am 27. November 1925 in Peoria, Illinois, als Sohn eines Arztes und einer Sängerin beginnt er früh, sich für das Theater zu interessieren. Mit 16 schreibt er sein erstes Bühnenstück *Faith* über einen amerikanischen und einen britischen Piloten, die sich in einem Nazi-Gefängnis treffen. Nur zwei Jahre später wird er von Universal Pictures unter Vertrag genommen. Sein bubenhafter Charme und sein Aussehen, das an den Jungen von nebenan erinnert, bringen ihn zu Beginn vor allem Rollen als stiller, nachdenklicher Teenager ein.

Erst als Private John Layton in dem Kriegsfilm *Kesselschlacht* (1949) konnte er sich von seinem jugendlichen Image lösen und sich für ernstere Rollen qualifizieren. Es folgten weitere Auftritte in Kriegs-, Horror- und Science-Fiction-Filmen der 50er und 60er Jahre.

Wahre Berühmtheit erreicht er jedoch erst mit seiner Rolle als Dr. Marsh Tracy in der Fernsehserie *Daktari*. Eigentlich nur als ein Spin-Off des Films *Clarence, der schielende Löwe* (1965) gedacht, wird *Daktari* wegen der großen Beliebtheit auf 89 einstündige Folgen ausgeweitet. Für Thompson ein wahres Geschenk.

Seit einer kleinen Nebenrolle im heutigen Hollywood-Klassiker *Schnee am Kilimandscharo* (1952) war Thompson dem Kontinent und seiner Tierwelt verfallen. Mit seiner Rolle in *Daktari* als Tierarzt im afrikanischen Busch ist er also ganz in seinem Element. Auch wenn die Serie größtenteils in Kalifornien gedreht wird, sind die großen Stars wilde Tiere. Für Thompson bedeutet das jeden Tag ein neues Abenteuer. Dabei ließ er es sich nicht nehmen, jeden Stunt selbst zu drehen – Auge in Auge mit Leoparden, Löwen und Elefanten.

Dies hätte auch einige Male schief gehen können: Bei einer Szene mit einem Leoparden verbiss sich dieser in Thompsons Unterarm. Anstatt seinen Arm wegzuziehen, versucht Thompson die Bewegungen des Tieres zu begleiten. Dabei liefen durchgängig die Kameras. Das Blut, das die Zuschauer in der Szene sehen, ist echt – genauso echt wie die 16 Stiche, die nötig waren, um Thompsons Arm wieder zusammenzunähen.

Nach *Daktari* widmet sich Thompson ganz der Erhaltung der afrikanischen Natur und Tierwelt. Einen Großteil der 80er Jahre verbringt er damit, die Dokumentation *Waisen der Wildnis* zu drehen. Darin geht es um Vivian J. Wilson, die ihr Leben der Rettung von verwaisten Tierkindern in Zimbabwe widmet. Erst 1989 kehrt Marshall Thompson in die USA zurück und stirbt dort drei Jahre später an Herzversagen. Ruhm und Geld waren für ihn nicht von großer Bedeutung gewesen. Er wollte kein Star sein, sondern blieb im Herzen ein Abenteurer. Seine große Liebe galt Afrika und seinen Tieren, dafür setzte er sich auch sein Leben lang ein. Eben ein netter Typ!



Schützenswertes Großmaul. Für den Erhalt der afrikanischen Tierwelt engagierte sich Marshall Thompson.

Foto: Colourbox

Viktoria Sommermann



Gegensätze ziehen sich an: Im Film *Der blaue Engel* verliebt sich ein verschrobener Gymnasiallehrer in die Varieté-Sängerin Lola, gespielt von Marlene Dietrich.

Screenshot: Wikimedia

Die schnoddrige Diva

Sie gilt als Ikone der Mode, Vorbild der Frauenbewegung und wird vom *Spiegel* als „der einzige Weltstar, den Deutschland je hervorgebracht hat“ bezeichnet. Vor 25 Jahren starb Marlene Dietrich.

Ein Knie angezogen, den Oberkörper zurück gereckt, sitzt die Sängerin auf einem Fass inmitten eines Hafen-Varietés. Schräg auf ihrem Kopf ein Zylinder, an ihren langen Beinen Strapse. „Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“, singt sie und breitet ihre Arme aus. Das Varieté ist gut gefüllt, doch der Blick der Sängerin ist auf nur einen Besucher gerichtet – für den diese Begegnung in seinen Untergang münden wird. „Männer umschwir'n mich wie Motten um das Licht. Und wenn sie verbrennen, ja dafür kann ich nichts.“ Die Warnung ignorierend, nestelt der Professor verlegen an seinen Manschettenknöpfen, widerstehen kann er der feschen Lola nicht. Auch das internationale Publikum nicht. Mit ihrem Auftritt als Femme fatale in *Der Blaue Engel* gelingt Marlene Dietrich 1930 der Durchbruch als Schauspielerin. „Ich bin die fesche Lola, der Liebling der Saison“, singt sie. Der zweite deutsche Tonfilm basiert auf Heinrich Manns Roman *Professor Unrat*. Marlene Dietrich, am 27. Dezember 1901 in Berlin geboren, hört man ihre Herkunft deutlich an. Eine Weltkarriere folgt, die Berliner Schnoddrigkeit bleibt – ein Leben lang.

Die Fliege gerichtet, den Zylinder zurecht gerückt, nimmt die Sängerin einen genussvollen Zug an ihrer Zigarette. Langsam, fast nachlässig verlässt sie die Bühne. An einem Tisch im Publikum macht sie Halt, nimmt einer Besucherin die Rose aus dem Haar – und küsst die Frau. Die männlichen Gäste brechen in Lachen aus, die Geküsste versteckt sich beschämt hinter ihrem Fächer. Nur die Sängerin selbst gibt sich unbeeindruckt, tippt an ihre Hutkrempe, lüpfte ihren Zylinder und schlendert fort, als sei nichts geschehen.

Frauenlippen vereint auf der Leinwand

Beinahe fällt die Kuss-Szene in Marlene Dietrichs erstem Hollywood-Film der Zensur zum Opfer. Am Ende erhält die Deutsche mit der androgynen und gleichzeitig lasziven Ausstrahlung für ihr Spiel in *Marokko* (1930) an der Seite Gary Coopers eine Oscar-Nominierung. Es wird ihre einzige bleiben. Unter der Regie Josef von Sternbergs spielt Marlene Dietrich in zahlreichen weiteren Filmen. Als Abenteurerin und Kurtisane in *Shanghai Express* (1932) oder als Tänzerin und notorische Verführerin in *The*

Devil is a Woman (1935). Letzterer fiel bei den Kritikern durch, nicht jedoch bei der Diva: „He made me look so beautiful“, lautet Dietrichs Begründung.

1936 bietet ihr Propagandaminister Goebbels an, in Deutschland zu drehen. Marlene Dietrich lehnt ab und legt 1939 die deutsche Staatsbürgerschaft zugunsten der US-amerikanischen ab. Während des Zweiten Weltkriegs tritt sie – oftmals nah an der Front – für ihre „Boys“ auf. „The soldiers loved it“, sagt sie nach dem Krieg über das Lied, das sie zum Star der amerikanischen Truppen macht: Lili Marleen. Den USA bleibt sie auch nach 1945 treu, spielt unter der Regie von Billy Wilder, Alfred Hitchcock oder Fritz Lang in weiteren Filmen. In ihrem Heimatland dagegen wird Marlene Dietrich als „Vaterlandsverräterin“ geschmäht und während eines Auftritts 1960 mit Eiern beworfen. Zwar sagt sie, nicht um sich sorgen sie sich, nur um ihren „Schwanenmantel, aus dem ich Eier oder Tomatenflecken kaum herausbekommen würde“, doch nach Deutschland kehrt sie danach nie wieder zurück.

Nemesis im Federnkleid

Ab 1953 tritt Marlene Dietrich fast ausschließlich als Sängerin auf. Mit ihrer One-Woman-Show ist sie in den Metropolen rund um den Globus zu sehen. Auch in Las Vegas. Ihre dortigen Auftritte machen sie zur „bestbezahlten Unterhaltungskünstlerin Amerikas“, schreibt die Journalistin Dana Horáková in ihrem Buch *Starke Frauen*. Es sind jedoch weniger Marlene Dietrichs Gesangsdarbietungen, mit denen sie das Publikum betört: „Ich kann nicht singen. Also muss das, was ich trage, eine Sensation sein“, bemerkt sie lakonisch.

In ihren enganliegenden, hautfarbenen Paillettenkleidern sieht sie fast wie nackt aus. Für ihre beiden Schwanenmäntel sollen angeblich 3.000 Schwäne ihr Leben gelassen haben. „Marlene

Dietrich hielt sich nie an die strengen Normen ihrer Zeit“ und sei somit nicht nur zur Mode-Ikone, sondern auch zu einem Vorbild für die Frauenbewegung geworden, schreibt Martina Pock in der *Süddeutschen Zeitung*.

Konservierter Mythos

Marlene Dietrich weiß stets, was sie will. Und noch viel besser, was sie nicht will. Das hatte sie bereits im Alter von elf Jahren unter Beweis gestellt: Marlene gefiel ihr besser als Marie Magdalene und so benannte sie sich kurzerhand selbst um. Auch im Alter setzt sie ihren Willen durch. 1975 zieht sie sich bei einem Auftritt in Sydney einen Oberschenkelhalsbruch zu, zieht sich anschließend zurück und verlässt in ihren letzten elf Lebensjahren ihr Pariser Appartement, gar ihr Bett – so heißt es –, nicht mehr. Sie wollte „ihren Mythos konservieren“, schreibt Benjamin Maack im *Spiegel*.

Ihrer Tochter erteilte Marlene Dietrich genaue Anweisungen, wie nach ihrem Tod zu verfahren sei: „Du kaufst einen großen, schwarzen Müllsack und stopfst mich hinein. Wahrscheinlich musst du meine Arme und Beine brechen, damit ich ganz hineinpasst“. Niemand sollte ihren gealterten Körper sehen, ihre Jugend für immer erinnert werden.

„Im Grunde war Marlene Dietrich der erste Star, der das Medienzeitalter wirklich begriff. Die Medien verstehen heißt erkennen, wann man sich entziehen muss“, schreibt Katja Nicodemus in der *Zeit* über den Rückzug der Diva. „In Zeiten, in denen man über Jahre hinweg mit den Spermiengeschichten abgehalfterter Tennisstars belästigt wird, möchte man einige Stars und Sternchen in ihre preußische Schule schicken.“ Marlene Dietrich kommentierte das Geschehen auf ihre Art: „Alles, was über mich geschrieben wird, ist Quatsch“, sagte sie.

Am 6. Mai 1992 starb der Berliner Weltstar. *Isabel Stanoschek*

„Sagt mal, von wo kommt ihr denn her?“

Jeder kennt das Schlumpf-Lied, mit dem Pierre Kartner alias Vader Abraham seinen Durchbruch im Musikgeschäft hatte. Thema des Songs waren die Comicfiguren *Die Schlümpfe* des Zeichners Pierre „Peyo“ Culliford. Sein Tod jährt sich zum 25. Mal.

„Vor langer, langer Zeit gab es in einem Wald ein verstecktes Dörfchen in dem winzige Geschöpfe lebten – die Schlümpfe. Sie waren herzensgut, fröhlich und freundlich. Aber es gab da noch Gargamel, den bösen Zauberer, ein übler Bursche. ‚Ah, ich hasse Schlümpfe, oh, ich schnappe dich, ich werde euch alle schnappen und wenn es das Letzte ist, was ich in meinem Leben tue. Eines Tages find ich euer Dorf und dann könnt ihr was erleben‘, schreit Gargamel. Das Dörfchen gibt es immer noch!“ So beginnt der Vorspann der Fernsehserie *Die Schlümpfe*, die 1981 bis 1989 mit 256 Folgen in den USA ausgestrahlt wurde. In Deutschland war sie ab dem Jahr 1983 zu sehen. Bereits

Ende der 1960er Jahre gab es eine erste belgische Verfilmung *Aus dem Leben der Schlümpfe* (*Les aventures des Schroumpfs*). Die kleinen blauen Wesen mit ihren weißen Zipfmützen leben in Schlumpfhäusern im verwunschenen Land. Dort müssen sie sich unter anderem vor Zauberer Gargamel und seinem Kater Azrael in Acht nehmen, der für die Herstellung von Gold oder um Suppe zu kochen einen Schlumpf benötigt. Doch Papa Schlumpf, das Oberhaupt des Dorfes, passt natürlich auf alle Bewohner auf. Dazu zählt Schlumpfine, die umschwärmte Blondine und einzige Schlumpfdame, Fauli, der immer und überall schlafen kann und Schlaubi, der Besserwisser der Truppe.



Die Schlümpfe Schlaubi und Torti inmitten einer Haribo-Tüte voller schlumpfiger Leckereien.

Foto: Judith Neiber

Diese Fantasiewelt wurde von dem belgischen Comiczeichner Pierre Culliford, der am 25. Juni 1928 in Brüssel geboren wurde, entworfen. Seine Comics veröffentlichte er unter dem Pseudonym „Peyo“, das er einem englischen Cousin verdankte, der seinen Namen als Kind nicht richtig aussprechen konnte. Im Jahr 1952 ging Cullifords größter Wunsch in Erfüllung. Er veröffentlichte eine Comic-Serie für das größte belgische Comic-Magazin *Spirou*: Abenteuer in einer Ritterfantasiewelt über Johann und Pfiffikus, Page und Hofnarr am Königshof. *Die Schlümpfe* tauchten zum ersten Mal 1958 auf, im neunten Abenteuer von *Johann und Pfiffikus* mit dem Titel *Die Schlümpfe und die Zauberflöte*. Die Leser waren so begeistert von den kleinen blauen Geschöpfen, dass sie mehr von ihnen sehen wollten. So zeichnete Peyo 1959 die erste eigene Schlumpf-Geschichte. Die einzelnen Charaktere und Figuren sind skandinavischen Trolen nachempfunden.

Mitte der 1960er Jahre gründete Culliford sein eigenes Zeichenstudio und ab diesem Zeitpunkt konnten *Die Schlümpfe* von Brüssel aus die Welt erobern. So sind sie beispielsweise unter dem Namen Schtroumpfs in Belgien, Smurfies in Südafrika, Strunfs in Brasilien und Lah-Shin-Lings in China bekannt. Seine 16 Schlumpf-Bücher wurden in über 20 Sprachen übersetzt. Die Firma Schleich sicherte sich zum richtigen Zeitpunkt die Markenrechte an kleinen Spielzeugfiguren aus Plastik, die sich bis heute gut verkaufen lassen. „Mit Schlumpfartikeln wurde weltweit ein Umsatz von fünf Milliarden US-Dollar erzielt, in Europa sind es dagegen zwischen fünf und zwölf Millionen

Euro“, sagt Geschäftsführer Hendrik Coysman von IMPS, dem Lizenzgeber für alle Schlumpf-Produkte.

Allerdings mussten *Die Schlümpfe* auch Kritik einstecken. Im Jahr 2011 behauptete der französische Autor Antoine Buéno in seinem Buch *Le Petit Livre Bleu* (*Das kleine blaue Buch*), dass „die Gesellschaft der Schlümpfe der Archetyp einer totalitären Gesellschaft ist, die Züge des Stalinismus und Nazismus trägt“. Seiner Meinung nach steht Schlumpfinchen mit ihrer blonden Mähne für das arische Schönheitsideal und Gargamel würde den antisemitischen Stereotyp verkörpern.

Dennoch haben *Die Schlümpfe* weltweit eine Vielzahl an Fans. So wird jährlich an Cullifords Geburtstag am 25. Juni der Welt-schlumpftag mit schlumpfigen Events rund um die Welt zelebriert. Beispielsweise gab es 2011, mit Erscheinen des neuen Kinofilms, einen Weltrekord: die größte Ansammlung von als Schlumpf verkleideten Menschen innerhalb von 24 Stunden an verschiedenen Orten. 4.891 „Schlümpfe“ kamen zur selben Zeit in Brüssel, Athen, Dublin, Warschau, Moskau, Johannesburg und fünf anderen Städten auf der ganzen Welt zusammen. Marc Weinstock, President Worldwide Marketing von Sony Pictures Entertainment, die dieses Fan-Event organisierte, kommentierte: „Es gibt nur wenige Figuren, die so bekannt sind wie die Schlümpfe. Seit mehr als 50 Jahren sind sie Ikonen der Popkultur und begeistern Menschen quer durch alle Generationen. Peyos Erfindung ist unsterblich. Und das ist der Grund, warum der ‚Welt-Schlumpf-Tag‘ perfekt ist, um seinen Geburtstag gebührend zu feiern.“

Judith Neiber

1967

Buntheit und Grauen

Farbenfroh war es, das Jahr 1967, das zeigen auch die Titelbilder von *Time* und *Life*. Doch während in San Francisco Hippies den „Summer of Love“ feierten, herrschte in Nah- und Fernost Krieg.

Es ist eine Welt in Gegensätzen, eine Zeit im Umbruch, die die Titelseiten der US-Magazine dokumentieren. Am 7. Juli illustrierte *Time* mit psychedelischen Formen eine neue „Subculture: The Hippies“. Am 12. Juni zeigte *Life* knallbunte, bauch- und hüftfreie „wackiest new fashions“ des spanischen Designers

Paco Rabanne, der den Trend der Zeit setzen sollte. Zwei Wochen später steht da ein Kriegsbild: „The Israeli Onslaught“. Der Krieg war da schon zu Ende, nach nur sechs Tagen. Am 5. Juni hatte Israel mit einem Präventivschlag auf einen ägyptischen Truppenaufmarsch an seiner Westgrenze reagiert, Jordanien griff daraufhin von Osten her an. Am 10. Juni hatten die israelischen Truppen den gesamten Sinai, Gaza, die

Golanhöhen und das Westjordanland besetzt. Mit einem knallig-bunten Cover berichtete *Time* am 25. August aus einem anderen Krieg: „Inside the Viet Cong“. Seit zwölf Jahren schon wurde in Vietnam gekämpft, immer stärker waren die USA involviert, erst verdeckt, längst offen. Fast 60.000 Amerikaner, Millionen Vietnamesen, Laoten und Kambodschaner waren gestorben, als es 1975 nach dem Sieg des Vietkong zum Waffenstillstand kam.

Am 25. August hob *Life* wieder einen Konflikt auf das Cover (sprachlich heute ganz unangebracht): „Negro Revolt“. In Detroit waren Unruhen brutal niedergeschlagen worden.

In Deutschland wurde stärker personalisiert: „Revolutionär Dutsche“ steht am 11. Dezember auf dem *Spiegel*-Titel. Bunt wurde es hier auch anders: Im August startete das Farb-TV. Der Gründer von *Time* und *Life*, Henry Luce, ist übrigens 1967 gestorben. Markus Behmer

LIFE
ATLANTIC

WACKIEST NEW FASHIONS
War Tension in the Mid-East
TRAGEDY IN BRUSSELS

Unverleihbar

Paco Rabanne's
Leather
Beachwear

Unverleihbar

JUNE 12 • 1967

AUSTRIA	..... S 8
BRITAIN	..... Fr 15
CANADA	..... \$ 1.50
FRANCE	..... Fr 1.50
GERMANY	..... DM 1.50
ITALY	..... Lit 200
JAPAN	..... ¥ 1.10
NETHERLANDS	..... Fl 1.10
NEW ZEALAND	..... N.Z. \$ 2.00
NORWAY	..... Kr 2.00
RUSSIA	..... R 10
SWITZERLAND	..... Fr 1.50
UNITED STATES	..... \$ 1.50
WEST GERMANY	..... DM 1.50
YUGOSLAVIA	..... N.Din 3.00

FIFTY CENTS

MUNICH

AUGUST 25, 1967

INSIDE THE VIET CONG

TIME

THE WEEKLY NEWSMAGAZINE

David Stone Martin

VOL. 90 NO. 8
(REG. U.S. PAT. OFF.)

Bilder des Umbruchs

Am Boden liegt ein Mann, offenbar schwer verwundet; eine Frau hält seinen Kopf, umgeben von Passanten. Aber was ikonografisch auf die mittelalterlichen Bilder von der „Beweinung Christi“ verweist, spielte sich in der Gegenwart des 2. Juni 1967 ab.

Der verblutende Mensch ist der Berliner Student Benno Ohnesorg, der nach einer provozierten Gewalteskalation von einem Mitglied eines zivilen Eingreiftrupps ermordet wurde – und das Foto dokumentiert eines der Schlüsselereignisse rund um die Studentenunruhen der 1960er Jahre. Es entstand im Kontext des Staatsbesuchs von Reza Pahlawi, Schah von Persien und Kopf eines Schreckensregimes, das sein Land mit Folter und Unterdrückung beherrschte. So wie der Vietnamkrieg und die Rassenfrage war auch der Protest gegen die Verfolgung von Oppositionellen im Iran Teil einer allgemeinen Protestkultur, die die deutschen Universitäten Mitte des Jahrzehnts erfasst hatte. Die skandalösen Begleitumstände von Ohnesorgs Tod, begonnen mit der durch die Polizei verhinderten Ersten Hilfe für den Sterbenden bis zur (vergeblichen) Vertuschung der Mordtat, den Falschaussagen von Kollegen und schließlich der erst nach der Wende bekannt gewordenen IM-Tätigkeit des Mörders für die Stasi, bieten hinreichend Material für eine spannende Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik in jener Zeit.

Die wachsende Unzufriedenheit der bundesdeutschen Jugend mit ihrer Elterngeneration, die das spießige Klima im Wirtschaftswunderdeutschland bestimmte und auch an der Bewältigung der jüngeren Vergangenheit kaum Interesse zeigte, setzte schon in den späten 1950er Jahren ein. Waren es zunächst noch „Halbstarke“ oder die Münchner Künstlerszene, die sich gegen die bestehende Gesellschaftsordnung auflehnten, wurde die auf das geteilte Berlin überspringende Studentenbewegung schon bald politisiert. Zwar erwies sich die Solidarisierung zwischen der proletarischen Arbeiterklasse und

den Jungintellektuellen alles andere als einfach – einig war man sich freilich in der Ablehnung von Krieg, Folter und Unterdrückung, im eigenen Land und anderswo. Für diese Haltung hatte die bürgerliche Mittelschicht wenig Verständnis in Zeiten, in denen man sich nicht nur wieder satt essen konnte, sondern der bescheidene Luxus eines Volkswagens oder Italienurlaubs für viele erschwinglich war.

Über die Rolle der Medien, insbesondere der *Bild*-Zeitung und der übrigen Springer-Presse in den Meinungskämpfen an den Kiosken wurde schon in jenen Jahren heiß diskutiert. Unbestritten sorgte die Boulevardpresse durch ihre Kontextualisierung der protestierenden Studierenden als Aufrührer, Unruhestifter und langhaarige Asoziale für ein soziales Reizklima, das zur Legitimation der aus heutiger Sicht unfassbaren Verstöße der Staatsorgane gegen die grundgesetzlich verbrieften Rechte z. B. der Demonstrations- und Meinungsfreiheit beitrug. Nicht umsonst skandierten die Protestler Forderungen wie „Enteignet Springer“ und marschierten gegen die Verlagsszentrale in West-Berlin, um durch Blockaden und Brandstiftung die Auslieferung einer *Bild*-Ausgabe zu verhindern. Das Geschehen, durch die Augen von Fernsehkameras und Fotoapparaten festgehalten und in die Haushalte auch jenseits der Hauptstadt getragen, löste die erste schwere Staatskrise der jungen Republik aus.

Dabei ist es bestenfalls eine interessante Randbeobachtung, dass die Schlüsselbilder für all jenes, was später unter dem Etikett der „68er-Generation“ verhandelt wurde, eigentlich aus dem Jahr 1967 stammen. Dies gilt nicht nur für die Fotografie des sterbenden Benno Ohnesorg, die zunächst auf dem Cover der Berliner Studentenzeitschrift *FU Spiegel* erschien und anschließend durch eine Reportage in Augsteins *Spiegel* Berühmtheit erlangte. Auch das legendäre Foto der Berliner Kommune 1, das sieben nackte Kommunarden und eines ihrer Kinder in Rückenansicht an eine Wand gestützt zeigt, entstand bereits im Juni 1967. Es suggeriert die vermeintliche sexuelle Freizügigkeit ebenso wie eine geschlechtliche Gleichberechtigung, die in der Kommune so nie existierte; gleichzeitig weckte es Assoziationen zur Bilderwelt des Nationalsozialismus und des Holocaust. Als Cover einer Broschüre der Kommune 1, aber noch wirkungsvoller als Illustration eines *Spiegel*-Artikels (nicht ohne zuvor die Geschlechtsteile zu retuschieren!) machte es Karriere als umstrittene Allegorie für das angebliche Lebensgefühl einer ganzen Generation. Denn schon in seiner Zeit sah sich diese



Benno Ohnesorg ist Opfer eines DDR-Agenten. Foto: Uwe Dannenbaum



Weg von der spießigen Kleinfamilie und den hierarchischen Strukturen: In der Kommune 1 leben die Bewohnerinnen und Bewohner in einer gleichberechtigten Lebensgemeinschaft zusammen. Foto: Thomas Hesterberg/SZ Photo

mediale Selbstdarstellung der Kommunarden – anscheinend wurde der Fotograf Thomas Hesterberg gezielt eingeladen, um ein Publizität versprechendes Nacktbild zu inszenieren, das man anschließend dem *Spiegel* anbieten wollte – massiver Kritik auch aus der linken Szene ausgesetzt. So titelte *Konkret*, die aus einer Studentenzeitung entstandene Illustrierte der linken Szene, zu einem Abdruck des Fotos im Heft 8 von 1967: „Gestelltes Horrorfoto aus der Zeit vor dem Ende“ (was auf den bereits im Gang befindlichen Zerfall der Kommune anspielte).

Auch anderen Beobachtern erschien die Ambivalenz des Fotos eher ein Ausdruck der Hilflosigkeit, wie es Rudi Dutschke unmittelbar nach Erscheinen in einem *Spiegel*-Interview auffasste: „Die Kommune-Mitglieder begreifen sich als Unterdrückte und Ausgestoßene dieser Gesellschaft.“

Dutschke selbst war dann im Dezember des Jahres 1967 Gegenstand einer Titelgeschichte, die ihn zum Anführer der rebellierenden Studierenden stilisierte. Das Cover mit der Textzeile „Revolutionär Dutschke“ zeigt das Porträt eines kämpferischen Agitators, der von der rechtspopulistischen Springer-Presse als „Kommunistenführer“ denunziert wurde. Mit seiner charakteristischen Nase, den dunklen Haaren und seinem oft finstern Gesichtsausdruck dürfte sein Konterfei wohl auch die unbewussten Assoziationen zu den unter dem NS-Regime noch als „Volksschädlinge“ bezeichneten jüdischen Mitbürgern hervorgerufen haben. Spektakuläre

Fernsehauftitte wie der am 3. Dezember 1967 in der Talkshow *Zu Protokoll* des Südwestfunks beförderten sein Image als Studentenführer, und so kann es nicht mehr erstaunen, dass die nächste Bluttat nach Ohnesorgs Tod vom 2. Juni dann Rudi Dutschke gelten würde.

Diese Spirale der Gewalt sollte schließlich in den 1970er Jahren eine neue Dimension erreichen, durch die Mordanschläge der Terroristen der „Bewegung 2. Juni“ und der „Roten Armee Fraktion“ (RAF, zunächst auch „Baader-Meinhof-Gruppe“). Ulrike Meinhof freilich galt 1967 noch als eine der führenden linken JournalistInnen der Republik, die mehrere Jahre als Chefredakteurin von *Konkret* durch ihre prägnanten Situationsanalysen aufgefallen war.

Den Mord an Benno Ohnesorg entlarvte sie schon kurz nach der Tat in einer Fernsehsendung als Indiz für die Praktiken eines Polizeistaates, dessen Regierende zum „offenen Terror“ gegen Demokraten bereit waren, die nur ihre grundgesetzlich verbrieften Rechte wahrnahmen. Und in ihrer *Konkret*-Kolumne wies sie der Springer-Presse eine Mitverantwortung an Ohnesorgs Erschießung zu, weil sie durch ihre aufwiegelnden Berichte die Bürger dazu aufgerufen hätte, Selbstjustiz an linken Studenten zu üben. Die außerparlamentarische Opposition hatte ihren Märtyrer gefunden.

Patrick Rössler

Dr. Patrick Rössler ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Erfurt.

Operation gelungen, zwei Medienstars geboren

Das Herz der 25-jährigen Denise Darvall, tödlich verunglückt, wurde dem 55-jährigen schwer herzkranken Louis Washkansky eingepflanzt. Die weltweit erste Herztransplantation erfolgte am Groote Schuur Hospital in Kapstadt. Chefchirurg war Christiaan Barnard.

Was steckt nicht alles in diesen wenigen Zeilen! Ein Herz verpflanzt – dazu das Herz einer jungen Frau für einen deutlich älteren Mann. War das ein Durchbruch der Ersatzteilmedizin, erfüllte sich gar der Traum vom ewigen Leben? Chirurgen hatten doch früher gemeint, Operationen am offenen Herzen seien unmöglich.

Die Medien sprudeln über, weltweit. Sie haben ein völlig neues, großes Thema, wie schon einige deutsche Beispiele zeigen. *Frankfurter Allgemeine* und *Süddeutsche Zeitung* sprechen von einem „wagemutigen Abenteuer“, die *Rheinische Post* sieht darin ein märchenhaftes Ereignis, *Die Welt* einen „großen Erfolg“, die *Abendzeitung* feiert die großartige Leistung und der *Rheinische Merkur* schreibt: „Barnard hat einen Markstein in der Geschichte der Chirurgie gesetzt.“

Der *Fränkische Tag* greift am 4. Dezember für die Schlagzeile „Mann lebt mit dem Herzen eines Toten“ sogar zu roter Farbe; die bekommt kein anderer Text auf dieser Seite. Noch werden keine Namen genannt. Am nächsten Tag können die Bamberger dazu einen weiteren Dreispalter lesen; jetzt wird auf Barnard, Darvall und Washkansky verwiesen. Für den *Spiegel* ist der gutaussehende Barnard „der drahtige Chirurg mit dem Kennedy-Lächeln“.

Als drei Tage danach Adrian Kantrowitz in New York an einem erst 17 Monate alten Jungen eine Herztransplantation vornimmt und dieses Baby nach sechseinhalb Stunden stirbt, sind die journalistischen Qualitätsmaßstäbe für solche Pioniertaten schon festgezurr: „Die Operation war ein Versager“, weiß die *Bild*; sie ist „gescheitert“, „fehlgeschlagen“, „mißglückt“, schreiben andere Blätter.

Die publizistische Entdeckung des Patienten

Louis Washkansky war ein Nobody, jüdischer Abstammung und aus Litauen gebürtig, schon seit 1921 in Südafrika lebend. Diabetiker und herzkrank ist er wie Millionen Menschen, ohne Chance auf die kleinste Zeitungsnotiz. Doch mit Barnards Operation werden die Medien seiner habhaft; schlagartig finden sie ihre Prädikate. Washkansky wird „der mutigste Mann“, der „prominenteste“ und „berühmteste Patient der Welt“. Hat es solche Superlative jemals zuvor gegeben? Und wurde je ein Patient so ohne Scheu in Wort und Bild gezeigt?

Hier vollzieht sich neben der ersten Herzverpflanzung von Mensch zu Mensch noch etwas: die publizistische Entdeckung des Patienten. Ohne jede Hemmung, vermutlich oft verfälscht und übertrieben, werden Washkanskys Äußerungen vom Krankenlager kolportiert. Man könnte glauben, er sei nun etwas anderes als ein Mensch, und es wirkt wie ein Wunder, dass

er mit dem zweiten Herzen nicht nur leben, sondern auch etwas meinen kann.

Die *Bild*, die ihn tagelang auf Seite 1 führt, lässt ihn zunächst so zu Wort kommen: „Mann mit dem Frauenherz zu seinem Arzt: Ich fühle mich viel wohler“ und „Ich bin jetzt ein Frankenstein“. Am 8. Dezember okkupiert *Bild* ihn vollends. Er bekommt einen Spitznamen, und in Deutschland hat man fortan zu wissen, wer dies ist: „Washy im Radio: Mein Arzt hat goldene Hände“ / „Washy wohlauf – Ärzte erschöpft“ / „Washy reißt Witze am laufenden Band“. Und dann noch dies: „Washy sonnte sich auf dem Balkon“. Fünf Tage nach dem Sonnenbad und nach schwerer Lungenentzündung ist Washkansky tot. Barnard hatte ihn als ersten Empfänger gewählt, weil er zäh zu sein schien und ihn gebeten hatte: „Doktor, geben Sie mir diese Chance.“

Die Idee einer Organübertragung lässt sich in der Geschichte weit zurückverfolgen. Zu Zeiten, da man Heilen nicht nur rein medizinisch, sondern auch magisch begriff, da in der Vorstellung der „Sterblichen“ Götter und Helden den Lauf der Welt bestimmten, kannte die Phantasie kaum Grenzen. Man glaubte auch an Chimären aus Tieren und Menschen. Da scheint der Mythos, nach dem Medea den Vater des Aeneas durch Bluttransfusionen verjüngte, keineswegs mystisch.

Berühmt ist aus der Zeit um 300 n. Chr. die Legende der Brüder Cosmas und Damian, die als Ärzte tätig waren (und seit langer Zeit die Schutzpatrone der Ärzte und Apotheker sind). Sie sollen das linke Bein eines kurz zuvor verstorbenen Mohren einem Christen übertragen haben. Danach, so heißt es, „hub der an zu zweifeln, ob er es selber sei oder ein anderer“. Im mittelhochdeutschen Ritterepos *Wigalois* wird die Vorstellung eines Herztausches zwischen zwei Liebenden angesprochen. Zwei altchinesische Märchen stellen Herztransplantationen sogar als vollendet dar.

In Wilhelm Hauffs populärer Erzählung *Das Wirtshaus im Spessart* von 1827 wird das Märchen vom kalten Herzen erzählt und ein Herzaustausch (nämlich ein weiches, rührbares gegen ein teilnahmsloses, steinernes) geschildert. Dabei sagt der Holländermichel, gleichsam Operateur, aber Nicht-Mediziner, zu seinem „Patienten“: „Wenn dir einer eurer Herren Chirurgen das Herz aus dem Leibe operieren wollte, da müßtest du wohl sterben; bei mir ist dies ein anderes Ding.“

Der Meister der antiken griechischen Medizin, Hippokrates von Kos, sieht das Herz als Sitz der eingepflanzten Wärme; für Aristoteles ist es die Akropolis des Leibes, die Verbindung mit der Seele. Im Alten Testament steht bei Hesekiel der Satz: „Ich werde das steinerne Herz aus eurem Leib herausnehmen und

euch ein fleischernes Herz geben.“ Die Kraft des Herzens ist auch sprachlich wirksam: Das *Sprichwörter-Lexikon* von Wander (Darmstadt 1965) nennt 573 Sätze, in denen das Wort Herz vorkommt. Herziges zielt nicht nur auf ein Organ, sondern ebenso auf Urteil und Erinnerung, Gefühl und Gewissen, Gewisses und Geheimes.

Also ging die Nachricht von dieser ersten Herzverpflanzung den Menschen zu Herzen. Damit aber war es nicht getan. Während mal oberflächlich, mal populärwissenschaftlich, mal akademisch-penibel die Kapstädter Konsequenzen aus juristischer, aus ethischer und moraltheologischer, aus psychischer und sozialmedizinischer Sicht erörtert wurden, schrieb Wilhelm Vogt in *Reformatio* (Heft 5/1968): „Zum erstenmal in der Geschichte der Wissenschaft ist es geschehen, daß die ganze Ambivalenz, die ganze Antinomie des Fortschritts sich nicht im Herzen und Gewissen Einzelner vollzog, sondern offen, öffentlich, in Schlagzeilen, im Gebrüll showsüchtiger Massen und im Geflacker und Gefunkel jener Schirme, die mehr als die Welt, nämlich deren Bild bedeuten.“

Das Herz – mehr als nur ein Organ

Ein anderer Kritiker äußerte sich in derselben Ausgabe so: „Die Publicity, die um die Operation brandet, läuft unserer ‚humanitas medici‘ absolut zuwider. Die Allgemeinheit, unzureichend vorbereitet auf solch spektakuläre Leistung, empfand sie als Sensation, als Schock, stark positiv oder stark negativ affektbetont.“ Das alles hat auch mit dem Organ Herz zu tun. Als Ende 1954 die erste Nierenverpflanzung zwischen Menschen zu berichten gewesen wäre, war dies kaum einer Notiz wert. Der Medizinjournalist Georg Schreiber meinte damals: „Es gibt Fragen, die niemand exakt beantworten kann: Was wollen die Leser von *Bild* und ähnlichen Blättern im Grund über Ereignisse wie Herzverpflanzungen lesen, beobachten und hören? Wirklich jeden Husten von Washy? Erwarten sie dieses respektlose Sich-Einmischen eifertiger Reporter in privateste Bereiche?“

Sie erwarten dies wohl nicht, aber sie – wenn auch nicht alle – nehmen begierig davon, sobald es auf den Markt kommt. Und ein Medium, das dazu nichts Neues bietet, taugt nicht viel. Also glauben Journalisten, indiskret sein zu dürfen, ja zu müssen. Barnard hat es ihnen leicht gemacht. Er sorgte dafür, dass journalistische Aktivität ebenso wie medizinische Betreuung zur postoperativen Phase zählt. Die Schweigepflicht galt Barnard nicht viel, auch nicht im Fall seines späteren Patienten Philip Blaiberg (der dann als „berühmtester Patient“



Foto: Colourbox

rangierte). Die Verletzung der Intimität ging so weit, dass auch diese angebliche Frage Washkanskys um die Welt raste: „Bekomme ich jetzt einen Busen?“

Im Herbst nach der Pioniertat machte nicht nur Barnard weitere Schlagzeilen, sondern auch Franz Ziegler, kein gelernter Chirurg, jedoch mediensicher wie Barnard: Er, ein fünfzehnjähriger Realschüler aus Ansbach, behauptete, ein Mäuseherz kunstgerecht übertragen zu haben. Der *Stern* brachte die Story am 29. September 1968 ganz groß. Viele Blätter, *Bild* voran, beteten sie nach und vergaßen ein paar Fragezeichen.

Der „Mäuse-Barnard“, wie er genannt wurde, führte staunende Reporter an die Stätte seines Wirkens zwischen Traum und Tat, zeigte chirurgisches Besteck samt selbstgebastelter Herz-Lungen-Maschine, gestattete einen Blick auf die Maus Alexander (mit frischer Narbe) und erklärte, schon lange vor Barnard an eine Herztransplantation gedacht zu haben. Nochmals operieren aber wollte er nicht. Ehrwürdige Ordinarien der Chirurgie traten gleichwohl in den Disput mit ihm ein, und Ansbach wurde laut *Stern*-Autopsie von Auslandspresse, Fernsehen, Tierschutzvereinen, Amtstierärzten und Kriminalpolizei erstürmt. „Hut ab vor dieser Jugend“, schrieb eine Leserin an *Bild*, „man sollte dem tüchtigen Jungen ein Labor zur Verfügung stellen.“

Fünf Monate dauert es, bis der Schwindel auffliegt. Die *Süddeutsche Zeitung* spricht nun von „einer Art [...] Kleintieroperationstechnik“, und der Würzburger Chirurgiechef Wachsmuth macht es besonders feierlich: „Im Interesse der Öffentlichkeit müssen wir dazu unser Schweigen brechen.“ Wenn es um Menschen statt um Mäuse als Patienten ging, wurde das Schweigegebot weniger ernst genommen.

Längst machen Herzverpflanzungen keine Schlagzeilen mehr. Sie wurden Routine; bisher gab es deutlich über 100.000 dieser Eingriffe weltweit. Zu Aufregungen kommt es heute jedoch beim Blick auf Skandale um Organübertragungen – wenn es bei der Verteilung nicht mit rechten Dingen zugeht und Gerichte sich mit dubiosen Fällen befassen. Eckart Roloff

Keine Experimente!

Ein Mann, ein Slogan: Der damals 81-jährige Konrad Adenauer stellt die Bundestagswahl 1957 unter das Motto „Keine Experimente“. Kontinuität zeichnet den ersten Bundeskanzler aus.

Am 19. April 1967 stirbt Konrad Adenauer in seinem Haus in Rhöndorf. Einem Dorf, das durch ihn bekannt wird. Idyllisch gelegen im Siebengebirge, beheimatete es nicht nur den ersten Bundeskanzler, sondern ist einer der traditionsreichsten Weinorte am Rhein. Tradition und die Liebe zur Heimat passen zu Adenauer und so verwundert es nicht, dass er in diesem beschaulichen Örtchen Wurzeln schlug.

Heute ist das Adenauerhaus ein Museum. Mehr als 35.000 Besucher pro Jahr wollen einen Einblick in das Leben der Adenauers werfen. Adenauers Zahnbürste steht da, der alte Dienst-Mercedes, die Einrichtung im Stil des Gelsenkirchener Barocks – es ist eine Zeitreise in die frühen 60er Jahre.

Adenauer ist in seiner 14-jährigen Amtszeit als erster Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland ein europäischer Visionär und ein weltgewandter Politiker. Gleichzeitig bleibt er immer ein rheinischer Jung', der seinen Kölner-Dialekt nicht verbirgt. Nicht nur sein Anwesen in Rhöndorf und die nach ihm benannte Stiftung überdauern bis heute. Auch sein politisches Wirken und seine Ideale. Mit ihm treibt die Bonner Politik die Westbindung, die Aussöhnung mit Frankreich, das deutsche Wirtschaftswunder und die soziale Marktwirtschaft voran.

Ein Demokrat von Anfang an

Als Adenauer im Juli 1954 das Auditorium der TU Berlin betritt und die Stufen der Bühne hinaufsteigt, herrscht Stille im Raum. Vor den Studierenden der TU referiert er über Demokratie und wirbt für Mitgestaltung im Staat: „Demokratie bedeutet Macht des Volkes. Jeder von uns ist ein Teil des Volkes. Macht bedeutet Verantwortung. Jeder von uns muß sich bewusst sein, daß er mitverantwortlich ist auch für das gesamte politische und wirtschaftliche Geschehen.“

Ein Demokrat war Adenauer immer. 1917 wurde der am 5. Januar 1876 in Köln Geborene in seiner Heimatstadt zum Oberbürgermeister gewählt – und blieb bis 1933 im Amt. Gleichzeitig war der Zentrumspolitiker Präsident des preußischen Staatsrats. Stets stellte er sich klar gegen Hitler.

Als er einem Nazi-Funktionär den Handschlag verweigert, gerät Adenauer ins Fadenkreuz. „Adenauer, an die Mauer!“, plakatieren die Nazis in Köln bereits im Wahlkampf 1933. Doch Adenauer bleibt seinen Grundüberzeugungen treu, lebt im „Dritten Reich“ unauffällig als Pensionär, wird dennoch mehrfach inhaftiert.

Noch im Mai 1945 setzen ihn die britischen Besatzungskräfte wieder kurzzeitig als Kölner Oberbürgermeister ein. Adenauer wird Mitbegründer der CDU und 1948 Präsident des

verfassungsgebenden Parlamentarischen Rats, schließlich am 15. September 1949 Bundeskanzler. Drei Mal wird er wiedergewählt, bleibt Regierungschef bis zum 12. Oktober 1963 – bis ins Alter von 86 Jahren.

Demokratie lebt vom Wahlkampf!

„Demokratie lebt vom parlamentarischen Kampf, das ist ganz klar, sonst erstarrt alles, und politische Gleichgültigkeit tritt ein“, sagt er in einem Interview mit dem Bayerischen Rundfunk 1963.

Und diesen Kampf führt er leidenschaftlich in Wahlkämpfen, deren Slogan und Bilder bis heute überdauern: „Tatsachen zählen – CDU wählen!“, „Wir können nicht zaubern, aber Arbeiten. Hilf mit! Wähl CDU“ und „Keine Experimente“.

Zur Bundestagswahl 1957 sind die politischen Lager klar gespalten. Das Wort Wahlkampf trägt zurecht sein zweites Substantiv. Es ist der Kampf zwischen politischen Ideen; zwischen Sozialismus und Konservatismus. „Klare Fronten sind die erste Voraussetzungen für einen guten Wahlkampf“, so Adenauer auf dem CDU-Bundesparteitag in Hannover. Die Städte und Dörfer sind beklebt mit Plakaten des Kanzlers und dem Slogan: „Keine Experimente“. Die SPD versuchte mit „Kampf dem Atomtod“ dagegen zu halten. Das Wahlkampf-klima ist rau. Seine Zeitgenossen nennen ihn „Den Alten“. Ein alter Fuchs möglicherweise, sicher aber ein moderner Wahlkämpfer.

Per Bahn im Zug der Zeit

„Am Pult der Hebel und der Schalter, regiert ein kluger Mann den Staat; verehrt als tüchtiger Verwalter, geschätzt durch seinen weißen Rat.“ So reimt das offizielle Wahlkampfvideo, das heute kitschig und antiquiert wirkt. Adenauer engagiert zwei Werbefirmen, Hochglanzfotos des privaten Familienvaters Adenauer sind in der Regenbogenpresse abgedruckt. Er reist zum ersten Mal in der deutschen Wahlkampfgeschichte mit einem Sonderzug durch Deutschland, ganz nach amerikanischen Vorbild. Dem Bürger ganz nah, den Journalisten noch näher.

Dass die Deutschen keine Experimente eingehen und Kurs halten wollten, zeigt das Wahlergebnis: Mit 50,2 Prozent erreicht Adenauers CDU/CSU die absolute Mehrheit. Der größte Wahlerfolg in der Geschichte der CDU und die einzige absolute Mehrheit, die eine Partei bei einer Bundestagswahl jemals erreicht hat. Das Wahlplakat und der Slogan „Keine Experimente“ stehen bis heute als Zeugnis dieser Zeit, der Ära Adenauer.

Lucas Seeber



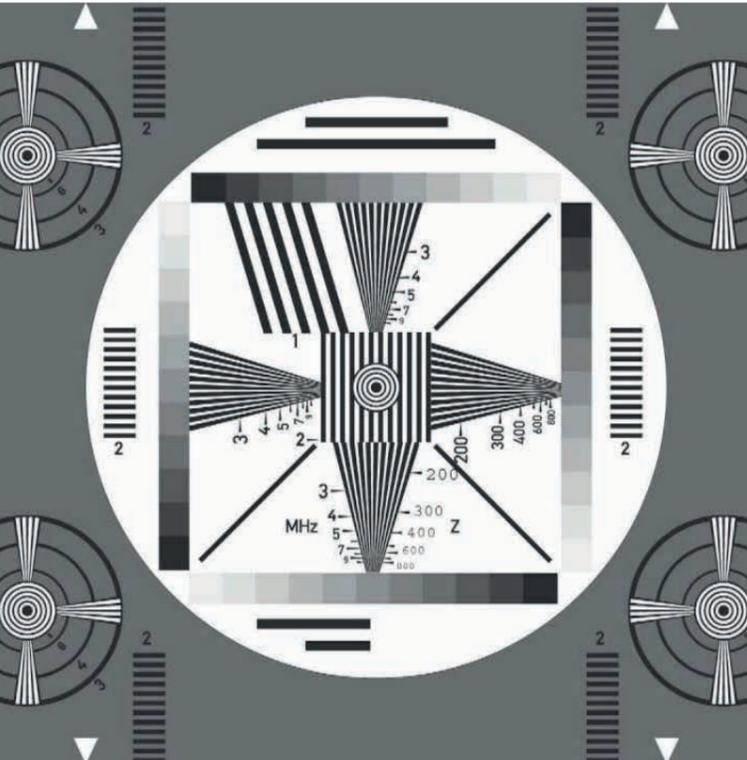
Keine Experimente!
Konrad Adenauer

CDU

Quelle: Konrad-Adenauer-Stiftung

Und es ward bunt

Für die Älteren ist es längst eine Selbstverständlichkeit, die Jüngeren können es sich gar nicht anders vorstellen. Vor 50 Jahren ist es jedoch eine Sensation: Am 25. August 1967 startet das Farbfernsehen in Deutschland.



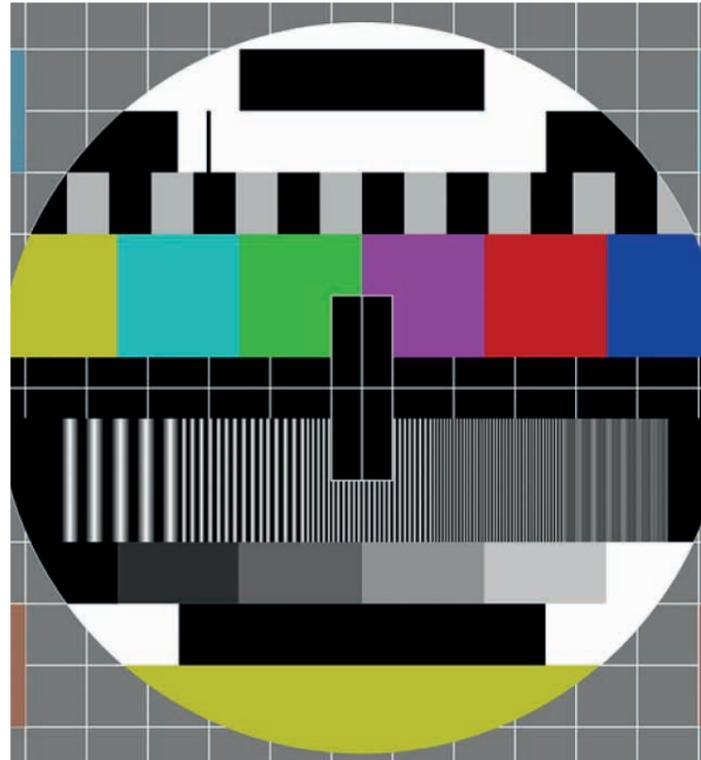
Aus schwarz-weiß wurde Farbe: TV-Testbilder vor und nach 1967.

Mit einer Panne beginnt das neue TV-Zeitalter: Kurz bevor der damalige Außenminister Willy Brandt auf der 25. Deutschen Funkausstellung in West-Berlin den großen roten Knopf zur Freigabe drücken möchte, schaltet ein nervöser Techniker das Bild vorschnell auf Farbe – ein kleiner Schönheitsfehler, der der Sensation aber keinen Abbruch tut.

Glotze so teuer wie ein Auto

Dieser Startschuss bedeutet jedoch nicht, dass plötzlich alle Fernsehzuschauer ihr Programm in Farbe empfangen. Zum einen kann sich nicht jeder einen Farbfernseher leisten. Nur 5.800 dafür geeignete Geräte gibt es damals in deutschen Haushalten. Sie kosten zwischen 2.000 und 4.000 Mark, dafür kann man sich auch ein Auto kaufen. Warum sollte man dieses Geld also investieren, wenn man schon einen Fernseher hat?

Zum anderen ist es noch sehr teuer, Sendungen in Farbe zu produzieren. So wird die *Tagesschau* erst ab 1970 in Farbe gezeigt und Übertragungen des Bundestags in Bonn bleiben noch bis Ende der 70er im tristen Schwarz-weiß. Längst hat sich ansonsten das Bunte etabliert. Der Anteil von schwarz-weiß produzierten Fernsehsendungen ist 1974 bereits auf



Quelle: Historisches Archiv des BR

unter zehn Prozent gesunken. Bei den Zuschauern sind es große Sportereignisse, die den Geräteabsatz ankurbeln: 1972 die Olympischen Spiele in München, 1974 dann die Fußball-Weltmeisterschaft. Aber es dauert ganze 20 Jahre, bis 90 Prozent aller westdeutschen Haushalte einen Farbfernseher haben. Dabei war Deutschland hier ohnehin schon ein Spätzügler: Schon 1953 hat das Farbfernsehen in den USA begonnen. Diese Verzögerung ist jedoch nicht dem technischen Fortschritt geschuldet, sondern langwierigen Patentverhandlungen. Noch etwas später leitet die DDR das Farbfernsehen ein – erst 1969 können auch ihre Bürger in den Geschmack des neuen Fernseherlebnisses kommen.

Mit dem Farbfernsehen ergeben sich nicht nur preisliche und technische, sondern auch praktische Herausforderungen: Was ziehe ich im Fernsehen an? Man vermeidet knallige Farben, blau ist tabu; „wir sollten Pastelltöne wählen“, sagt die ehemalige ARD-Lottofee Karin Tietze-Ludwig, weil diese besser im Bild umgesetzt werden können – vieles, was vorher im Schwarz-Weiß-Fernsehen akzeptabel gewesen ist, ist nun nicht mehr farbtuglich. Kurios also: Vor der Kamera wurde es erst einmal weniger bunt – in den neuen Zeiten des Farbfernsehens.

Ann-Kristin Lohmann

Kleines Land ganz groß

Von einem Bundesland das auszog, den deutschen Rundfunk zu revolutionieren.

7. Juni 1967. Quasi über Nacht verabschiedet der saarländische Landtag die Ad-hoc-Initiative dreier Abgeordneter von CDU, SPD und FDP: Die Novellierung, ja, die Revolution des vorherrschenden Landesrundfunkgesetzes. Sie besiegelt, was bislang noch keinem gelungen ist – zumindest nicht von Dauer: Die Zulassung privater Rundfunkveranstalter. Doch wie kam es dazu?

Neu ist die Idee des privaten Rundfunks keineswegs: Mit Telesaar existiert im Saarland bereits in den 1950er Jahren ein privater Fernsehsender. Als diesem jedoch in einer Nacht- und Nebel-Aktion im Januar 1958 das wichtigste Kabel gekappt wird, verstummt der Sender. Der Versuch des privaten Rundfunks scheitert.

Warum nun dieser neue Versuch? Und woher die Eile? Nur wenige Tage nachdem das neue Gesetz am 1. Juli 1967 in Kraft getreten ist, wird bekannt, dass eine private saarländische Fernsehgesellschaft von dem neuen Gesetz Gebrauch machen will. Soweit nicht außergewöhnlich – wäre da nicht die Tatsache, dass die Fernsehgesellschaft zu 58 Prozent den Landesparteiorganisationen von CDU, SPD und FDP in Rheinland-Pfalz und im Saarland gehört.

Das große Scheitern Konrad Adenauers 1961 im Hinterkopf, entsteht in der Gesellschaft schnell der Eindruck, man vage erneut den Versuch eines bundeseigenen Fernsehens. Adenauer-Fernsehen II, sozusagen. Doch das Motiv ist ein anderes, ein trivialeres: Selbstfinanzierung. Die Beteiligung am Privatfernsehen soll Geld für die eigenen Parteikassen sowie für französische Staats- und Privatschatullen einbringen. Das Vorgehen sorgt für Wirbel – nicht nur im Saarland, sondern in der gesamten Bundesrepublik. Der zweite Versuch scheint gescheitert.

Die Parteien verfolgen ihre Fernsehpläne nicht weiter. Zu groß sind die aufgeworfenen Wogen des Unmuts.

Ist es aber ein Scheitern auf der ganzen Linie? Nicht ganz: Mehrfach bewirbt sich auch die Freie Rundfunk AG, FRAG, um die Zuteilung einer sogenannten Konzession. Vergeblich. Zu groß sei die Gefahr eines neuen Konkurrenz-Senders für den saarländischen Rundfunk, wird argumentiert.

1972 schließlich klagt die FRAG gegen die Saarländische Landesregierung. Gut zehn Jahre später, 1981, fällt mit dem berühmten FRAG-Urteil eine Entscheidung – zugunsten der FRAG. Damit ist der Weg für den privaten Rundfunk in Deutschland geebnet. Und letztendlich war das Saarland dann doch nicht ganz so erfolglos mit seinem Vorhaben. Auch wenn die Umsetzung nun etwas anders aussah, als zunächst geplant.

Theresa Briselat

ANZEIGE

BAMBERG MIT ANDEREN AUGEN SEHEN.



96047 BAMBERG TEL 0951 / 20 81 500



Quelle: ZDF

„Wer kennt diesen Mann?“

Seit 50 Jahren fahndet die ZDF-Sendung *Aktenzeichen XY ... ungelöst* mittels Personenfotos, Phantombildern und Tatgegenständen nach Verbrechern. Am 20. Oktober 1967 wurde das TV-Format im ZDF erstmals ausgestrahlt.

„Freitag, 21. April 1967. Feierabend in Roth, einem kleinen Ort am Fuße des Westerwalds. Der Schmied Eberhard Saller verlässt mit seinem Moped seine Wohnung, um in der Umgebung des Dorfes, wie er der Polizei später berichtet, nach Farnkräutern für seinen Garten zu suchen. Saller [...] biegt in einen Waldweg ein, der zu einem stillgelegten und teilweise unter Wasser stehenden Steinbruch führt. Der Schmied weiß, dass am Rande dieses Tümpels jene Gräser wachsen, die er sucht. Er kommt an diesem Tag jedoch ohne Gräser nach Hause, denn er macht einen grausigen Fund“, verkündet die Stimme aus dem Off. Mit szenischen Nachstellungen von ungelösten Kriminalfällen wie diesem präsentiert das ZDF am 20. Oktober 1967 ein neues TV-Format: *Aktenzeichen XY ... ungelöst*. Erstmals wird ein Fernsehpublikum zur Bekämpfung von realen Verbrechen aufgefordert: „Sie können uns natürlich hier selbst im Studio anrufen. Schließlich können Sie auch die Bilder der gezeigten Personen von ihren Bildschirmen abfotografieren. Es könnte ja immerhin sein, dass Ihnen morgen der ein oder andere der Gesuchten über den Weg läuft“, erklärt der Moderator und Erfinder des Formats Eduard Zimmermann – später auch bekannt als „Ganoven-Ede“ – in der Sendung. Nicht nur das deutsche Fernsehpublikum hilft bei der Verbrechensaufklärung. Legendär sind die Live-Schalten in die Studios in Österreich und der Schweiz.

Zimmermann fordert das Publikum einmal im Monat zur Mithilfe auf. Pro Sendung werden drei bis sechs ungeklärte Fälle präsentiert. Filmbeiträge rekonstruieren, wie Juweliere ausgeraubt werden, Frauen auf mysteriöse Weise verschwinden oder Bankangestellte überfallen werden. Die Dramaturgie folgt dabei dem realen Ablauf des Verbrechens. Die Drehbücher zu den Filmen schrieb meist Bundesfilmpreisträger Kurt Grimm, der bis 1998 auch die Studioregie führte. Am häufigsten thematisiert die Fahndungssendung Mordfälle. Bis Oktober 2016

wurden 1478 Tötungsdelikte behandelt, von denen 609 gelöst werden konnten. Eine Wahrsagerin trug beispielsweise zur Aufklärung des spektakulären Falls des „Soldatenmords von Lebach“ bei. Sie identifizierte 1969 einen ihrer Kunden als Täter. Die Aufklärungsquote der Sendung liegt bei insgesamt knapp 40,5 Prozent.

Trotz der positiven Bilanz wird in den ersten Sendejahren Kritik am Format geübt. So weist die Münchner *Abendzeitung* etwa auf die Gefahr hin, dass die Sendung „an das in uns appelliert, das wir lieber nicht erweckt sehen wollen“. Eduard Zimmermann und der Bund Deutscher Kriminalbeamter wehren sich gegen diese Vorwürfe. Die Sendung eröffnete der Kriminalpolizei lediglich die Möglichkeit, ein Millionenpublikum anzusprechen, um Hinweise zu Verbrechen zu generieren. Sie fungiere jedoch nicht als Ersatzpolizei.

Bei den Zuschauern ist die Sendung trotz aller Kritik sehr beliebt. Bis zu 20 Millionen Zuschauer verfolgen in den Anfangsjahren, wie „Ganoven-Ede“ Jagd auf Verbrecher macht. Nach 30 Jahren gab Eduard Zimmermann die Sendung am 24. Oktober 1997 an Butz Peters ab. Er moderierte die Sendung gemeinsam mit Zimmermanns Adoptivtochter Sabine Zimmermann, die schon seit 1987 gemeinsam mit ihrem Vater in der Sendung auftrat. Am 18. Januar 2002 übernahm Rudi Cerne die Sendung, die er bis heute moderiert. Noch immer stößt *Aktenzeichen XY* auf großes Interesse. Knapp fünf Millionen Zuschauer sehen die Sendung im Durchschnitt. Auch international kann das Format Erfolge verbuchen. So adaptiert unter anderem die BBC die Sendung und auch in den USA dient es als Vorbild für das Format *Americas Most Wanted*. Den Grund für den Erfolg sieht Redaktionsleiterin Ina Maria Reize in der „Neugier und dem Wissen-Wollen, was einem so passieren kann.“ Der Mörder aus dem Dillkreis aus der ersten Sendung wurde übrigens nach einem Jahr gefasst. Sarah Malewski

Kultur im Sonntagskleid

Die rote Ziegelsteinwand – davor Max Moor, so geht der Sonntagabend im Ersten zu Ende. Das bedeutet: Man wird wieder zu spät ins Bett gehen, wenn man nun dran bleibt und der rauchigen Stimme des Moderators folgt.

Nach einem kurzen Einspieler der Themenagenda folgt die knappe Begrüßung durch Moor. Schnell leitet er zum ersten Thema über. Schließlich bleibt nicht viel Zeit, um in einer halben Stunde die „wichtigsten Titel, die spannendsten Thesen und die aufregendsten Temperamente“ aus Deutschland und der Welt zu präsentieren. Seit 50 Jahren berichtet das Magazin *titel thesen temperamente* über kulturelle Themen und zeitgeschichtliche Ereignisse. Das Format blieb gleich, doch ergaben sich über die Jahre viele Veränderungen. So waren die ersten Jahrzehnte durch Sendezeitverkürzungen oder Sendeplatzverschiebungen geprägt. Anfang der 70er Jahre wurde *titel* noch unter der Woche zur Prime-Time ausgestrahlt. Mit den Jahren rückte das Magazin immer weiter in das Spätabendprogramm und wurde schließlich auf das Wochenende verlegt. Seit 1997 läuft die Sendung sonntags nach 23 Uhr.

Auch den Namen *titel thesen temperamente* trägt das Kulturformat erst seit 2006. Davor hatte das Magazin mehrere Namen, je nachdem von welcher Rundfunkanstalt es übertragen wurde. Heute wird die Sendung gemeinsam vom Bayerischen, Hessischen, Mitteldeutschen, Norddeutschen und Westdeutschen Rundfunk sowie vom Rundfunk Berlin-Brandenburg produziert. Die erste Sendung im Jahre 1967 wurde schon unter dem Namen *titel thesen temperamente* als Nachfolger der Kultursendung *studio frankfurt* vom Hessischen Rundfunk ausgestrahlt. Geprägt wurde *titel* die ersten 26 Jahre vom Redaktionsleiter Kurt Zimmermann.

Seinerzeit wurde das Kulturmagazin noch ohne Moderation geführt und lediglich durch Kommentare aus dem Off gestützt. Das änderte sich 2006, als die heutige *Tagesschau*-Frontfrau Caren Miosga als Moderatorin durch die Sendung führte. Bald übernahm Evelyn Fischer und seit zehn Jahren ist nun

Dieter – der sich seit 2013 Max nennt – Moor der Hauptmoderator, wobei ihn Fischer hin und wieder vertritt. Während in der ersten Ausstrahlung 1967 unter anderem Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt befragt wurden, wie die neuen Entwicklungen des deutschen Theaters aussehen würden, so wird der Kulturbegriff bei *titel* heutzutage weiter gefasst.

Die Wahl Donald Trumps gehört heute ebenso zum Themenrepertoire wie die Debatte um die Vollverschleierung oder die Verleihung des Literaturnobelpreises. Spätestens seit den



titel im Pantoffelkino.

Foto: Monika Kocsis

Switch reloaded Parodien aus jüngster Zeit, sollte *titel* auch bei der jüngeren Generation bekannt sein. Man muss nicht Klassikschallplatten sammeln und ein Glas Rotwein in gestrickten Baumwollsocken zu Sendebeginn zu sich nehmen, um zur typischen Zuschauerzielgruppe zu gehören, wenngleich die Reichweite bei Jüngeren gering ist. An Max Moor wird es nicht liegen. Er schafft es jeden Sonntagabend, vor der roten Ziegelsteinwand auch trockene Themen mit einer Prise Humor zu versetzen. Da bleibt man gerne sonntags länger wach, beginnt die Woche etwas müder, dafür aber um einige Gedanken reicher. Monika Kocsis

Toast Hawaii und die schwarze Carola

Clemens Wilmenrod lehrte den Deutschen das Kochen – mit eigentümlichen Rezepten und abenteuerlichen Geschichten. Von 1953 bis 1964 war der erste deutsche Fernsehkoch auf Sendung.

Samstagabend war für mich meist etwas Besonderes. Nicht nur weil wir Kinder im Fernsehen *Daktari* sehen durften, sondern weil mein Vater häufig Toast Hawaii zubereitete. Heute weiß ich nicht mehr, was ich an diesem von einer Scheibe Dosenananas durchweichten Toastbrot, das mit einer Scheibe gekochten Schicken und Schmelzkäse belegt und einer Cocktailkirsche garniert war, fand. Aber damals war es für mich und meine Geschwister eine kulinarische Offenbarung.

Den Namen Clemens Wilmenrod lernte ich erst im Erwachsenenalter kennen und war sehr enttäuscht, dass er und nicht

Intimität her. Legendar ist bis heute nur der Toast Hawaii, während die gefüllten Erdbeeren, das arabische Reiterfleisch, Spagetti nach Art der schwarzen Carola (mit Schweinekamm und Paprikapulver) oder der venezianische Weihnachtsschmaus längst vergessen sind. Meist waren es einfache Gerichte, die – mit unwahrscheinlichen Geschichten garniert – theatralisch dargeboten wurden. Dabei wurden nicht alle Rezepte ein Erfolg, auch wurde er von der Kochinnung mit großer Skepsis beobachtet und häufig kritisiert. Fertigsoßen, Dosengemüse, Mayo und Ketchup standen nicht selten auf der Zutatenliste. Neu waren meist nur der Name und die Art der Würzung.

Der begnadete Selbstdarsteller kochte und briet insgesamt 185 Mal im NWDR und ab 1955 im WDR. Später änderte er den Namen der Sendung in *Wilmenrod bittet zu Tisch* und begrüßte die Fans mit den Worten: „Liebe Feinschmeckergemeinde“ Deutschlands erste Kochshow hatte bald bis zu drei Millionen Zuschauer, was in dieser Zeit ein voller Erfolg war, ein Straßenfeger. Lebensmittelgeschäfte mussten nicht selten verordnete Lebensmittel nachordern. Wilmenrod verstand es, seine Popularität relativ schnell zu vermarkten. Der 1957 verstorbene Karikaturist Mirko Szewczuk hatte dem aufgehenden Fernsehstar in der ersten Sendung das Bild seines Kopfes auf die leere Kochschürze gemalt, das zu seinem Markenzeichen wurde. Bald warb er in seinen Sendungen für neue Küchengeräte und Produkte gegen Geld, was ihm den Vorwurf der Schleichwerbung einbrachte. *Der Spiegel* deckte mehrere Vorfälle auf. In der Ausgabe vom 24. Juni 1959 stand u.a. „Die erste Firma, die den ‚Doppelkopf‘ für ihre Werbung einspannte, war die Flensburger Rumfirma H. H. Pott Nfgr. Der Fernsehkoch lieferte ihr für eine Reklame-Grogfibel fünf Rezepte und verkaufte ihr gleichzeitig sein Doppelkopf-Konterfei für Pott-Rum-Inserate. Über den Preis schwiegen sich Pott und Wilmenrod aus.“

Der Sender reagierte prompt darauf. Clemens Wilmenrod wurde ins Nachmittagsprogramm verbannt und durfte nur mehr ein Mal im Monat auf Sendung gehen.

Am 16. Mai 1964 wurde die letzte Sendung mit ihm ausgestrahlt. Andere TV Köche hatten längst seine Rolle übernommen. Drei Jahre später, am 12. April 1967, starb Clemens Wilmenrod im Alter von 60 Jahren. Er schied freiwillig aus dem Leben, als er von seiner schweren, unheilbaren Krankheit erfahren hatte. Bei uns zuhause blieb er noch Jahre ständiger Hausgast. Mindestens einmal im Monat gab es neben dem Toast Hawaii sein arabisches Reiterfleisch.

Christiane Goldschmitt-Behmer

Christiane Goldschmitt-Behmer ist Grundschulrektorin.



Foto: WDR

mein Vater der Erfinder dieser Köstlichkeit war. Meine Eltern verpassten wohl keine Sendung von ihm.

Der am 24. Juli 1906 geborene Pianist und Schauspieler hieß eigentlich Carl Clemens Hahn, nannte sich aber nach seinem Geburtsort Wilmenrod im Westerwald. Obwohl er vorher schon einige Engagements an Theatern hatte und auch im Film kleine Rollen spielte, wurde er erst als Fernsehkoch bundesweit berühmt.

Dabei hatte er nie eine Ausbildung als Koch gemacht. Am 20. Februar 1953, gerade mal sechs Wochen nach dem Start des Fernsehens in Deutschland, ging er im NWDR das erste Mal auf Sendung. *Bitte in 10 Minuten zu Tisch* ließ die Herzen von Hausfrauen und Hobbyköchen alle zwei Wochen zu bester Sendezeit am Freitagabend um 21.30 Uhr höher schlagen. In 15 Minuten zauberte er in einer Art Liveshow, assistiert von seiner Ehefrau Erika, abenteuerliche Eigenkreationen, die im Nachkriegsdeutschland unbekannt und einen Hauch von Exotik verbreiten sollten. Dabei stellte er mit der Begrüßung „Ihr lieben, goldigen Menschen“ bei seinen Zuschauerinnen eine Art von

Der Meister der gezeichneten Worte

Er berichtete über das traurige Schicksal des wilden Waldmopses, erzählte von Möpsen auf Mondexpedition und macht andere Künstler bekannt: Lorient. Vor 50 Jahren wurde die erste Folge seiner Sendereihe *Cartoon* ausgestrahlt.

Meine Damen und Herren!

Beinahe bieder wirkt der Herr, der am 5. Februar 1967 um 21.45 Uhr im grauen Anzug und mit säuberlich gescheiteltem Haar vor die Fernsehkamera tritt, um die Zuschauerinnen und Zuschauer seiner Sendung zu begrüßen. *Cartoon – Ein Streifzug quer durch den gezeichneten Humor*, so lautet der Titel dieser Sendung. Der Name ist Programm. Dass aber dieser spießbürgerlich anmutende Herr ein Bestandteil dieser heiteren Zeichentrick-Welt sein soll, ist nahezu unvorstellbar.

Doch der erste Eindruck täuscht: Der Herr ist Bernhard-Viktor Christoph-Carl – kurz Vicco – von Bülow, besser bekannt als Lorient. Bereits zum damaligen Zeitpunkt ist er deutschlandweit für seine feinfühlig, humorigen Zeichnungen berühmt. Er ist ein Meister seines Faches, er kennt sich aus – und ist genau deshalb so geeignet für diese Sendung.

Ein unterhaltsames, aber zugleich dokumentarisches Format über den internationalen gezeichneten Humor – das will *Cartoon* sein. Trickfilme aus Deutschland (*Ein Münchner im Himmel* oder *Der 90. Geburtstag*), vor allem aber aus anderen Ländern wie beispielsweise den USA (*Mickey Mouse*), Frankreich (*Asterix und Obelix*), Schweden, der Tschechoslowakei oder Italien sollen in die Wohnzimmer des deutschen Fernsehpublikums gebracht werden.

Und Lorient? Er ist Präsentator, Moderator und Kommentator. Als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt, kündigt der stets auf einem roten Sofa sitzende Humorist die ausgestrahlten Cartoons an. Vermeintliche Problematiken und gesellschaftliche Themen diskutiert er dabei wohl formuliert und mit der größten Ernsthaftigkeit – und nur wer genau zuhört und die Sendung kennt bemerkt, dass sich unter dem Deckmantel der ernststen Miene gewaltiger Unfug verbirgt.

Wiederholt liefert Lorient auch eigenes Material: Knollennasemannchen, Möpse – ob auf dem Mond oder als wilde Waldbewohner – und anderes Getier werden durch den Zeichner zum Leben erweckt und in die ausgestrahlten Folgen mit eingebunden. Und auch als Journalist ist er immer wieder tätig: Regelmäßig lädt er bekannte Karikaturisten wie beispielsweise Mitarbeiter der Satirezeitschrift *Simplicissimus* auf sein rotes Sofa ein, führt Gespräche, interviewt.

Und nun zu etwas anderem!

Die 14. Folge *Cartoon* stellt einen Wendepunkt dar, der sich nicht nur durch den Wegfall des sperrigen Untertitels der Sendung bemerkbar macht. Nachdem das Material im Laufe der Jahre merklich ausdünnert und der bisherige Regisseur Peter Kleinknecht die Sendung verlässt, übernimmt der Brite

Timothy ‚Tim‘ Moore die Regie. Seine Vision: weniger Bildung, weniger Dokumentation, mehr Humor, mehr Lorient. Fortan besteht die Sendung beinahe ausschließlich aus Material des vorherigen Moderators selbst.

Spätestens von diesem Zeitpunkt an ist die Sendereihe ein voller Erfolg: Insgesamt 21 Folgen werden zwischen 1967 und 1972 produziert und in unregelmäßigen Abständen ausge-



Mal nicht gezeichnet und nicht auf der Couch: Lorient-Männchen auf einer Parkbank. Foto: Karl432/CC BY-SA 4.0/Wikimedia

strahlt. Dabei folgen dem Spektakel trotz des vergleichsweise späten Ausstrahlungszeitraums von 21.45 Uhr bis 22.30 Uhr im Durchschnitt acht Millionen Zuschauerinnen und Zuschauer. Auch die Kollegen aus der Medien- und Fernsehwelt erkennen das Potenzial der Sendung: Bereits ein Jahr nach der ersten Ausstrahlung von *Cartoon* wird Lorient für die Sendung lobend beim Adolf-Grimme-Preis erwähnt, 1973 schließlich mit dem Preis in Silber ausgezeichnet.

Guten Abend!

Trotz des großen Erfolges steht Lorient am 25. Dezember 1972 zum letzten Mal für *Cartoon* vor der Kamera. Die Zeit ist reif für etwas neues, etwas anderes. Und er ist bereit. Was folgt, ist längst deutsche Humorgeschichte: Wum, der Hund, die TV-Skette mit Nudel oder Klavier und anderen Tücken des Alltags, die Spielfilme ...

Theresa Briselat

Ikone im Wollpulli

Vor 50 Jahren ist der amerikanische Grunge-Musiker Kurt Cobain in Aberdeen bei Seattle geboren. Er wurde mit seiner Band Nirvana berühmt und schließlich zur Medienikone. Ruhm wollte er nie.

“With the lights out, it's less dangerous here we are now, entertain us. I feel stupid and contagious. Here we are now, entertain us.” Begleitet werden die Textzeilen von verzerrten Gitarrenriffs, einem dominanten Schlagzeug und Kurt Cobains unverwechselbarer Stimme. „Smells like teen spirit“, das erste Lied auf dem Album *Nevermind*. Der Song trug maßgeblich zum Erfolg von Nirvana Anfang der 90er Jahre bei. Der Sänger und Gitarrist der Band, Kurt Cobain, schrieb den Text ebenso, wie für fast alle Lieder. Als Gesicht der Band stand er oft im Mittelpunkt. Von seinem Publikum wurde er verehrt, selbst konnte er aber nur schwer mit dem Erfolg umgehen.

Kurt Cobain war melancholisch, düster, launisch und zerbrechlich – und natürlich ein außergewöhnlicher Musiker. In seinem postum veröffentlichten Tagebuch erklärt er, dass es ihn zwar rühre, von den Fans so geliebt zu werden, er jedoch den Erfolg

und das Aufsehen nie wollte und er am Ende seiner Kräfte sei. Wer Nirvana kennt, weiß auch wie die Geschichte ausgeht. Kurt Cobain nimmt sich am 5. April 1994 in seinem Haus in Seattle das Leben und wurde gerade einmal 27 Jahre alt. Er wird daher zu dem „Club 27“ gezählt, dem unter anderem auch Musiker wie Jimi Hendrix, Janis Joplin oder Amy Winehouse angehören. Sie alle starben mit 27 Jahren und wurden zu Legenden der Musikgeschichte.

Cobain galt schon zu seinen Lebzeiten als Grunge-Ikone. Grunge war zunächst nur eine Gegenbewegung in der Musikszene. Man wollte keine perfekten Lieder mehr spielen. Es sollte verzerrt und rau klingen – eben entgegen aller herrschenden Ordnung. Immer mehr wurde der Grunge dann zu einem eigenen Musikgenre. In den 1970er und 80er Jahren war das Genre

vor allem durch Musiker wie Neil Young vorgeprägt. Kurt Cobain verhalf dem Grunge dann zwischen den 1980er und 90er Jahren mit Nirvana zu einem erneuten Auftrieb. Sie trafen mit ihren Songs den Nerv der Zeit. Ihre Musik spiegelte das Gefühl einer ganzen Jugendgruppe wieder – der sogenannten Generation X. Diese war geprägt durch eine skeptische Haltung gegenüber der vorherrschenden konservativen Regierung und

dem Wohlstand. Gleichzeitig litten sie unter Perspektivlosigkeit. Der Grunge wurde immer beliebter und somit auch Kurt Cobain und seine Band. Dieser Erfolg blieb auch bei der Musikindustrie und den Medien nicht unbemerkt. Nirvana und besonders Kurt Cobain wurden zu etwas, über das man berichten konnte, denn sie spalteten die damalige Gesellschaft. Entweder man liebte den ungekämmten Musiker mit seinen abgetragenen Woll-

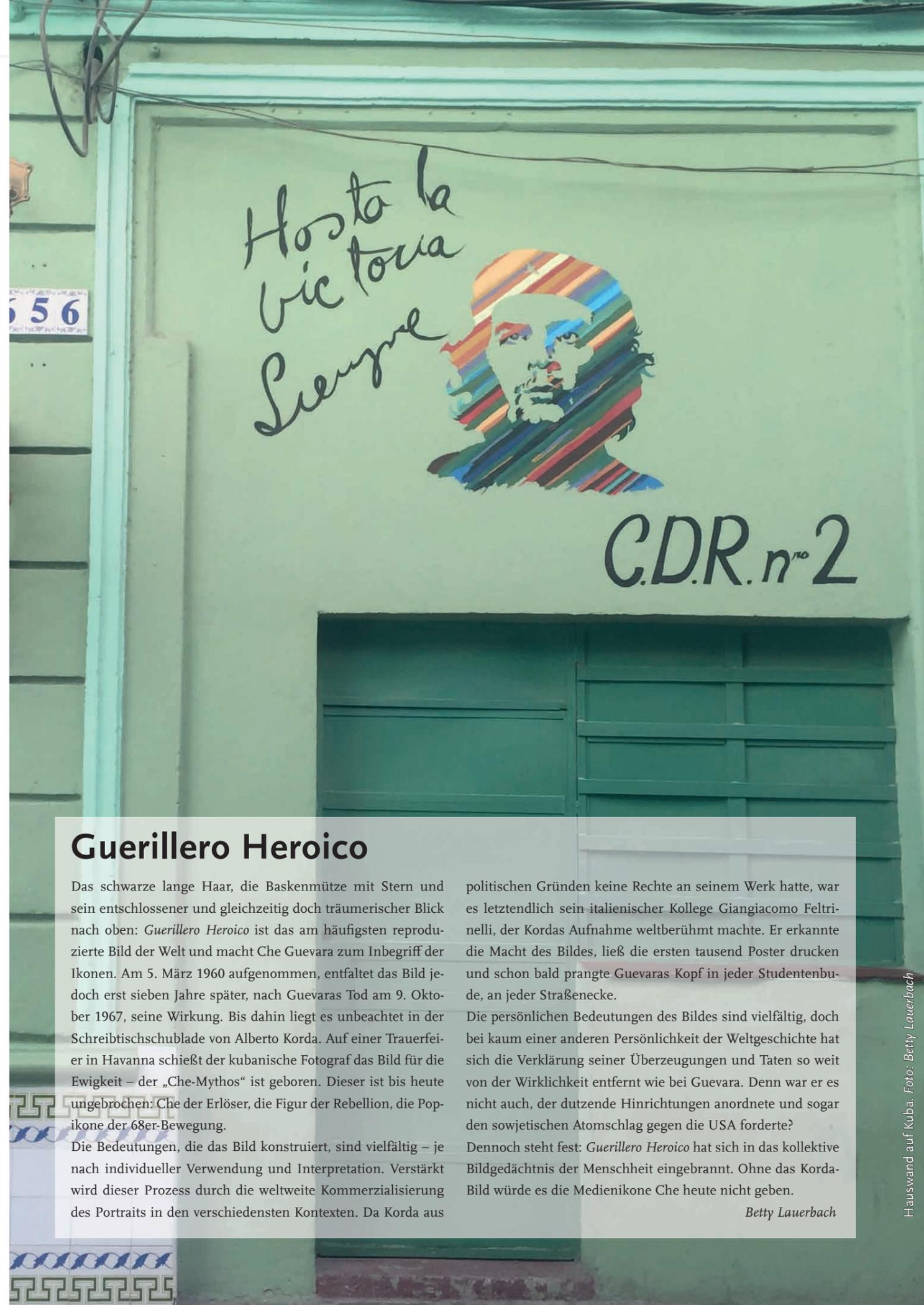
pullis und seiner eigensinnigen Singstimme oder man hasste ihn. Schon lange vor seinem Suizid erwähnte er, dass er mit der ständigen Medienpräsenz nicht umgehen könne. Wieso er sich umgebracht hat, bleibt unklar. Was jedoch klar ist: Er wollte nie ein Entertainer sein und doch wurde er es – und das Gesicht einer Generation.

Kurt Cobain wäre am 20. Februar 50 Jahre alt geworden. Die Berichterstattung über ihn, sein Leben und seine Musik bricht bis heute nicht ab. Im Gegenteil, nach seinem Tod wurden weit mehr Tonträger verkauft als zu seinen Lebzeiten. Es entstanden Biographien, Filme und Dokumentationen über sein Leben und zahlreiche Verschwörungstheorien über seinen Tod. Noch 23 Jahre nach seinem frühen Freitod gilt also: „Here we are now, entertain us.“

Monika Kocsis



Kurt Cobain als Plastikpuppe und auf einem Platten-Cover. Foto: Katharina Behmer



Guerillero Heroico

Das schwarze lange Haar, die Baskenmütze mit Stern und sein entschlossener und gleichzeitig doch träumerischer Blick nach oben: *Guerillero Heroico* ist das am häufigsten reproduzierte Bild der Welt und macht Che Guevara zum Inbegriff der Ikonen. Am 5. März 1960 aufgenommen, entfaltet das Bild jedoch erst sieben Jahre später, nach Guevaras Tod am 9. Oktober 1967, seine Wirkung. Bis dahin liegt es unbeachtet in der Schreibtischschublade von Alberto Korda. Auf einer Trauerfeier in Havanna schießt der kubanische Fotograf das Bild für die Ewigkeit – der „Che-Mythos“ ist geboren. Dieser ist bis heute ungebrochen: Che der Erlöser, die Figur der Rebellion, die Popikone der 68er-Bewegung.

Die Bedeutungen, die das Bild konstruiert, sind vielfältig – je nach individueller Verwendung und Interpretation. Verstärkt wird dieser Prozess durch die weltweite Kommerzialisierung des Portraits in den verschiedensten Kontexten. Da Korda aus

politischen Gründen keine Rechte an seinem Werk hatte, war es letztendlich sein italienischer Kollege Giangiacomo Feltrinelli, der Kordas Aufnahme weltberühmt machte. Er erkannte die Macht des Bildes, ließ die ersten tausend Poster drucken und schon bald prangte Guevaras Kopf in jeder Studentenbude, an jeder Straßenecke.

Die persönlichen Bedeutungen des Bildes sind vielfältig, doch bei kaum einer anderen Persönlichkeit der Weltgeschichte hat sich die Verklärung seiner Überzeugungen und Taten so weit von der Wirklichkeit entfernt wie bei Guevara. Denn war er es nicht auch, der dutzende Hinrichtungen anordnete und sogar den sowjetischen Atomschlag gegen die USA forderte?

Dennoch steht fest: *Guerillero Heroico* hat sich in das kollektive Bildgedächtnis der Menschheit eingegraben. Ohne das Korda-Bild würde es die Medienikone Che heute nicht geben.

Betty Lauerbach

Meinungsbildung ist Macht

„[He] comes as close to being Lord of the Press as America can now produce“ (*Business Week*, 1948). Die Rede ist von Henry Luce – und seiner Presse, insbesondere dem *Time Magazine* und der *Life*, die nicht nur den amerikanischen Journalismus prägten.

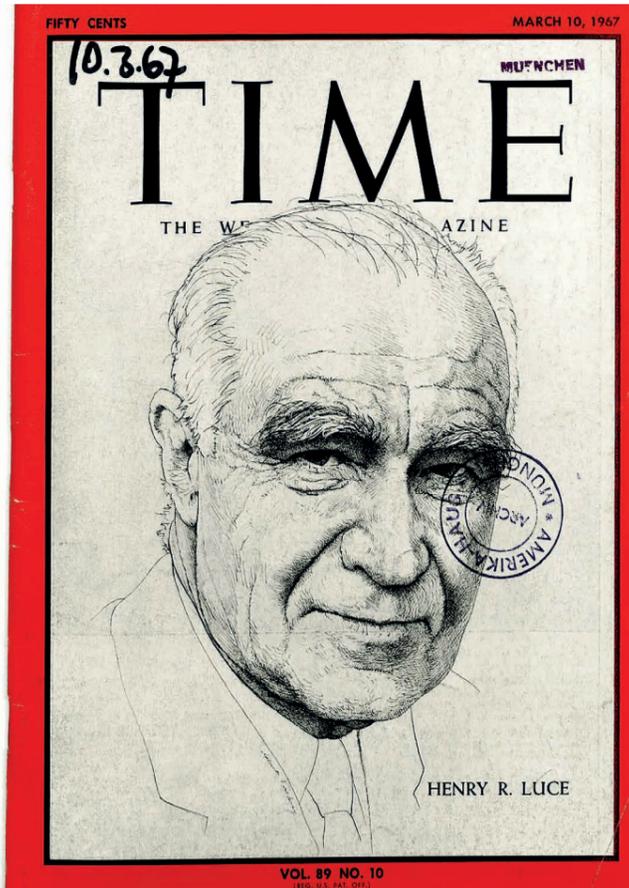
Luce hat den westlichen Journalismus grundlegend verändert. Dank seiner Anstöße und Magazine ist ein revolutionärer journalistischer Stil geprägt worden, der sachliche Geschehnisse in den Hintergrund und Persönlichkeiten in den Fokus rückt. Dieser Schwerpunkt verspricht bis heute Erfolg: 2016 erzielt

Time Inc. einen Umsatz von 769 Millionen US-Dollar. 1923, im Gründungsjahr des *Time Magazine*, investieren Luce und sein Geschäftspartner Briton Hadden 86.000 Dollar – ein Einsatz, der sich gelohnt hat.

Luce lernt Hadden bereits in der Schule kennen. Später studieren beide an der Yale Universität und wirken dort bei der renommierten Zeitung *The Yale Daily News* mit. Nachdem sie 1920 ihren Abschluss machen, bei dem Luce als „most brilliant of his class“ gewählt wird, trennen sich ihre Wege, da Luce in Oxford ein Jahr lang Geschichte studiert. Als er wieder in die Vereinigten Staaten zurückkehrt, scheint es so, als hätte Hadden nur auf ihn gewartet. Neben ihrer Arbeit bei *The Baltimore News* werkeln sie nachts am Konzept ihres eigenen Magazins, das am 3. März 1923 als *Time Magazine* veröffentlicht wird.

Es ist das erste überregionale politische Nachrichtenmagazin in den USA, Vorreiter eines ganz neuen Typs der Presse, an dem sich ein Vierteljahrhundert später auch beispielsweise Rudolf Augstein bei der Gründung des *Spiegels* orientieren sollte. Sieben Jahre später bringen Luce und Hadden das Wirtschaftsmagazin *Fortune* auf den Markt und der Verlag Time Inc. übernimmt das bereits vorher existente Magazin *Life*, um es als wöchentliches Fotomagazin rasch zu großem Erfolg zu führen. Luce ist davon überzeugt, dass nicht nur Text, sondern auch Bilder Geschichten erzählen können und er soll recht behalten: *Life* revolutioniert den Fotojournalismus. Das Leben und die Welt in ausdrucksstarken und emotionalen Bildern

zu illustrieren, die lediglich durch knappe Bildunterschriften erläutert werden, ist bis dahin eine unübliche Darstellungsform. Nachdem die erste Ausgabe mit einer Auflage von knapp 400.000 veröffentlicht wird, sind es vier Monate später schon über eine Million Exemplare.



Dank des Erfolgs seiner Druckmedien bezeichnet man Luce in den 1930ern als mächtigsten Massenkommunikator. Er wird für seine journalistischen Innovationen gefeiert – seine umstrittenen Weltanschauungen führen jedoch dazu, dass er sich vom meistbewunderten zu einem der meistgehassten Journalisten entwickelt. Als er sich Ende der 1930er mehr und mehr der Politik zuwendet, werden die Artikel in seinen Magazinen zunehmend meinungsleitend. Als Sohn eines amerikanischen christlichen Missionars – Luce wurde 1898 in Tengchow, China, geboren – sieht er ein besonderes Potenzial der amerikanischen Werte, die durch seinen Journalismus auf

der ganzen Welt vermittelt werden sollen.

Ab 1939 wird die *Time* für die außenpolitischen Überzeugungen des Medienmoguls instrumentalisiert. Ein Schlüsselereignis ist hier der Zweite Weltkrieg: Luce lehnt den außenpolitischen Isolationismus der USA ab und ist der Meinung, dass sich das Land seiner unumgänglichen Berufung fügen müsste: ihrer Rolle als unangefochtene Weltmacht. Die USA hätten keine andere Wahl, als in den Krieg einzuschreiten und eine neue Weltordnung herzustellen. Aufgrund der zunehmend radikalisierten Haltungen von Luce muss das Magazin viel Kritik einstecken. Der *Time* wird vorgeworfen, politisch voreingenommene Artikel zu veröffentlichen, die als vermeintlich objektiv dargestellt werden. Der ehemalige Redakteur Ralph Ingersoll bezeichnet die *Time* sogar als erfolgreichsten Lügner

dieser Zeit. Henry Luce blieb bis 1964 Chefredakteur der *Time*. Er starb am 28. Februar 1967. Dem Fotojournalismus hat er ein frühes, großes Forum bereitet, dem Typus Nachrichtenmagazin zum Durchbruch verholfen.

Daneben jagte er dem „Phantom politischer Macht durch Meinungsbildung“ (*Spiegel*) nach. In dieser Hinsicht bekleckerte

er sich jedoch durch die fragwürdige Instrumentalisierung seines Magazins nicht gerade mit journalistischem Ruhm. Das gibt seinem Erbe zwar einen bitteren Beigeschmack, doch Henry Luce gilt weiterhin als Visionär, der als Journalist letztendlich nur ein Ziel hatte: „to come as close as possible to the heart of the world“.

Ann-Kristin Lohmann

The Rolling Stone Gathers No Moss!

Die amerikanische Gegenkultur der 1960er ist gerade en vogue. Auch das Konzept der Alternativpresse erfährt wieder stärkere Aufmerksamkeit. Der *Rolling Stone* prägte beides und ist definitiv mehr als ein Musikmagazin.

Als der 21-jährige Jann Wenner im Herbst 1967 – der „Summer of Love“ war gerade vorüber und Wenner hatte sein Studium geschmissen – in der Garage einer kleinen Druckerei in einem Industrieviertel San Franciscos mit geliehenen 7.500 Dollar und ein paar Freunden die ersten Exemplare des *Rolling Stone Magazine* zusammenschusterte, war nicht absehbar, dass daraus ein derart langlebiges und erfolgreiches Medienprodukt hervorgehen würde. Denn als die erste Ausgabe am 9. November 1967 erschien, blieben von 40.000 gedruckten Exemplaren 34.000 unverkauft. Nun feiert das Magazin sein 50-jähriges Bestehen.

Wenner konzipierte sein Magazin in einem Zeitraum, der als Hochphase der Alternativpresse in den USA gilt. Die Jugend lebte eine Kultur des zivilen Ungehorsams und bildete damit auch vor dem Hintergrund des eskalierenden Vietnamkriegs eine alternative Öffentlichkeit heraus, deren progressive Themenagenda als Aufbegehren gegen die Engstirnigkeit einer reaktionären Leitkultur zu verstehen war.

Wenners Mentor und Mitherausgeber, der Journalist Ralph Gleason, hatte in einem vielbeachteten Aufsatz in der Zeitschrift *American Scholar* darauf hingewiesen, dass die Rockmusik ein integraler Bestandteil und wichtigstes künstlerisches Ausdrucksmittel dieses Protestes war. Die kommerzielle Presse war hingegen „Bullshit“. Die großen Zeitungen hatten keinen Zugang zu Themen von Relevanz für das Amerika der Jugend. Die Jugendmagazine waren wiederum zu belanglos. Ein Weiter-So war für Wenner und Gleason deshalb undenkbar.

Statt sich aber als politisches Sprachrohr wie der *Berkeley Barb* zu positionieren, bewies Wenner Geschäftssinn, indem sich der *Rolling Stone* durchaus auch an erfolgreichen kommerziellen Vorbildern wie *Life*, *Playboy* und *Esquire* orientierte. So entwickelten die Herausgeber für das Magazin ein weitsichtiges Konzept: Man wollte nicht nur die Jugend ansprechen, sondern auch für Künstler und die Musikindustrie relevant sein. In einem redaktionellen Statement in der ersten Ausgabe heißt es: „You’re probably wondering what we are trying to do. It’s hard to say – sort of a magazine and sort of a newspaper.“

Die Musikberichterstattung bildete das Herzstück des zweiwöchentlich erscheinenden *Rolling Stone*. Aufmerksamkeit erregten zuerst Wenners Interviews mit den Größen der Szene. Zugleich ging es in der ersten Ausgabe aber auch um die Veruntreuung von Geldern für das Monterey Pop Festival. Bald häuften sich die gut recherchierten Berichte über national relevante Themen, etwa über den Prozess gegen die Führer der Black Panthers, die Chicago 8, und die Aufarbeitung der Vorfälle an der Kent State University.

Dies zog schließlich die Gründung des „National Affairs Desks“ nach sich. Erster Redakteur war Hunter S. Thompson, der mit seinen Reportagen über den Präsidentschaftswahlkampf 1972, in dem *Rolling Stone* vehement für den demokratischen Kandidaten George McGovern Partei ergriff, für Furore sorgte. Neben Thompson fiel eine ganze Reihe journalistischer Persönlichkeiten im *Rolling Stone* mit ihrer extravaganten Schreibe auf: Lester Banks, P. J. O’Rourke und Joe Eszterhas, um nur einige zu nennen.

Traditioneller Themenmix aus Musik und Politik

Der *Rolling Stone* erlangte international wohl auch durch seine Aufmachung Bekanntheit. So schoss Annie Leibovitz bis in die 1980er viele der intimen Covertitel, die maßgeblich den ikonischen Status des Magazins in der Pressegeschichte zementierten. Als sich das Magazin dann aber immer stärker auf Themenbereiche der Unterhaltungsindustrie konzentrierte, büßte man Teile des liberal-progressiven Profils ein.

Derzeit kommt es allerdings zu einer Rückbesinnung auf den traditionellen Themenmix aus Musik und Politik. Nach Jahren sinkender Verkaufszahlen hat das Magazin wieder an Relevanz gewonnen. Beigetragen hat dazu eine neue Riege an Reportern wie Michael Hastings und Matti Taibbi. Besonders Taibbis Reportagen zur Finanzkrise und zum Präsidentschaftswahlkampf 2008 schlugen ein und knüpften an die lange Tradition des literarisch-investigativen Journalismus an, die den *Rolling Stone* zu mehr als einem Musikmagazin macht.

Hendrik Michael

Summer of Love

„If you're going to San Francisco, be sure to wear some flowers in your hair. If you come to San Francisco, Summertime will be a love-in there.“ Scott McKenzies Hymne „San Francisco“ steht bis heute für das Lebensgefühl der späten 60er Jahre.

Die „Diggers“, eine radikale Aktivistengruppe in San Francisco, organisierte am 6. Oktober 1967 ein symbolisches Happening: den „Tod eines Hippies“, mit einem imaginären Leichenbegängnis in Haight Ashbury, dem Zentrum der Bewegung. Zu Grabe getragen wurde der Hippie als „hingebungsvolles Kind der Massenmedien“ – ein so rührender wie vergeblicher Protest gegen die Vereinnahmung durch die Mainstream-Kultur. Vorhergegangen waren jene heute von vielen Mythen umrankten Monate, die als „Summer of Love“ in die Geschichte der Popkultur eingingen. Schon seit einigen Jahren die Heimat

improvisierten Wohngemeinschaften entstand das Klima einer friedlichen Gegenkultur, die von dem „Free everything“-Konzept der „Diggers“ getragen wurde. „Free“ meinte dabei nicht nur umsonst, sondern stand auch für eine individuelle Befreiung, die ihren öffentlichkeitswirksamsten Ausdruck sicher im Konzept der „freien Liebe“ fand.

Kultureller Höhepunkt dieses Sommers war das Monterey International Pop Festival vom 16. bis 18. Juni (und nicht etwa das erst zwei Jahre spätere, kommerzialisierte Konzert von Woodstock, das gerne fälschlicherweise mit dem „Summer of

Love“ in Verbindung gebracht wird). Ebenfalls durch einen Konzertfilm dokumentiert, fanden sich über 50.000 Zuschauer auf dem Monterey Country Fairground außerhalb der Stadt ein. Stars wie Jimi Hendrix, Janis Joplin oder The Who lieferten die Begleitmusik zu einem medialisierten Event, das die Bilder zu „Flower Power“ und „Love and Peace“ liefern sollte. Obwohl mit den eingeladenen Beatles und den Rolling Stones die zwei Supergruppen jener Tage nicht auftraten, gelang vielen Bands mit diesem Festival der Durchbruch. Doch auch außerhalb von San Francisco entwickelte sich 1967 zu einem Schlüsseljahr für die Popkultur – mit der Veröffentlichung von Meilensteinen der Musikgeschichte in einer Dichte, wie sie weder zuvor noch danach jemals wieder erreicht werden sollte.

Wenige Tage vor Monterey war das achte Album der Beatles erschienen: „Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band“, mit seinen aufeinander bezogenen Titeln eines der ersten Konzeptalben der Popmusik, und durch seine psychedelischen Elemente und seine tief sinnigen Bezüge zum Zeitgeist die ideale Orchestrierung des „Summer of Love“.

Mit aufwändigster Studioteknik realisiert, einem eigens produzierten Cover und erstmals auch abgedruckten Liedtexten entstand ein Gesamtkunstwerk, das bis heute mit schöner Regelmäßigkeit zum besten Pop-Album aller Zeiten gewählt wird. Dass es zunächst auch eine Reaktion auf die revolutionäre Beach-Boys-Platte „Pet Sounds“ war, tut dieser Anerkennung keinen Abbruch – auch nach fünfzig Jahren hört sich die

Liedfolge bis hin zum gewaltigen „A Day in the Life“, seinem sargdeckelzuschlaggleichen Schlussakkord und der bespielten Auslaufrille frisch wie am ersten Tag. Die Rolling Stones, seinerzeit die wilden Rivalen der braven Jungs aus Liverpool, legten Ende 1967 mit *Their Satanic Majesties Request* ebenfalls ein psychedelisch geprägtes Album vor. Die Erstpressung erschien mit einem 3D-Cover, was später aus Kostengründen aufgegeben wurde. Aber anders als *Sgt. Pepper* verströmten die Stücke weniger die euphorische Atmosphäre der Hippie-Bewegung, sondern atmeten eher die Repressalien, denen die Band wegen ihres ausufernden Drogenkonsums in jenem Sommer ausgesetzt war. Das schon im August als Single erscheinende „We love you“, eingeleitet von Schritten in einem hallenden Korridor und dem Zuknallen einer Zellentür, verhöhnnte die Berichterstattung der Boulevardpresse, die sich seinerzeit an den skandalträchtigen Razzien und Verhaftungen im Umfeld der Gruppe weidete.

Zweifellos genauso ein Kind der LSD-Generation war die britische Band Pink Floyd, die den von *Sgt. Pepper's* vorgegebenen Takt in ihrem ersten Album *The Piper at the Gates of Dawn* in vollkommen neue Dimensionen weiterführte. In den Abbey-Road-Studios der Beatles abgemischt, dominieren futuristische Synthesizer-Klänge, beeinflusst von künstlerischen Lichtinszenierungen, die die Band auch für ihre Live-Auftritte verwendete. Den psychedelischen Grundsound verantwortete Gründungsmitglied Syd Barrett, der (ähnlich wie Brian Jones bei den Rolling Stones) wegen seiner Drogenexzesse als Bandmitglied schon bald nicht mehr tragbar war. Das zehnmünütige Instrumentalstück „Interstellar Overdrive“ gab nicht nur einen Vorgeschmack auf die opernhafte Konzeptalben der kommenden Jahre, sondern ist eines der frühen Beispiele für den „Space Rock“ etwa eines David Bowie, dessen Debütalbum ebenfalls im Juni 1967 erschienen war. Und auch Genesis, die mit ihrem Frontmann Peter Gabriel den Progressive Rock der frühen 1970er Jahre mit aufwändigen Bühnenszenierungen und Kostümierungen prägen sollten, hatten sich im Herbst 1967 gegründet und zu ihren ersten Aufnahmesessions zusammengefunden. All diese Innovatoren hatten schon im März 1967 atemlos das Album der New Yorker Band The Velvet Underground registriert, die im Umfeld von Andy Warhols Factory gegründet worden war und in vielerlei Hinsicht den Ostküsten-Gegenentwurf zur Hippie-Kultur Kaliforniens repräsentierte. Mit geradezu demonstrativem Understatement „billig“ produziert, mit seinen flachen Beats, dem emotionsarmen Gesang des deutschen Fotomodells Nico und dem atonalen Geräuschteppich unter den kompromisslosen Riffen von Lou Reed und John Cale fand hier ein Stil seinen Ursprung, der als „urban decadent“

die Grundlage für den Punk schuf. Obwohl mit den Lichtorgien während der psychedelischen Gigs der „Exploding Plastic Inevitable“-Shows durchaus ähnliche Stilmittel eingesetzt wurden, konnte der Kontrast zum euphorischen „Summer of Love“-Feeling kaum größer ausfallen: Vom desillusionierten „Sunday Morning“ bis zum verstörenden „Heroin“, einem Ton gewordenen Horrortrip, bis zur Auflösung der Musik in „The Black Angel's Death Song“.

Aber wie keine andere schien die kalifornische Band The Doors rund um ihren charismatischen Frontmann Jim Morrison die Licht- und Schattenseiten des „Summer of Love“ zu verkör-

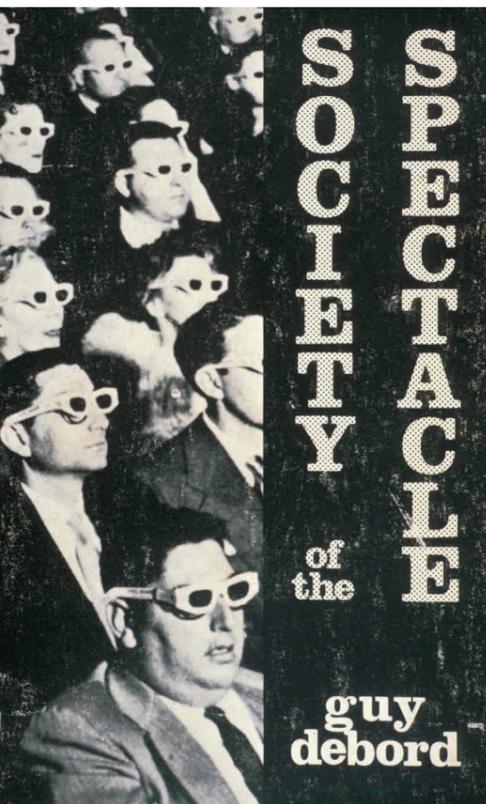


Inspiration für ein Wandgemälde in Salt Lake City: Das Cover des Beatles-Albums *Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band*. Foto: Edgar Zuniga Jr./Flickr



Erste Pressung des Rolling-Stones-Albums *Their Satanic Majesties Request* mit 3D-Cover und Signaturen der Bandmitglieder.

pern. Im Januar 1967 debütierten sie mit einem Album, dessen erster Song „Break on Through (To the Other Side)“ alleine wegen der Zeile „she gets high“ einen Skandal ausgelöst hatte. „Light my Fire“ setzte dann einen hypnotischen rhythmischen Mahlstrom in Gang, der in dem knapp zwölfmünütigen Opus „The End“ kulminierte. Morrisons Schmerz bricht sich in dem herausgeschrienem „Father I want to kill you, Mother I want to fuck you“ Bahn – einer ödipalen Phantasie, deren Vulgarität für damalige Ohren ungeheuerlich schien. Die düstere Stimmung nahm aber nur vorweg, was den Mythos vom „Summer of Love“ endgültig auflösen sollte: nämlich die von Mord überschattete Katastrophe des vollkommen außer Kontrolle geratenen Festivals von Altamont Ende 1969. Patrick Rössler



Umschlag der englischen Ausgabe zur *Gesellschaft des Spektakels* von Guy Debord.

Die Welt – ein bloßes Spektakel

Wir Zuschauer: Der Abschied vom „echten Leben“.

Die Einsicht, dass die Wirklichkeit zuweilen auf ihren bloßen Anschein zurückfällt, resultiert nicht erst aus der rasanten Verbreitung virtueller Welten im Internet. Derselbe Gedanke trägt bereits das (medien-)philosophische Hauptwerk des französischen Situationisten Guy Debord über *Die Gesellschaft des Spektakels*.

1967 erstmals erschienen, also auf dem Höhepunkt der Studentenbewegung in Paris und anderswo, wendet es sich gegen die bekannten Auswüchse der kapitalistischen Industriegesellschaften.

Neu ist freilich die Reduzierung von politischen und kulturellen Prozessen auf das reine Spektakel, in dem alle Beteiligten nur noch eine ihnen zugeordnete Rolle spielen.

An die Stelle des authentischen Miterlebens ist das Beiwohnen von Inszenierungen getreten; und diese Scheinwelt wird nach Debord ganz maßgeblich durch mediale Botschaften erzeugt

und aufrechterhalten. Unterhaltungsindustrie, Werbung und Public Relations tragen zu dieser Entfremdung des Menschen von seinen wirklichen Bedürfnissen bei; sogar die politischen Prozesse degenerieren zur Show, deren Protagonisten ebenso Stars sind wie die Vorbilder aus Film, Fernsehen und Popmusik. Als, so Debord, „Konsument seines eigenen Lebens“ orientiert sich der Mensch im Spektakel an klischeehaften Lebensstilen und erwünschten Verhaltensweisen, die in vorgefertigten Bildern massenmedial verbreitet und individuell imitiert werden.

Debords grundsätzlich kulturpessimistischer Blick hat in seiner Radikalität viele Denker der Postmoderne beeinflusst – bis hin zu den Vertretern der Frankfurter Schule mit ihren Überlegungen zum „Massenbetrug“ der Kulturindustrie. Seine Kritik am Warenfetischismus der seelenlosen Überflusgesellschaft nimmt nicht nur in dem zentralen Begriff vom „Spektakel“ Bezug auf die inszenierten Öffentlichkeiten, wie sie sich mit dem Siegeszug des Fernsehens auch in den Wohnzimmern der bürgerlichen Schichten breit machten.

Auch Debord selbst ließ sich zeitlebens nicht vom Spektakel einnehmen und trat weder in den Massenmedien auf, noch gab er Interviews oder ließ sich in Magazinen abbilden. Stattdessen lieferte er 1973 eine visuelle Adaption seiner *Gesellschaft des Spektakels*: eine filmische Collage aus Hollywood- und Pornostreifen, Bildern des Sowjet-Kinos, dokumentarischen Aufnahmen der Studentenunruhen und anderen Fundstücken, die sich durch den darüber getexteten Kommentar Debords (wie nicht anders zu erwarten) den Konventionen des eigenen Genres verweigert.

Patrick Rössler

Schutzengel der Verfolgten

Varian Fry half hunderten prominenten Nazi-Gegnern bei der Flucht in die USA.

Marseille im August 1940. Halb Frankreich ist von den deutschen Truppen besetzt. Im Süden herrscht das Vichy-Regime, das mit den Nazis kollaboriert. Im Ende Juni geschlossenen Waffenstillstandsabkommen hatte sich die Regierung unter dem greisen Marschall Pétain verpflichtet, alle von den Deutschen benannten Personen „auf Verlangen“ auszuliefern. Tausende saßen in der Falle. Und in einem Hotel nahe des Hafens saß ein junger Amerikaner: Varian Mackey Fry.

Eine gerade gegründete amerikanische Vereinigung, das Emergency Rescue Committee (ERC), hatte ihn, ausgestattet mit etwas Geld, 200 US-Visen und einer Namensliste, entsandt, um Wege zu finden, höchst gefährdeten Schriftstellern,

Journalisten, Künstlern, Wissenschaftlern und Politikern die Flucht nach Übersee zu ermöglichen. Fry fand sie, die Wege und die Menschen, die es zu retten galt. Weit mehr als 2.000 waren es schließlich, denen er mit einem kleinen Team zur Ausreise verhalf, darunter etwa Franz Werfel und Lion Feuchtwanger, Heinrich und Golo Mann, Hannah Arendt, Siegfried Kracauer, Walter Mehring und Alfred Polgar, die Künstler Marc Chagall, Max Ernst, Marcel Duchamp und und und.

Fry besorgte ihnen gefälschte Ausweise und falsche Reise genehmigungen, bei Bedarf auch Kleidung und Essen, verbarg sie in einer angemieteten Villa, schmuggelte sie auf Schiffen nach Nordafrika; Mitarbeiter von ihm führten sie auf Schleichwegen

über die Pyrenäen, ermöglichten die Ausreise nach Portugal und Passagen in die USA. Das konnte den Behörden nicht ganz verborgen bleiben. Im Dezember wurde Fry erstmals kurzzeitig inhaftiert, doch setzte er die Arbeit fort. Am 29. August 1941 wurde er erneut verhaftet und umgehend des Landes verwiesen.

Wer war dieser „gute Engel von Marseille“ (als der er in der New Yorker deutsch-jüdischen Zeitung *Aufbau* beschrieben wurde)? Fry, geboren am 15. Oktober 1907 in New York, hatte zunächst alte Sprachen in Harvard studiert, dann ein Politikstudium an der Columbia abgeschlossen.

Seit Mitte der 30er Jahre arbeitete er als Journalist für verschiedene Kulturzeitschriften, war auch 1935 kurzzeitig als Korrespondent in Berlin, wo er antisemitische Ausschreitungen miterlebte. Dies war eines seiner Motive, die Arbeit für den ERC aufzunehmen. Zurück in den USA engagierte er sich weiter für die



Foto: US Holocaust Memorial Museum, courtesy of Annette Fry

Verfolgten und verfasste ein eindringliches Buch über seine Erlebnisse in Frankreich: *Auslieferung auf Verlangen*. Nach Kriegsende geriet er zeitweise ins Visier der Kommunistenjäger um Senator McCarthy. Es wurde einsam um ihn; mit wenig Erfolg produzierte er einige Fernsehfilme; schließlich arbeitete er als Lateinlehrer an einer Knabenschule. Vor 50 Jahren, am 13. September 1967, starb Varian Fry.

Geehrt wurde er erst spät: Kurz vor seinem Tod war er in die französische Ehrenlegion aufgenommen worden, 1994 wurde er als erster Amerikaner in die Liste der „Gerechten unter den Völkern“ der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem aufgenommen und 1997 wurde in Berlin, direkt am Potsdamer Platz, eine Straße nach ihm benannt. Es ist eher eine schmale Passage, passend für den Wegbereiter so vieler Exilanten.

Markus Behmer

ANZEIGE

GOLD RAUSCH

Der Aufschwung des amerikanischen Westens

18.05.–05.11.2017

Öffnungszeiten:

Di und Do: 14-18 Uhr
(Nov.-Feb.: 14-17 Uhr)

Sa, So, Feiertage: 11-17 Uhr

Geburtshaus Levi Strauss Museum
Marktstr. 31-33
96155 Buttenheim

www.levi-strauss-museum.de



„Noch ein Tanz und mein guter Ruf ist dahin“

In ihren größten Rollen spiegelt sich ihr tragisches Leben wider. Die glänzenden Auftritte als Scarlett O'Hara in *Vom Winde verweht* und Blanche DuBois in *Endstation Sehnsucht* machen Vivian Leigh unvergessen.

26 Jahre ist Vivian Leigh alt, als sie 1939 mit dem Bürgerkriegsepos *Vom Winde verweht* auf einen Schlag weltberühmt wird. Dabei war sie für ihre bekannteste Rolle glatt eine Fehlbesetzung: „Scarlett O'Hara war nicht schön“ – so lautet der erste Satz von Margaret Mitchells Roman. Leigh hingegen war der Inbegriff einer koketten Südstaaten-Schönheit, die mit ihren funkelnd grünen Augen den Männern reihenweise den Kopf verdreht und letztlich ihre Liebe zu Rhett Butler (gespielt von Clark Gable) zu spät erkennt. Elf Jahre später mimit Vivian



Vivian Leigh, 1958. Foto: Roloff Beny/Library and Archives Canada

Leigh erneut eine Südstaaten-Schönheit, doch diesmal eine, die ihre besten Jahre bereits hinter sich hat. Als Blanche DuBois in *Endstation Sehnsucht* wandelt sie auf dem schmalen Grat zwischen Wahn und Wirklichkeit, wie sie es auch in ihrem Privatleben tat. Für beide Rollen erhielt sie den Oscar als beste Hauptdarstellerin.

Ihr Erfolg bei der Darstellung solch ambivalenter Figuren, die verzweifelt gegen ihr Scheitern ankämpfen, ist dabei weniger auf eine gute Schauspielausbildung zurückzuführen als auf ein reizbares Temperament, das Leigh ihr Leben lang begleitet. Geboren wurde sie als Vivian Mary Hartley am 5. November 1913 im indischen Darjeeling. Als einzige Tochter eines reichen britischen Börsenmaklers und Lebemanns erhielt sie in Klosterschulen und Mädchenpensionaten eine Erziehung

zur Upper-Class-Lady. Als Schulmädchen begann sie Theater zu spielen und entdeckte ihre Leidenschaft für den Film – so wie dessen Protagonisten. Mit 19 Jahren heiratete sie ihren ersten Mann angeblich nur, weil er ihrem Liebblingsschauspieler Leslie Howard ähnlich sah. An dessen Seite sollte sie nur wenige Jahre später vor der Kamera stehen: Howard spielte den von Scarlett angehimmelten Ashley Wilkes in *Vom Winde verweht*. Weniger begeistert war sie von ihrem anderen Schauspielkollegen Clark Gable. Vermutlich hat ihre Abneigung Gable gegenüber noch dem heißblütigen Verhältnis der Charaktere Feuer verliehen.

Die große Liebe ihres Lebens lernte Vivian jedoch am Set eines anderen Filmes kennen: Laurence Olivier. Für ihren „Larry“ verließ sie ihren Mann und die gemeinsame Tochter und zog in die USA. Beide stehen jahrelang gemeinsam auf der Bühne; wenn er Romeo spielte, war sie seine Julia, spielte er Hamlet, so war sie Ophelia. Das trotz Leighs mäßigem Erfolg als Bühnenschauspielerin, da ihre Stimme für das Theater zu dünn war. Im Kino glänzte sie hingegen in den großen Frauenrollen: Als Mätresse von Admiral Nelson in *Lord Nelsons letzte Liebe*, als Pharaonin in *Caesar und Cleopatra* und als *Anna Karenina* in der gleichnamigen Verfilmung.

Nach dem Erfolg mit *Vom Winde verweht* heirateten Leigh und Olivier 1940 und alles scheint perfekt. Doch schon bald wird das Eheleben des Traumpaares problematisch. Leigh leidet unter manischer Depression, Alkoholproblemen und einer bipolaren Störung. Hysterische Wutausbrüche wechseln mit Phasen maßloser Verzweiflung. Beide leisten sich außereheliche Beziehungen. Leigh erkrankt an Tuberkulose, raucht aber trotzdem weiter und will sich nicht behandeln lassen. 1961 passiert das Unvermeidliche: Olivier, der sich mittlerweile zu Männern hingezogen fühlt, verlässt Leigh.

Einen letzten großen Auftritt hat sie 1965 in Stanley Kramers Film *Das Narrenschiff*, in dem sie eine vereinsamte Frau spielt, die Erinnerungen an ihre Jugendliebe in Paris nachhängt. Zwei Jahre später erliegt sie, erst 53 Jahre alt, am 8. Juli 1967 ihrer Lungenkrankheit. Im Londoner Theaterbezirk West End werden an diesem Abend ihr zu Ehren für eine Stunde aller Lichter gelöscht.

Auf ihrem Nachttisch stand noch immer ein Bild von ihrem „Larry“; einer Freundin verriet sie einst: „Ich würde lieber ein kurzes Leben mit Larry leben, als ein langes ohne ihn.“

Viktoria Sommermann

„I'm not young.
What's wrong
with that?“

Vivien Leigh

Graf Krolocks grausige Komik

Im Februar 1967 begibt sich Professor Abronsius mit seinem Gehilfen Alfred auf die Jagd nach Vampiren. Besonders erfolgreich sind die beiden Jäger nicht – dafür aber ihr Film. Der *Tanz der Vampire* feiert 50. Geburtstag.

„Knoblauch! Knoblauch, mein Junge! Sieh doch!“ Kaum von seiner Kutschfahrt durch das winterliche Transsilvanien aufgetaut, vermutet sich Professor Abronsius schon dem Ziel seiner Forschung nahe: Vampire! Das kleine Gasthaus in den Karpaten ist bis unter die Decke mit Knoblauch vollgestopft und Knoblauch dient bekanntlich dazu, sich Vampire vom Hals zu halten.

Sein Schüler und Gehilfe Alfred hat dagegen nur Augen für Sarah, die rothaarige Tochter des Wirtes Shagal, die aber kurz darauf von einem Vampir aus der Badewanne entführt wird. Um Forschung am untoten Objekt zu betreiben und natürlich auch die schöne Sarah zu retten, machen sich die beiden Vampirjäger auf die Suche nach dem Schloss, dessen Existenz von den Einheimischen hartnäckig abgestritten wird: „Ein Schloss? Hier gibt es kein Schloss! Hier gibt es ja noch nicht einmal eine Mühle!“

Dort eingeschlichen lernen sie alsbald den Besitzer des Anwesens kennen: Den Grafen von Krolock. Der gibt sich zunächst freundlich und offenbart sich sogar als Bewunderer des Werkes „Die Fledermaus und ihre Geheimnisse“ des Professors. Sich selbst bezeichnet Krolock als „Nachtschwärmer“, der bei Tage „kaum zu gebrauchen“ sei. Der Professor kommt ihm jedoch schnell auf die Schliche: „Hält mich für einen Einfallspinsel, dieser Raffzahn!“ – Ihr Gastgeber ist ein Vampir. Als Alfred

auch noch einen Annäherungsversuch des beißwütigen Herberts, dem Sohn des Grafen, abwehren muss, ist beiden klar, dass sie im Vampirschloss in der Falle sitzen.

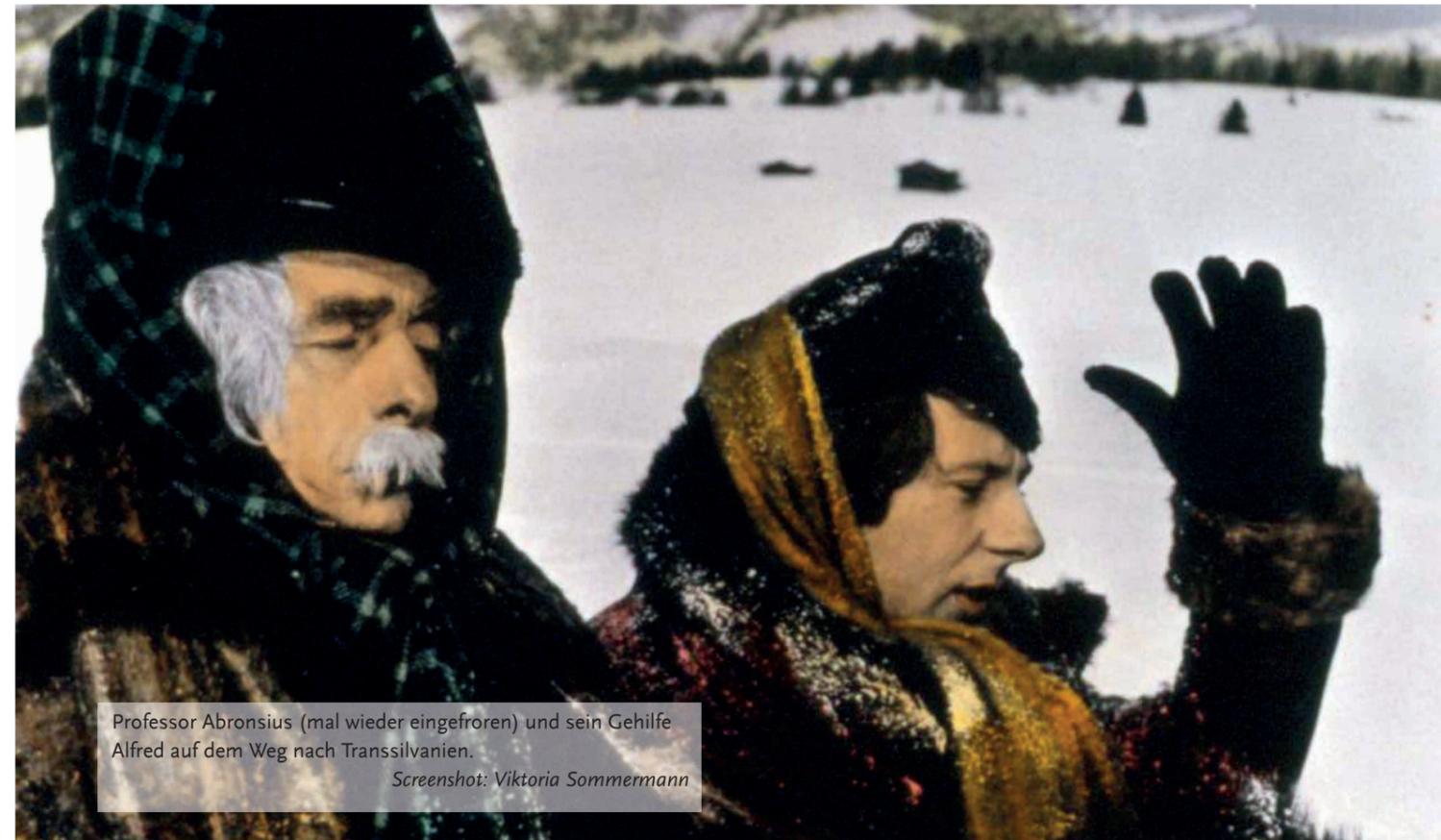
Wie es weiter geht? Wer es nicht weiß, möge sich den Film alsbald streamen oder eine DVD besorgen. Ansehen lohnt – lachen garantiert.

Nichts bleibt vor Meisterregisseur Roman Polanski in seiner Genreparodie sicher: Er karikiert die typischen Figuren eines Vampirfilms – den zerstreuten, ganz angstfrei in seinen Forschungen aufgehenden Professor (gespielt von Jack MacGowan), seinen naiven, ängstlichen Gehilfen (Polanski selbst), den eleganten, elitären Grafen (Ferdie Mayne) und die schöne Jungfrau in Nöten (Polanskis zukünftige Frau Sharon Tate). Polanski gelingt es, die düstere Atmosphäre eines Horrorstreifens einzufangen und durch gut getimte Slapstick-Einlagen (wie das ständige Einfrieren des Professors) aufzulockern. Humor und Schrecken werden zu einer Synthese geführt.

Als der Film 1967 in die Kinos kommt, wird er rasch zum Kult, bald zum Klassiker. Seit 1997 touren der *Tanz der Vampire* als Musical erst in Wien, dann durch Deutschland und viele andere Staaten. So leben sie fort, die Untoten – und auch ihre tolpatschigen Jäger, der kauzige Professor und sein naiver Gehilfe.

Ist es der Knoblauch, der sie und das Stück davor bewahrt, ranzig zu werden?

Viktoria Sommermann



Professor Abronsius (mal wieder eingefroren) und sein Gehilfe Alfred auf dem Weg nach Transsilvanien.

Screenshot: Viktoria Sommermann

„Die klügste dumme Blondine des Broadway“

„Ein Brustumfang von 104 cm und jede Menge Ehrgeiz bringen dir mehr ein als nur eine Tasse Kaffee.“ Jayne Mansfield brachte er in den 1950er Jahren Ruhm als Sexsymbol und Playmate. Am 29. Juni 1967 starb sie, gerade 34 Jahre alt, bei einem Autounfall.

Freizügige Outfits, Hollywood-Partys und „unabsichtliche“ Busenblitzer: Jayne Mansfield ist ein Profi in Sachen Selbstinszenierung. Sie ist eines der ersten It-Girls Hollywoods, zählt neben Marilyn Monroe und Betty Page zu den ersten Playmates und begründet damit die Ära der Pin-Ups. Dabei ist sie zu Beginn ihrer Karriere nur eine von vielen blonden Schönheiten, die nach dem Erfolg Monroes das Filmgeschäft fluten.

Geboren als Vera Jayne Palmer am 19. April 1933, heiratet sie als schwangere 17-Jährige ihren ersten Mann Paul James Mansfield. Nach der Geburt ihres ersten Kindes besucht sie verschiedene Universitäten mit dem Ziel, Schauspielerin zu werden – ohne Erfolg. Es ist ihre gekonnte Selbstdarstellung, die sie Mitte der 1950er Jahre berühmt macht: Auf einer Presseparty springt sie vor dutzenden Fotografen in den Pool, „verliert“ dabei ihr Bikinioberteil und ergattert einen Vertrag bei Warner Bros.

Im Februar 1955 wird sie im *Playboy* zum Playmate des Monats und weitere Fotostrecken für das Herrenmagazin folgen bis 1965 fast jährlich. Während ihre Filmkarriere

eher schleppend anläuft, erreicht sie zunehmende Bekanntheit durch ihre „Kleiderpannen“, bei denen ihre Brüste noch des Öfteren entblößt werden, und ihre Publicity-Auftritte auf Hollywood-Partys.

Eine Party, auf der „Jayne Mansfield nicht dabei ist, ist etwas besonderes“, kommentiert die Presse. Warner Bros. verliert bald das Interesse an Mansfield, als es nicht gelingt, sie als „eigene Monroe“ des Studios zu etablieren. Kurz darauf erhält die üppige Blondine ein Angebot aus New York und wird am Broadway zum Star. Die Rolle der Rita Marlow in der Komödie *Will Success Spoil Rock Hunter?* wird zu ihrem größten Erfolg.

Sie erhält dafür den „Theater World Award“ und erscheint auf dem Cover des *Life*-Magazins mit dem Titel „Die klügste dumme Blondine des Broadway“.

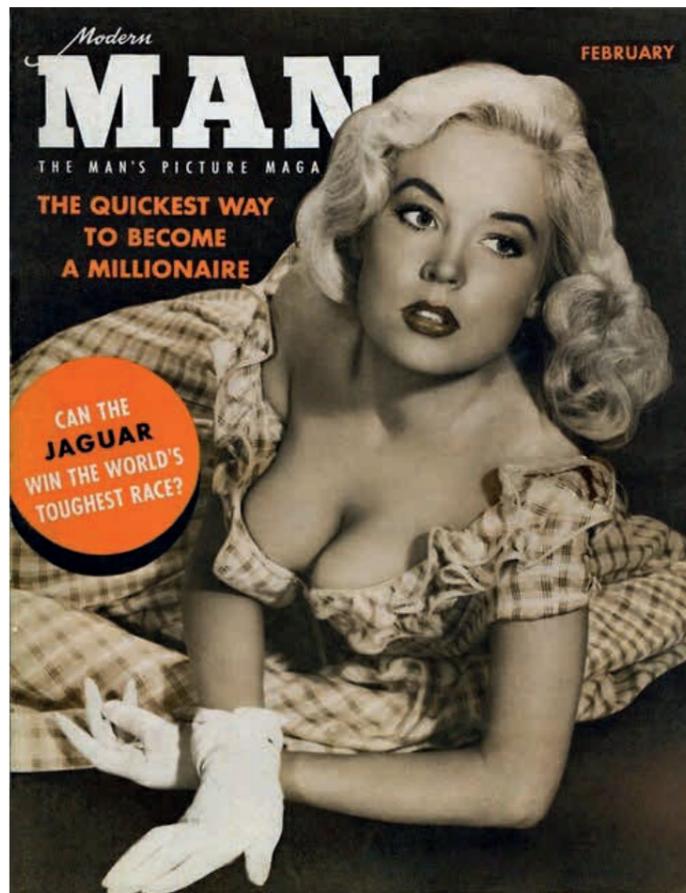
Zurück in Hollywood wird sie von 20th Century Fox unter Vertrag genommen: Filme wie *Schlagerpiraten* (1956), *Sirene in blond* (1957) und *Sheriff wider Willen* (1958) machen sie auch auf der Leinwand berühmt. Sie verkörpert immer die publi-

kumsverrückte Sexbombe. Kritiker werden dadurch zu der Aussage verleitet, Mansfield sei zwar eine gute Komödiantin, aber nur dazu in der Lage, sich selbst zu spielen.

Mansfield war jedoch alles andere als ein „dummes Blondchen“. Angeblich besaß sie einen IQ von 163, beherrschte fünf Fremdsprachen und spielte seit ihrer Kindheit Klavier und Konzertvioline. „Doch verbrachte sie“, so der US-Filmkritiker Roger Ebert, „die meiste Zeit ihres Lebens damit dieses Image zu fördern. Sie war ein Klischee, fast eine Karikatur, des dummen Blondchens: größer, blonder, dümmer, mehr Publicity-versessen als alle, die vor ihr waren.“

Mansfield gibt Pressekonferenzen in ihrer Badewanne, lässt sich einen herzförmigen Pool in ihre Villa einbauen, mimt die Diva und stellt dabei stets ihr Sex-Appeal offen zur Schau. Auch „Mrs. Blitzlichts“ Ehen schaffen es oft in die Schlagzeilen: Dreimal verheiratet, einmal verlobt und fünf Kinder. Das alles mit nur 34 Jahren. Ihre Rolle als Mutter nimmt die sonst so schrille Blondine jedoch unerwartet ernst: „Wir nehmen unsere Kinder überall mit hin. Ich glaube nicht daran, Kinder zu bekommen und sie dann von jemand anders aufziehen zu lassen.“

Aus diesem Grund befinden sich wohl auch drei der fünf Kinder im Auto, als sich am 29. Juni 1967 der tragische Unfall



Jayne Mansfield räkelt sich auf dem Cover des *Modern Man*.

ereignet. Jayne Mansfield stirbt zusammen mit ihrem Verlobten, dem Rechtsanwalt Sam Brody, und ihrem 20-jährigen Fahrer, Ronnie Harrison, als das Auto mit hoher Geschwindigkeit auf einen Sattelzug auffährt. Die drei Kinder schlafen auf dem Rücksitz und erleiden nur leichte Verletzungen.

Mansfield ebnete den Weg für zahlreiche It-Girls nach ihr und zeigt das Berühmtheit nicht immer Talent erfordert, sondern auch durch gekonnte Selbstinszenierung und Sex-Appeal erreichbar ist. Oder wie sie es selbst sagt: „You gotta have a body.“

Viktoria Sommermann

„And here's to you, Mrs. Robinson“

Ältere, verheiratete Frau verführt Milchbubi: *Die Reifeprüfung* kommt 1967 in die Kinos.

Ben: „Ich bin nur...“ Mr. Braddock: „... besorgt? Über was?“ Ben: „Ich glaube, über meine Zukunft.“ Mr. Braddock: „Was ist damit?“ Ben: „Ich weiß nicht. Ich will, dass sie [...] anders wird.“ Auch fünfzig Jahre später wird es Manchen gehen wie Ben im Gespräch mit seinem Vater. Als *Die Reifeprüfung* am 21. Dezember 1967 in die Kinos kommt, findet der Film vor allem bei der jüngeren Generation schnell Anklang. Die Coming-of-Age-Geschichte von Benjamin Braddock (Dustin Hoffman), der den Verführungskünsten der viel älteren und verheirateten Mrs. Robinson (Anne Bancroft) verfällt, brach damals das eine oder andere Hollywood-Tabu. Ben steht für die ziellose und lethargische junge Generation, die mit dem dekadenten und teilweise korrupten Lebensstil der Eltern bricht. Mike Nichols stellt in seinem Film erstmals die Affäre zwischen einer verheirateten Frau und einem jungen Liebhaber vorurteilsfrei dar. Geschlechterstereotype werden auf den Kopf gestellt. Nachdem Ben versucht, mit Mrs. Robinson ein Gespräch zu führen, bei dem man sich vor Fremdscham die Ohren zuhalten möchte, wird klar: Außerhalb des Schlafzimmers hat Mrs. Robinson keine Verwendung für ihren jungen Toyboy. Der beginnt eine

Beziehung mit der Tochter der Robinsons. Mutter und Kind werden zu Liebesrivalinnen. Um die Beziehung zu verhindern, soll Elaine Robinson (Katharine Ross) schnellstmöglich mit einem anderen verheiratet werden. Im dramatischen Finale gelingt es Ben, die Kirche, in der die Trauung stattfindet, aufzuspielen – doch die Ehe ist bereits geschlossen.

Sein verzweifelter Auftritt auf der Kirchenempore verändert alles: Elaine reißt sich los und setzt dem „Es ist zu spät!“ ihrer Mutter ein „Nicht für mich!“ entgegen. Gemeinsam flieht sie mit Ben. Der Film endet damit, dass die Euphorie über die gelungene Flucht langsam aus den Gesichtern der beiden weicht und der Erkenntnis Platz macht: Was sollen sie ohne Ziel und ohne das Geld ihrer Eltern machen? Nichols gelingt es, die Stimmung der jungen Generation gegen Ende der sechziger Jahre einzufangen. Hinterlegt wird der Film mit Popmusik – für damalige Filme untypisch: Simon & Garfunkel sind mit Liedern wie „Mrs. Robinson“ und „The Sound of Silence“ mehrmals vertreten. Belohnt wird der mittlerweile zeitlose Klassiker von Mike Nichols im folgenden Jahr mit dem Oscar für die beste Regie.

Viktoria Sommermann

Ein Happy End à la Walt Disney

Am 18. Oktober 1967 kommt *Das Dschungelbuch* in die Kinos.

Er lebt im Dschungel, aufgezogen von Wölfen. Seine besten Freunde sind wilde Tiere und sein Erzfeind ist ein Tiger. Die Abenteuer von Mogli, dem Findelkind, kennt jeder. Dass sie zu Beginn jedoch nur halb so freudig und unterhaltsam waren, wie uns Walt Disney in seinem Zeichentrickfilm weismacht, wissen die wenigsten. Ursprünglich basiert *Das Dschungelbuch* auf den Erzählungen und Gedichten des britischen Autors Rudyard Kipling aus den Jahren 1894/95. Kiplings Mogli lernt schnell, dass die Gesetze der Natur hart sind und der Überlebenskampf kein leichter. Der Tiger Shir Khan ist dem Jungen seit seiner Geburt auf den Fersen – schließlich war er es, der Moglis Eltern tötete, und das Kind ist seine rechtmäßige Beute. Um Schutz zu finden, flieht Mogli in eine Menschen-siedlung. Dort angekommen ist er ein Außenseiter. Er muss mühsam erlernen, wie man sich verständigt und als Mensch

verhält. Als es ihm gelingt, seinen Erzfeind Shir Khan von einer Herde Büffel niedertrampeln zu lassen, wird ihm von den Dorfbewohnern Hexenkunst angedichtet und er wird aus der Siedlung vertrieben.

Da hat es Walt Disneys Mogli schon wesentlich leichter. Erste Storyboards, die Walt Disneys Meinung nach zu düster angelegt waren, werden verworfen und neu geschrieben. Es entsteht eine bunte und humorvolle Reise durch den Dschungel, die uns mit ihrer Musik den einen oder anderen Ohrwurm beschert („Probiert mal mit Gemütlichkeit“ oder „Ich wär so gern wie du“). Den fertigen Film bekommt Disney nicht mehr zu sehen – er stirbt am 15. Dezember 1966. Sein Vermächtnis ist ein weiterer farbenfroher Wohlfühlfilm für Jung und Alt – natürlich mit einem Happy End. 2016 erschien eine Neuverfilmung des Klassikers.

Viktoria Sommermann

Einer, der für uns in die Zukunft schaut

Ralph 124C 41+ kann man auch lesen als: „Ralph, one to foresee for one“. Auf Deutsch: Ralph, einer der für uns in die Zukunft schaut – der Titel eines Romans des Science-Fiction-Begründers Hugo Gernsback. Der Autor ist am 19. August 1967 in New York verstorben.

„His physical superiority, however, was as nothing compared to his gigantic mind. He was Ralph 123C 41+, one of the greatest living scientists and one of the ten men on the whole planet earth permitted to use the Plus sign after his name“. Das waren die ersten Worte des Romans *Ralph*, der ab 1911 in Fortsetzungen im Magazin *Modern Electrics* veröffentlicht wurde.

Hugo Gernsback, der eigentlich Gernsbacher hieß, wurde am 16. August 1887 in Luxemburg geboren. Da er sich von Kindesbeinen an für Technik interessierte, begann er mit einer Ausbildung an der Technischen Hochschule in Bingen. Bereits in frühen Jahren hat er eines der ersten elektronischen

Musikinstrumente, das Staccatone, erfunden. Viele weitere Erfindungen, für die er Patente bekam, sollten folgen.

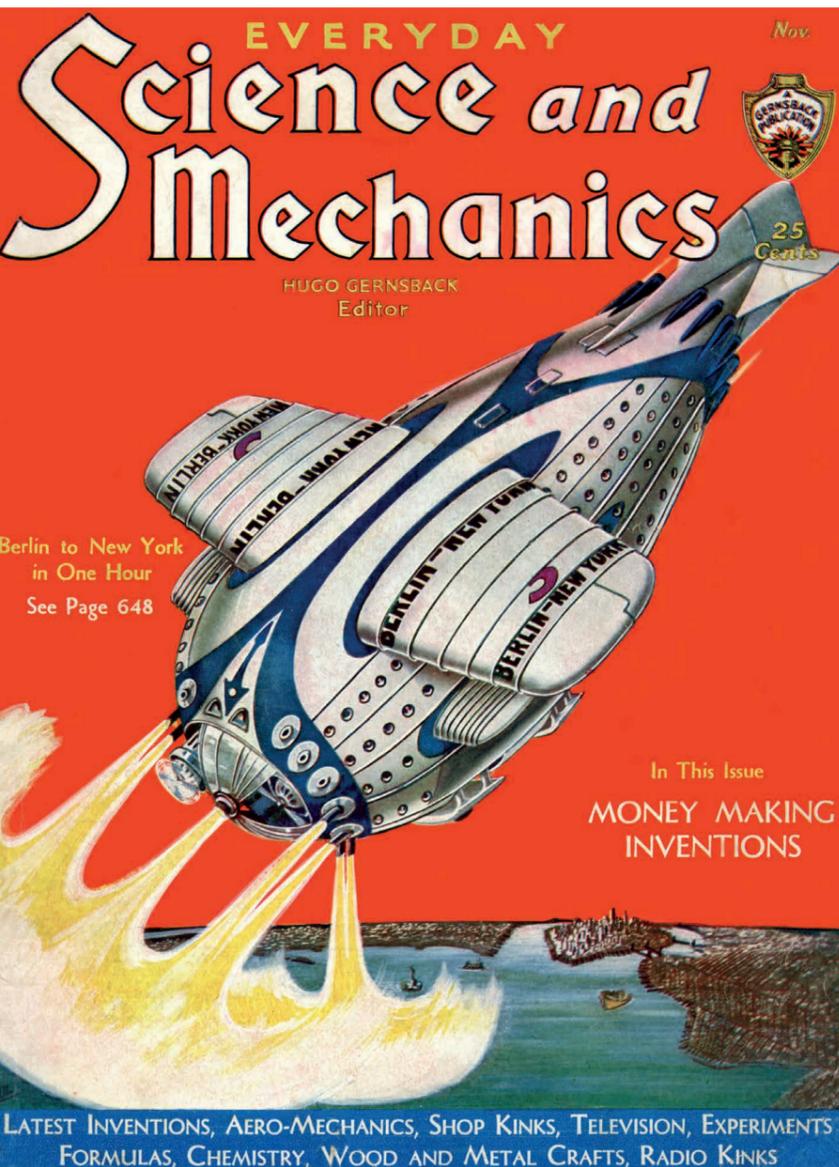
Mit 17 wanderte Gernsback nach Amerika aus. Seine Karriere als Publizist begann 1926 mit den *Amazing Stories*, einer Zeitschrift über unglaubliche, mysteriöse und futuristische Ereignisse. Durch das monatlich erscheinende Magazin wurde das moderne Science-Fiction-Genre begründet (wiewohl es freilich viele Vorläufer gab, von Jules Verne bis H.G. Wells). Ein Heft kostete 25 Cent.

Viele von Gernsbacks Visionen sind heute Realität. So etwa die Idee, Energie mittels Sonnenkraftwerken zu erzeugen, oder TV-Flachbildschirme. Selbst einen Vorgänger der „Google Glasses“ entwickelte er und ließ sich mit den leider nicht funktionsfähigen „TV-Eyeglasses“ auf der Titelseite des *Life*-Magazins ablichten. Peter Weibel, Kurator einer Ausstellung über Gernsback am Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe, meint gar, „alles was wir heute nutzen, gäbe es ohne Gernsback nicht“. Dieses „Alles“ umfasst den Fernseher (dessen erste Geräte erst in den 30er Jahren entwickelt wurden) und geht über das iPhone bis hin zum Laptop und dem World Wide Web. So war es reine Fiktion, wenn Gernsback schon in den 1920er Jahren sagte:

„In twenty years universal television will be an everyday affair. It will be possible to talk over the telephone to your friend a thousand miles away and see him at the selfsame time. The same thing will be true in radio, where you will see what is being broadcast at all times. Television still holds some great surprises for us, and the applications in television may well revolutionize our entire mode of living, just as the telephone has revolutionized it.“

Die verschiedenen Talente des Hugo Gernsback als Erfinder, Verleger, Visionär und Autor begründeten seinen Ruhm als Vater der Science-Fiction. Der amerikanische Fantasy- und Science-Fiction-Autor Ray Bradbury sagte: „Gernsback made us fall in love with the future.“ Von der World Science Fiction Society wird jährlich der nach ihm benannte Hugo Award für Fantasy-Literatur verliehen und 1996 wurde Gernsback in die Science Fiction and Fantasy Hall of Fame in Seattle aufgenommen – neben Prominenten wie Jules Verne, George Orwell, David Bowie und dem *Herr der Ringe*-Autor J. R. R. Tolkien.

Judith Neiber



Ente gut, alles gut

Am 1. Oktober 1967 erscheint das erste *Lustige Taschenbuch*. Mit ihren außergewöhnlichen und spannenden Geschichten erobern Donald Duck und seine Familie aus Entenhausen die Kinderzimmer der Welt.

Wie findet eine vielbeschäftigte Ente wie Donald Duck Zeit, von seinen Abenteuern zu berichten? Das haben sich wohl die Redakteure des ersten *Lustigen Taschenbuchs* auch gefragt und den Kinderhelden kurzerhand wegen Versicherungsbetrug ins Gefängnis gesteckt. In den neun Wochen Arrest hat er genug Zeit, seiner Angebeteten Daisy von seinen spannenden Abenteuern zu berichten. Auf 254 Seiten lässt er Geschichten über Schatzsuchen, Geisterjagden und sogar eine Reise in die Zukunft Revue passieren.

Zugegeben: Auf den ersten Seiten des *Lustigen Taschenbuchs* Band 1 zeigt sich Donald Duck nicht von seiner besten Seite,

drei Jahre später an, mit der *Micky Maus* die Geschichten der Disney-Helden in Heftform zu veröffentlichen. In den USA erzielten die Comicbücher *Walt Disney's Comics and Stories* bereits seit 1940 gute Verkaufszahlen. Doch erst 18 Jahre nach dem seit 1949 anhaltenden Erfolgs des italienischen Pendant *Topolino* gab auch der Ehapa-Verlag dem Taschenbuchformat in Deutschland eine Chance.

Die Publikation aus Italien wurde Vorbild für zahlreiche europäische Ausgaben. Heute wie damals stammen die meisten Geschichten und Zeichnungen im *Lustigen Taschenbuch* aus den Federn italienischer Künstler. Dabei greifen sie oft ge-



Die *Lustigen Taschenbücher* – hier vier Titelseiten von bislang mehr als 500 – erzählen seit 1967 abenteuerliche Geschichten von Donald Duck und anderen Figuren aus Entenhausen.

sondern eher als Ente auf Abwegen. Doch seine Missetaten in „Der Kolumbusfalter und andere Abenteuer“ taten dem Erfolg der Comic-Publikation keinen Abbruch. Im Gegenteil: Auch 50 Jahre später erfreuten der chaotische Entenrich und seine Abenteuer im Taschenbuchformat Kinder wie Erwachsene. 2017 erscheint die 500. Ausgabe des *Lustigen Taschenbuchs*, das seit 1967 im Egmont Ehapa Verlag erscheint. Daneben gibt es über 250 Spezialausgaben wie Bände über den Superhelden Phantomas, entenstarke Frauen oder royale Geschichten. Während Comic-Liebhaber für den ersten Band 2,50 Mark bezahlen mussten, hat sich der Preis auf heutige 5,99 Euro fast vierfacht.

Bereits 1948 sicherte sich der Egmont Ehapa Verlag die Rechte an den Disney-Comics für viele europäische Länder und fing

schichtliche Ereignisse auf. Wie der Titel bereits verrät, begab sich Donald Duck gleich im ersten Band auf die Spuren von Christoph Kolumbus.

Zudem gibt es in den verschiedenen Bänden zahlreiche Anspielungen auf literarische, musikalische und filmische Werke wie zum Beispiel in *Die Abenteuer des Mick Sawyer*, *Moby Duck* oder *Der Herr der Klinge*. Die Vorbilder: allesamt Klassiker. Ebenso klassisch sind längst die *Lustigen Taschenbücher*. Aber auch aktuelle Entwicklungen der Gesellschaft werden thematisiert: Mittlerweile nutzen die Hauptfiguren soziale Medien, Donalds Neffen können dank Crowdfunding ihre eigene Fernsehserie produzieren, die sie dann auf der Videoplattform „Twtube“ veröffentlichen und Donalds Onkel Primus Quack besitzt sogar ein „Fairfon“. Christina Hümmer

1942

Siegespropaganda und antisemitischer Furor

Seit dem japanischen Überraschungsangriff auf Pearl Harbor und der deutschen Kriegserklärung an die USA kurz vor der Jahreswende umspannt das Kampfgeschehen den ganzen Erdball.

Die nationalsozialistische deutsche Führung müht sich – und bestimmt nicht ohne Erfolge – dem deutschen Volk und der ganzen Welt den Eindruck zielbewussten politischen Handelns und fester Siegesgewissheit zu vermitteln. Denn das Jahr 1942 sieht Deutschland

auf dem Höhepunkt seiner militärischen Macht im Zweiten Weltkrieg: Die Wehrmacht, die im Westen und Norden Europas gesiegt hat, vermochte die Winterkrise vor Moskau zu überwinden und steht tief in der Sowjetunion. Auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz erkämpft Rommels Afrikakorps, eigentlich nur als stabilisierende „Korsettstange“ für den verzagenden italienischen Bundesgenossen gedacht, gegen die Briten staunenswerte Siege. Und auf den Weltmeeren steigert sich der hauptsächlich von Dönitz' Unterseebooten getragene Zufuhrkrieg zu Versenkungserfolgen, die Großbritannien (das wissen wir heute) alpträumhaft dacht an die Notwendigkeit einer Kapitulation heranzuführen. Den heftiger werdenden Bombenkrieg gegen Deutschland kann Goebbels mit dem Vergleich abtun, damit habe uns England am Handgelenk, wir aber haben England mit unseren U-Booten an der Gurgel gepackt.

Heldenbilder in der NS-Presse

All dies spiegelt sich in der zeitgenössischen deutschen Berichterstattung in der aktuellen Perspektive wider, die das Morgen nicht kennen kann. Wir freilich erkennen heute auch schon den Umschwung der Kriegserfolge zugunsten der Alliierten, der sich damals politisch-strategisch geschulten Denkfähigen offenbaren mochte, von der Mehrheit des deutschen Volkes aber allenfalls gefürchtet und womöglich verdrängt wurde.

In der 1940 gegründeten Qualitäts-Wochenzeitung *Das Reich*, das die Millionenaufgabe längst überschritten hat, verbreitet Reichsminister Goebbels in seinen inzwischen fest dazugehörigen Leitartikeln Zuversicht. Siege in Afrika sprechen für sich, auch wenn strahlende junge Helden wie der Luftwaffen-Hauptmann Hans-Joachim Marseille ihr Leben geben müssen. Auch die *Berliner Illustrierte Zeitung* macht selbstredend vorwiegend mit Waffentaten auf: Ein U-Boot, das an der Ostküste der USA einen heftigen Rammstoß überstand und auf dem Rückmarsch noch etliche Gegner versenkte, sollte vom Wagemut der Marinesoldaten zeugen. (Ein Jahr später wird Großadmiral Dönitz den in der Gefahr bewährten Kommandanten, Kapitänleutnant „Ali“ Cremer, der inzwischen Dienst in seinem

Stabe tut, mit dem zusammengeffickten U 333 wieder auf Erkundungsfahrt schicken; nun gilt es herauszufinden, warum die Briten plötzlich so viele U-Boote aufspüren und vernichten können.) Und als Spitze des deutschen Vorstürens im südlichen Russland taucht Stalingrad auf der Titelseite auf.

Keine derartige bildliche Aufmachung wird natürlich den britischen Städtebombardements in deutschen Blättern zuteil. Nachdem die Briten das Entfachen von Feuerstürmen an Lübeck und Rostock erprobt haben, greifen sie Köln in der Nacht vom 30. zum 31. Mai 1942 mit großer Wucht an, und das hämmern sie der deutschen Bevölkerung auf ihren Flugblättern in Riesenlettern ein. Das lässt die deutsche Seite indes nicht widerspruchslos auf sich beruhen: Der hohe Propagandafunktionär Toni Winkelnkemper (sein Bruder Peter ist Oberbürgermeister von Köln) brandmarkt in einer Broschüre *Der Großangriff auf Köln* britischen Luftterror und Massenvernichtungswillen, der sich hauptsächlich gegen Zivilbevölkerung und Kulturgüter wende, und setzt dagegen den geringen strategischen Erfolg des Angriffes und den Heldenmut kölnischer Jugendlicher, Parteifunktionäre und Feuerschutzpolizei bei den Rettungsarbeiten. Und auch den „unvergänglichen Kölner Humor“ erwähnt er: An einem Kölner Kaufhaus mit weggeblasenen Mauern habe man am Morgen nach der Bombennacht ein Schild gefunden: „Durchgehend geöffnet!“

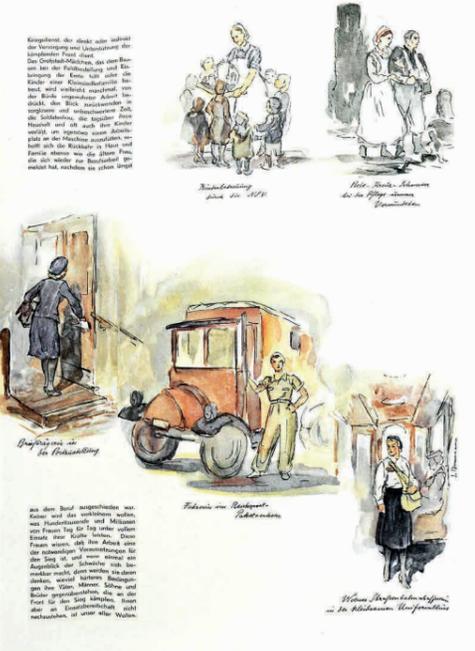
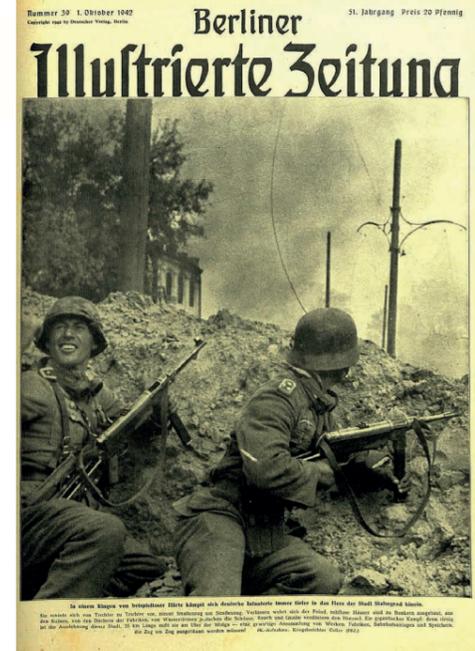
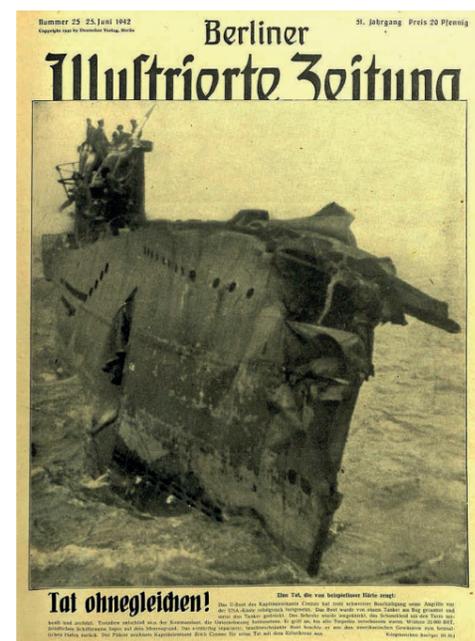
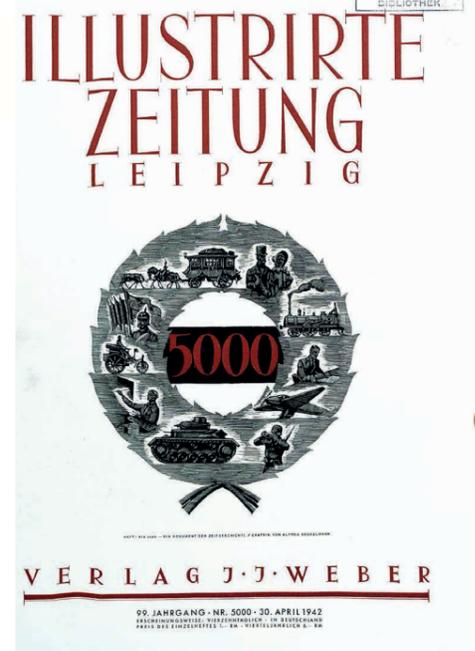
Welche Aufmerksamkeit mag in dieser nervenanspannenden Zeit einem geifernden Leitartikel Julius Streichers zuteil geworden sein, der im *Stürmer* „Das kommende Ende“ des Judentums in Europa beschwört? Es ist ja nur ein weiterer, besonders perfider Misston in dem immerwährenden Gekreische gegen die „Hyänen der Kriege“, die „großen Tauscher“, die Juden, die „unser Unglück“ seien. Indessen feiert ein alteingeführtes Blatt, die Leipziger *Illustrierte Zeitung*, die 1942 in ihren hundertsten Jahrgang geht, das Erscheinen ihrer fünftausendsten Nummer. Von der Postkutschenzeit an hat sie deutsches Leben begleitet, und vom aktuellen Kriegsgeschehen kann sie sich nun nicht lösen, wenn sie etwa, farbig überglänzt, Frauen „für den Sieg“ arbeiten lässt. Doch die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen dokumentiert sich etwa in der Feier zum 80. Geburtstag des Dichters Gerhart Hauptmann. Das mag uns mahnen, Jahreszahlen nicht unter einem einzigen Vorzeichen zu sehen.

Heinz Starkulla jr.

Dr. Heinz Starkulla ist Privatdozent am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Universität München.



Abbildungen von oben links nach unten rechts:
Siegeszuversicht in der Wochenzeitung *Das Reich* (21. Juni 1942),
Jubiläumsnummer der Leipziger *Illustrierten Zeitung* zur 5.000. Ausgabe (30. April 1942),
Stalingrad erstmals auf einer Titelseite der *Berliner Illustrierten Zeitung* (1. Oktober 1942),
Flugblatt der britischen Regierung (Anfang Juni 1942),
U-Boot-Krieg als Titelmotiv der *Berliner Illustrierten Zeitung* (25. Juni 1942),
Antisemitische Hasspropaganda in *Der Stürmer* (19. März 1942),
Frauen an der Arbeitsfront in der Leipziger *Illustrierten Zeitung* (30. April 1942).



Das Ende der Menschlichkeit in 90 Minuten

Eiskalte Luft liegt am 20. Januar 1942 über Berlin. Wie ein Vorbote wirkt das graue Wetter, als sich 15 Repräsentanten der SS und des Nazi-Regimes um 12 Uhr in einer Villa im Berliner Stadtteil Wannsee zusammensetzen. Die Herren sind Mörder, Schreibtischmörder.

Innerhalb von 90 Minuten organisieren sie eines der größten Verbrechen der Menschheitsgeschichte – die systematische Ermordung von mehr als sechs Millionen Juden.

Die Rolle der Wannsee-Konferenz wurde zunächst häufig falsch wiedergegeben. Oft wurde davon berichtet, dass hier die „Endlösung der Judenfrage“, also der Genozid, beschlossen worden sei. Das Töten ist zu diesem Zeitpunkt jedoch bereits in vollem Gange. In den besetzten Gebieten auf dem Weg nach

in diese Gebiete geführt, wobei zweifellos ein Großteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird. Der allfällig endlich verbleibende Restbestand wird, da es sich bei diesem zweifellos um den widerstandsfähigsten Teil handelt, entsprechend behandelt werden müssen, da dieser, eine natürliche Auslese darstellend, bei Freilassung als Keimzelle eines neuen jüdischen Aufbaus anzusprechen ist.“

Jedem der Anwesenden ist klar, was unter „natürliche Verminderung“ und „entsprechend behandelt“ zu verstehen ist, bestätigt auch der ehemalige SS-Obersturmbandführer und Konferenz-Teilnehmer Adolf Eichmann, als ihm Anfang der 60er Jahre in Israel der Prozess gemacht wird. Heydrich scheitert einzig darin, künftig selbst festlegen zu können, wer als Jude oder „Halbjude“ ermordet werden „darf“.

Der Staatssekretär des Innenministeriums, Wilhelm Stuckart, wehrt sich erfolgreich gegen ihn, allerdings nicht aus Sorge um die Betroffenen, sondern viel mehr aus Angst vor dem eigenen Machtverlust. So war er es selbst, der die antijüdischen Gesetze verfasst hat. Unmittelbar nach der Konferenz beginnt das schwärzeste Kapitel der deutschen Geschichte, die systematische Deportation der Juden.



Foto: Haus der Wannsee-Konferenz

Moskau stehen Massenerschießungen auf der Tagesordnung. Umgebaute LKWs fungieren als mobile Gaskammern, Juden und andere „Untermenschen“ werden ohne alle Menschlichkeit ermordet. Hunderttausende sind bereits tot, als Reinhard Heydrich, Leiter des Reichssicherheitshauptamtes zu sich an den Wannsee bitten lässt.

Von Hermann Göring persönlich mit der „Endlösung der Judenfrage“ beauftragt, arbeitet Heydrich ein Konzept aus, das die Ermordung der Juden systematisieren soll. Sein Ziel ist es, auf der Wannsee-Konferenz auch die anderen Behörden wie das Innenministerium, das Auswärtige Amt und das Justizministerium hinter sich zu stellen. Mit Erfolg. In der Konferenz werden genaue Verfahrensmethoden und Zuständigkeiten festgelegt. Die anwesenden Minister widersprechen dem SS-Mann Heydrich nicht. Missverständnisse über das Schicksal der Juden sind ausgeschlossen. So heißt es im Protokoll: „Unter entsprechender Leitung sollen nun im Zuge der Endlösung die Juden in geeigneter Weise im Osten zum Arbeitseinsatz kommen. In großen Arbeitskolonnen, unter Trennung der Geschlechter, werden die arbeitsfähigen Juden straßenbauend

Durch Zufall unvergessen

Mit dem Untergang des „Dritten Reiches“ war allen Beteiligten sehr daran gelegen, die Existenz der Wannsee-Konferenz zu vertuschen. Beinahe mit Erfolg. Alle Ämter sowie die NSDAP und die Gestapo zerstörten ihre Protokolle. Nur das Auswärtige Amt beging einen Fehler. Durch einen internen Machtkampf und eine daraus folgende Verhaftung waren die Akten des zuständigen Staatssekretärs Martin Luther zuvor ausgelagert worden und so der Vernichtung entgangen. Nur diesem Zufall ist es zu verdanken, dass der unwiderlegbare, schriftliche Beweis für die behördliche Planung der Judenvernichtung im „Dritten Reich“ noch immer existiert.

Heute ist das Haus der Wannsee-Konferenz eine Gedenkstätte, die daran erinnern soll, zu welchen Verbrechen die Menschheit fähig ist. Neben einem Museum werden dort auch Fortbildungen, Studientage und Workshops für Lehrer, Schüler und Interessierte angeboten, um ihnen die Bedeutung jenes schicksalhaften Tages aufzuzeigen. So wird hier daran erinnert, welche Schrecken Macht in den falschen Händen mit sich bringen kann.

Steven Gold

„Widerstandsorganisation von Rang“

Geheimdienstoperationen haben es so an sich, dass sie nur spät, stückweise und in widersprüchlichen Versionen ans Tageslicht kommen. Das gilt auch für die Aktivitäten gegen das nationalsozialistische Regime.

Der Begriff „Kapelle“ steht im Geheimdienstjargon für ein Spionage-Funknetz; „rot“ wurde diese Kapelle genannt, weil ihr „Dirigent“ im kommunistischen Moskau verortet wurde. Aber was genau spielte diese „Rote Kapelle“?

Die Frage ist, je zeitspezifisch, gar nicht leicht zu beantworten. In seinem Erfolgsbuch *Der Fragebogen*, das 1951 erschien, erzählt Ernst von Salomon von Harro Schulze-Boysen und dessen 1931 gegründeter Zeitschrift *Gegner*, an der „Jugend aller geistigen Richtungen“ mitarbeitete. Er, Salomon, der „von nationalistischer Seite“ her für den *Gegner* schrieb, habe 1933 Schulze-Boysen, von der SA übel zugerichtet, in Berlin auf der Straße getroffen. Da sei die Zeitschrift, der Mitarbeit von Kommunisten halber, schon verboten gewesen.

Über die Schulze-Boysens, „Harro und Libs“, seien Salomon und seine Lebensgefährtin Ille auf eine Gesellschaft des Ehepaars Harnack gelangt, auf der viele Leute in gehobener Stellung vor Unbekannten laut und unbekümmert über radikale Umsturzpläne schwadronierten. Ernst von Salomon – als Teilnehmer am Attentat auf Minister Rathenau fünfzehn Jahre früher selber ein Umstürzler – suchte Harro Schulze-Boysen die Gefahr, in die man sich durch Gerede brachte, und vor allem die Fruchtlosigkeit solcher Pläne vor Augen zu führen, doch vergeblich. Sechs Jahre später, 1942, seien dann Gerüchte von „Massenhinrichtungen“ umgegangen, wobei die Namen Schulze-Boysen und Harnack fielen; auch „wurde von einer Spionageverbindung nach Moskau geflüstert“. Und wiederum Jahre später sei zu erfahren gewesen, dass Schulze-Boysen „die einzige deutsche Widerstandsorganisation von Rang aufgebaut hatte“, die „der gehaßten Macht wirklichen [...] Abbruch tat“, und dies „nicht planlos“, sondern in Annäherung an ein „Konzept, welches jedermann zu bekämpfen freisteht, welches aber dennoch das einzige ist auf unserer Erde, das alle Aussichten hat, sich zu verwirklichen, das kommunistische“.

In den siebziger Jahren offenbarte Leopold Trepper in seiner Autobiographie (in Deutschland unter dem Titel *Die Wahrheit* erschienen), in allen Details, wie er – noch vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges – im Auftrag des Nachrichtendienstes der Roten Armee von Brüssel aus eine Spionageorganisation aufbaute, die mehrere europäische Länder überspannte und „von 1940 bis 1943 ungefähr eintausendfünfhundert Meldungen“ über militärische Planungen und Rüstungsvorhaben der Achsenmächte „an die Zentrale“ in Moskau funkte. In Berlin aber gehörten die Ansprechpartner zum Kern der – vorwiegend zum Kommunismus tendierenden – Widerstandsgruppe um Harro und Libertas Schulze-Boysen sowie Arvid und Mildred Harnack. Die Gruppe zählte um die 150 Mitglieder, die jedoch

hauptsächlich aktiven Widerstand im Reich betrieben: Flugblätter, Sabotage, Hilfe für Verfolgte. Den Sowjets brisante Geheimnisse zu verraten hatte nur ein engerer Kreis von Funktionsträgern wie Schulze-Boysen (ausgerechnet durch Görings Protektion im Luftwaffenführungsstab tätig) und Harnack (höherer Beamter im Reichswirtschaftsministerium). Es lässt sich leicht vorstellen, wie im geteilten Nachkriegsdeutschland die Bewertung der „Roten Kapelle“ ausfiel. In der Staatsdoktrin der DDR galten ihre Mitglieder als Helden; in der Bundesrepublik tat man sich lange Zeit schwerer mit einem Urteil. Gewiss war Widerstand gegen Hitler nicht gering zu achten. Aber dass Hoch- und Landesverrat, der deutsches Blut kostete, ausgerechnet Stalins

bestialischem Regime zugute kommen sollte, das fanden viele unerträglich. Und in der Tat ist damit bis heute ein moralisches Dilemma aufgerissen, das im Grunde unlösbar ist. Hier muss jeder dem Spruch des eigenen Gewissens folgen.

Leopold Trepper, der zum „Dank“ für seinen lebensgefährlichen Dienst (der Stalins anfängliche Fehleinschätzung seines Verbündeten Hitler desavouierte) jahrelange in sowjetischen Gefängnissen saß, blieb der kommunistischen Sache verpflichtet und bereute sein Handeln nicht. Macht man sich wirklich als Nazi-Sympathisant verdächtig, wenn man das anders sieht? Aber es sollte auch nicht in erster Linie um Gesinnungs-Urteile gehen. Die sind als Lippenbekenntnisse billig zu haben. Viel wichtiger erscheint hier historische Forschung, die ein tieferes Verständnis der „Roten Kapelle“ und der Beweggründe ihrer Angehörigen fördern kann. Solche Forschung ist in Deutschland, noch mehr im englischsprachigen Raum, in den letzten Jahren erheblich vorangekommen.

Heinz Starkulla jr.



„Hier sprechen die Vereinigten Staaten“

1942 startet die Voice of America ihr deutschsprachiges Programm, um auch feindlich besetzte Gebiete während des Zweiten Weltkriegs zu erreichen. Mit neuen Krisen auf der Welt entwickelt sich das Auslandsprogramm der USA weiter.

„Heute und täglich werden wir zu Ihnen über Amerika und den Krieg sprechen. Die Nachrichten mögen gut für uns sein oder schlecht. Wir werden Ihnen täglich die Wahrheit sagen!“ Diese Worte von William Harlan Hale bilden den Startschuss der ersten Sendung der Voice of America am ersten Februar 1942. Die Regierung der USA erarbeitet dieses Rundfunkprogramm, um während des Zweiten Weltkrieges die „moralische Aufgabe der USA in diesem Krieg richtig“ darzustellen – so Präsident Roosevelt. Das Programm soll folglich ein Gegenpol zur Nazipropaganda sein und die Interessen der USA verbreiten. Unter dem staatlichen „Office of War Information“ beginnen 1942 die Arbeiten für ein deutschsprachiges Programm mit zwei Redakteuren und einer Sekretärin in New York. Zunächst werden täglich drei 15-minütige Nachrichtensendungen produziert. Am Ende des Krieges erstellen die nun meh-

rerer hundert Mitarbeiter bis zu 65 verschiedene Programme pro Tag. Diese reichen von Nachrichten über Kommentare bis hin zu Features. Anhand der Letzteren soll den Hörern das alltägliche amerikanische Leben mit dessen Kultur, Wissenschaft und Politik nähergebracht werden. Am Ende des Zweiten Weltkrieges sendet die Voice of America in 40 Sprachen; darunter zum Beispiel Französisch, Norwegisch oder Mandarin. Nach 1945 werden etwa die Hälfte der ausländischen Programme eingestellt, da diese zunächst nicht mehr von Nöten scheinen. Dann beginnt der Kalte Krieg und mit ihm auch die Produktion der Voice of America von Sendungen für die Sowjetunion.

Mithilfe dieser Programme soll wiederum ein Gegenpol zur herrschenden Propaganda – diesmal sowjetisch – gebildet werden. Darauf folgen weitere Kriege und Krisen, die die Voice of America dazu anhalten, das Programm in verschiedenen Sprachen entweder zu starten oder weiter auszubauen. Der Arabische Dienst wird bei-

spielsweise 1950 mit einem halbstündigen täglichen Programm gegründet. Aufgrund der Suezkrise wird dieses dann auf sechs Stunden pro Tag ausgebaut. Ein weiteres Beispiel bildet die Kubakrise. Während dieser sendet Voice of America ihr spanischsprachiges Programm rund um die Uhr.

Neben Nachrichten produziert das Team der Voice of America auch Musik-, Informations- und Kultursendungen in verschiedensten Sprachen. Der Sitz wird 1954 nach Washington D.C. verlegt. Ein weiterer Pfeiler sind die special-english Programme. Hier sprechen die Journalisten langsamer und

verwenden einfache Worte. Seit der Gründung 1959 sind vor allem diese Programme bei den Hörern sehr beliebt, da sie dadurch ihr Englisch verbessern können.

Die Voice of America verbreitet ihre Programme seit 1994 auf der ganzen Welt über das Internet. Aber wie funktioniert die Verbreitung ohne das Internet? Anfänglich werden die deutschsprachigen Programme über ein Transatlantikkabel an die BBC in London übermittelt und von hier weiterverbreitet. Ende 1942 lässt die amerikanische Regierung dann ein staatseigenes Kurzwellensendernetz an der US-Ostküste mit Richtantennen nach Europa und Nordafrika aufbauen. Die Kosten



von über fünf Millionen US-Dollar lohnen sich für die USA. Durch bis zu sechs verschiedene Frequenzen, über die die Voice of America zu hören ist, können beispielsweise deutsche Störsender umgangen werden. Auch nach 1945 werden die Programme per Satellit oder Radiowellen an heute 101 Richtantennen gesendet – davon 68 außerhalb der USA. Diese Transmitter strahlen die Sendungen dann direkt in verschiedene Zielgebiete aus.

Ebenfalls im Kalten Krieg stellen Störsender – diesmal die der Sowjetunion – für die Voice of America ein Problem dar, indem sie deren Verbreitung behindern. Außerdem können aktuelle politische Konflikte die Weiterleitung der amerikanischen Sendungen einschränken. Seit 2014 ist das amerikanische Programm über die Frequenzen der Stimme Russlands durch die dortige Regierung abgeschaltet. Im Zusammenhang mit der

Ukraine-Krise teilt Dimitri Kiseljow, der Leiter des staatlichen russischen Medienunternehmens Rossija Segodnia, den USA in einem Brief mit: „Wir werden nicht kooperieren.“ Ein ausschlaggebender Grund für diesen Schritt könnten die gegen Russland verhängten Sanktionen der USA und anderer Länder sein.

Heute sendet die Stimme Amerikas in mehr als 40 Sprachen und bedient verschiedene Formate: Radio, Fernsehen und Soziale Medien. Mit diesen Kanälen erreicht der Sender nach eigenen Angaben ein wöchentliches Publikum von 236,6 Millionen Menschen weltweit. Allerdings gibt es auch Kritiker. In den USA herrschte beispielsweise einige Zeit die überspitzte Meinung vor, dass mehr Personen an der Produktion der Sendungen beteiligt gewesen seien, als diese regelmäßige Hörer gehabt hätten.

Ines Markert

Is that the Chattanooga Choo Choo?

Glenn Miller bekommt vor 75 Jahren die erste Goldene Schallplatte verliehen.

Am Bahnsteig 29 der Pennsylvania Station in New York City könnte sich 1940 Folgendes abgespielt haben: Ein junger Mann betritt – pfeifend vor Vorfreude auf Chattanooga, Tennessee – den Zug dorthin. Nachdem der Zug den Bahnhof um Viertel vor vier verlassen hat, macht der Protagonist es sich bequem und liest beim Durchqueren von Baltimore eine Zeitschrift. Bei der Fahrt durch South Carolina isst er im Speisewagen, ehe der „Chattanooga Choo Choo“ seine Endstation erreicht. Diese Ereignisse werden in Glenn Millers Single „Chattanooga Choo Choo“ beschrieben.

Der berühmte Bandleader und Posaunist erreicht mit diesem Werk nicht nur große Bekanntheit, sondern bekommt dafür auch die erste Goldene Schallplatte der Musikgeschichte verliehen. Am 10. Februar 1942 ehrt ihn das Musiklabel RCA

Records, bei dem er auch unter Vertrag steht, für 1,2 Millionen verkaufte Exemplare der Single. Mit dieser Auszeichnung beginnt eine bis heute andauernde Tradition der Musikindustrie. Seit 1952 wird die Goldene Schallplatte in den USA von der Recording Industry Association of America für 500.000 verkaufte Alben oder Singles verliehen. Die Vergabeinstitutionen und deren Richtlinien sind allerdings von Land zu Land unterschiedlich.

In Deutschland zeichnet beispielsweise der Bundesverband Musikindustrie Künstler schon dann aus, wenn deren Album 100.000 Mal gekauft wurde. In anderen Ländern wie Island oder Uruguay sind die Voraussetzungen für eine Goldene Schallplatte noch geringer: Hier muss der Tonträger nur mehrere Tausend mal verkauft werden. Gleichwohl gilt die Goldene Schallplatte überall als Qualitätsmerkmal musikalischer Veröffentlichungen. Mit der Platin- und Diamantenen Schallplatte existieren zwei weitere Auszeichnungsformen der Musikindustrie.

Auch die Single „Sonderzug nach Pankow“ von Udo Lindenberg erreicht nach der Veröffentlichung 1983 Goldstatus. Lindenberg drückt hier anhand der Melodie von Millers „Chattanooga Choo Choo“ seinen Wunsch aus, in Ost-Berlin auftreten zu dürfen. Der Song wird ein Erfolg. Schließlich wird dem Künstler ein 15-minütiges Konzert im Palast der Republik in Ost-Berlin ermöglicht. Die Staatssicherheit überwacht diesen Auftritt allerdings umfangreich.

Wenn Glenn Miller die Reaktionen der DDR auf Udo Lindenberg und die Cover-Version seines Hits noch miterlebt hätte, wäre ihm das sicher zuwider gegangen, war er doch als erklärter Gegner des Nationalsozialismus gegen alle totalitäre Kontrolle.

Ines Markert

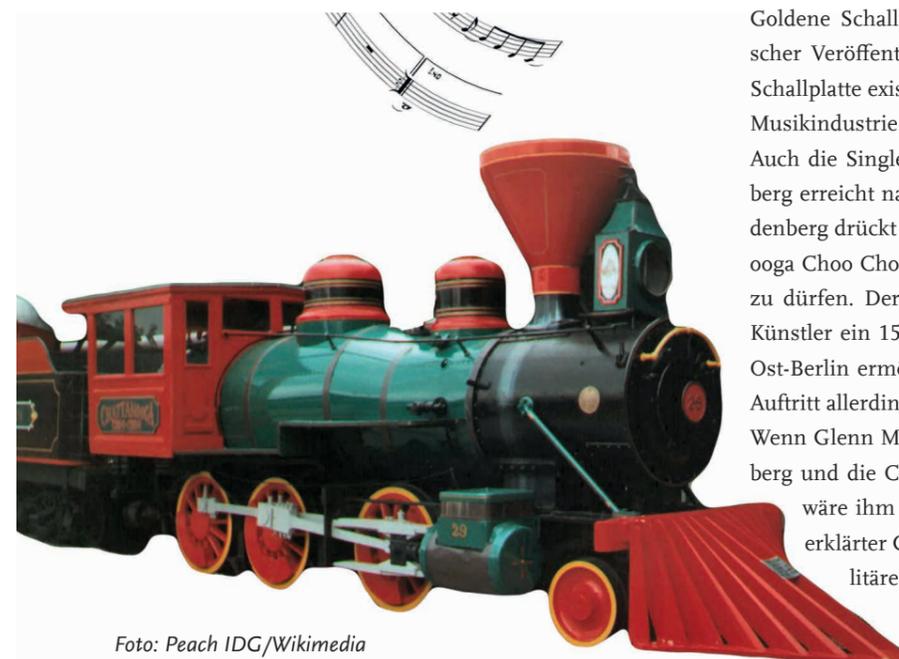


Foto: Peach IDG/Wikimedia

The Greatest

Muhammad Ali, heute ist er der Inbegriff eines Box-Champions. Doch sein Weg war steinig. Als er sich weigert, nach Vietnam zu gehen, wird ihm der Schwergewichtstitel ungeschlagen aberkannt. Den Rückkampf verliert er. Von den Medien tot gesagt, kämpft sich Ali zurück.

Mit weit aufgerissenen Augen steht er im Ring, sein Blick stehend, seine Stimme klar: „I am the greatest, I shook up the world!“ Cassius Clay ist gerade 22 Jahre alt. Eben hat er Sunny „The Big Bear“ Liston in der sechsten Runde auf die Bretter geschickt. Clay ist auf dem Thron des Boxsports angekommen. Er ist Weltmeister im Schwergewicht. Das Boxen hat viele große Champions hervorgebracht: Die Klitschko-Brüder, George Foreman, Mike Tyson oder auch den letzten deutschen Schwergewichtsweltmeister Max Schmeling. Doch Clay übertrifft sie alle. Er ist bis heute Groß und Klein ein Begriff, obwohl sein letzter Kampf 36 Jahre zurückliegt. Sein späterer Name ist längst ein Synonym für den ganz großen Sport geworden: Muhammad Ali. Schon früh zeichnet sich das Talent des vorlauten jungen Mannes aus Louisville, Kentucky ab. Mit 18 Jahren gewinnt Clay die Olympische Goldmedaille in Rom. Am Ziel sieht er sich damit aber noch lange nicht. Im Gegenteil: Er sucht die Öffentlichkeit, um so die Chance auf einen Titelkampf im Schwergewicht gegen den scheinbar unbezwingbaren Sonny Liston zu bekommen. Nach vier Jahren ist es soweit. Cassius Clay darf sich mit dem bis dahin Größten messen. Mit lustigen Reimen und humorvoller Verspottung wie „Big ugly bear“ stachelt er den amtierenden Weltmeister immer wieder an, zur Freude aller Zuschauer. Experten sehen darin das überzogene Selbstvertrauen eines unerfahrenen, jungen Mannes. Doch Clay straft sie Lügen.

They never come back? Ali schon!

Kurz nach seinem Sieg wird Cassius Clay erstmals politisch aktiv. Er bekennt sich öffentlich als Muslim und zu der umstrittenen Nation of Islam. In der Folge nennt er sich Muhammad Ali und tritt öffentlich immer wieder für die Gleichberechtigung von Afro-Amerikanern ein. Ali wird in den folgenden Jahren immer beliebter. Denn zum Größten des Boxsports wird er nicht nur, weil er der „Astronaut des Boxens“ (Zitat Ali) war, sondern auch ein Showman, ein Wortakrobat. Seine öffentlichen Auftritte sind legendär. Bis heute genießen seine Interviews mit dem Sportjournalisten Howard Cosell, der ihn seine gesamte Karriere über begleitete, Kultstatus und sind Meilensteine der Sportberichterstattung. Alis gesamte Karriere zeichnet sich durch eine enge Beziehung zur Öffentlichkeit aus. Seine sportlichen Erfolge, sein Charakter, aber auch seine politischen Statements werden mit Spannung verfolgt. Besonders die Kämpfe gegen die Rivalen Frazier und Foreman wurden zu wahren Straßenfesten.

Zunächst ist da Alis misslungenes Comeback im „Fight of the Century“ gegen Joe Frazier 1971. Experten sehen darin das

Ende seiner Karriere, kaum einer glaubt an die Rückkehr des Champions. Die Öffentlichkeit sieht Ali als einen großen Boxer vergangener Tage. Doch es soll anders kommen: Am 30. Oktober 1974 ist der sich verschlechterten Gesundheitszustand des kürzlich zurückgetretenen Präsident Richard Nixon auf den Titelseiten aller großen Zeitungen. Direkt gefolgt von einer Meldung über eines der bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte des Boxsports: „Bee batters lion as Ali stings way back to the title“ (*The Courier-Journal*, 30. Oktober 1974). Im „Rumble in the Jungle“ hat sich Muhammad Ali sieben Jahre nach der Aberkennung seines Titels den Thron im Schwergewichtboxen gegen George Foreman zurückerkämpft. Der so oft voreilig abgeschriebene Ali hat Experten und Journalisten wieder einmal eines besseren belehrt.

1975 folgt mit dem „Thrilla in Manila“ gegen den Dauerrivalen Frazier Alis letzter ganz großer Kampf – und auch diesen kann er für sich entscheiden. Damals fiebert den Duellen von Ali und Frazier die ganze Welt entgegen, heute sind es die wohl bekanntesten der Box-Geschichte. Sicherlich gab es auch andere großartige Kämpfe, doch das Auftreten Alis, sein unverwechselbarer Boxstil in Kombination mit großartigen Gegnern und guter Promotion machen diese drei Boxkämpfe für alle Zeiten unvergesslich.

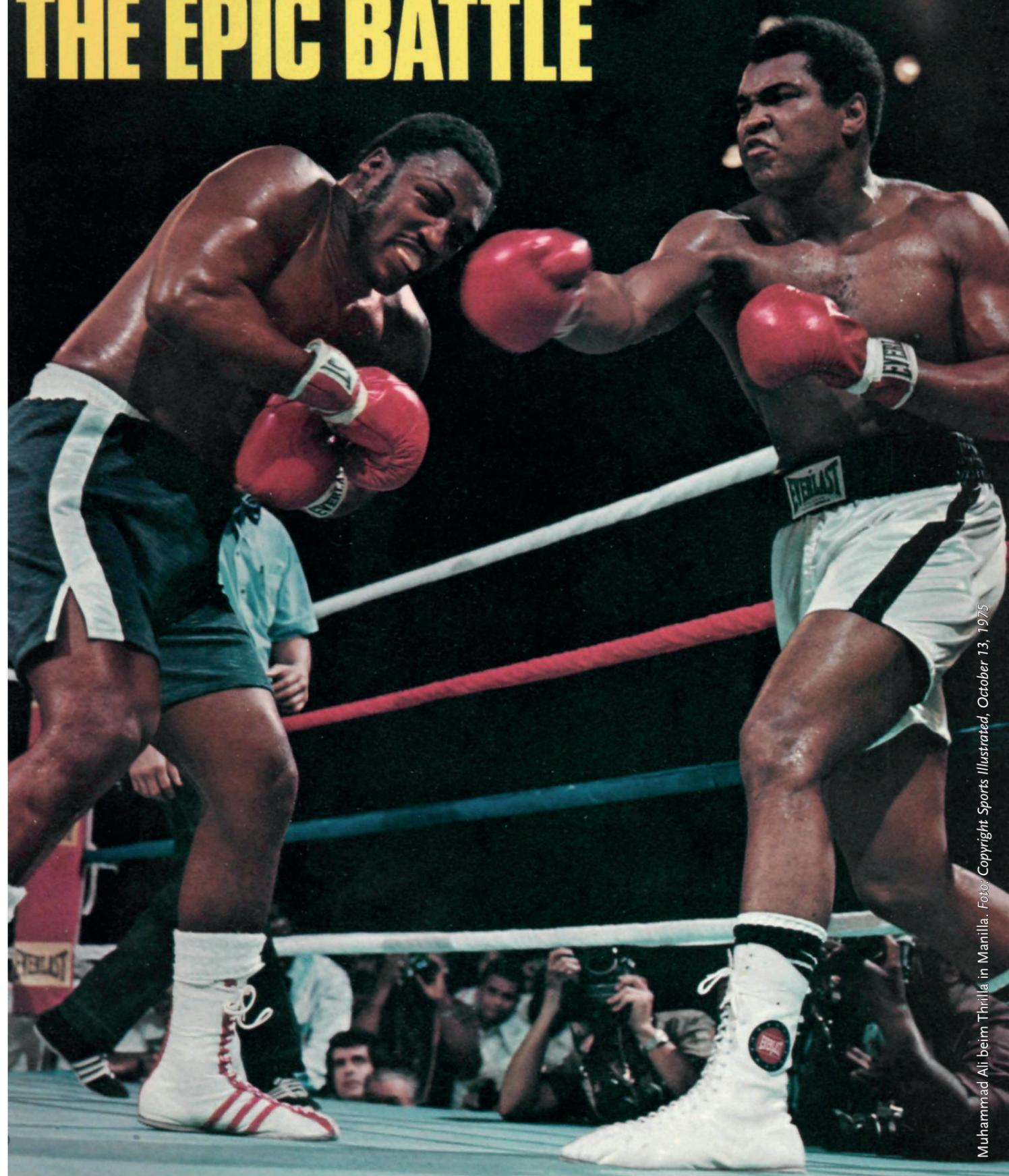
So groß Alis sportliche Höhen auch waren, so tief waren die persönlichen Rückschläge, die „the Greatest“ bezwingen musste. Als er sich weigert, Kriegsdienst in Vietnam zu leisten, entzieht man ihm die Box-Lizenz. Der ungeschlagene Weltmeister darf drei Jahre lang keinen Ring mehr betreten, verliert alles, was er sich sportlich aufgebaut hat. Doch Muhammad Ali bleibt standhaft. Erst Jahre später bekommt er Recht und tritt seinen langen Weg zurück an die Spitze an. „I ain't got no quarrel with the Viet Cong.“ Mit diesem Satz wird Ali zu einem Symbol des Widerstandes und gleichzeitig eine Ikone für die afro-amerikanische Gesellschaft in Amerika. Ali hinterfragt, weshalb er für sein Land kämpfen sollte, obwohl sein Land nicht für seine Rechte und die der schwarzen Bevölkerung eintritt. Der Wunsch nach Gleichheit treibt Ali noch bis ins hohe Alter an. Er wird zu einem der wichtigsten Botschafter des friedlichen Islam, verurteilt die Gräueltaten des 11. September aufs Schärfste, stellt sich vehement gegen den islamistischen Terror. Noch kurz vor seinem Tod am 3. Juni 2016 unterstützt er über Twitter die Black Lives Matter-Kampagne in den USA. Muhammad Ali bleibt sich treu, trägt seine Parkinson-Erkrankung mit Würde und steht für das ein, woran er glaubt. Der Junge aus Louisville, der mit dem Boxen anfang, um sich an einem Fahrraddieb zu rächen, hat die Welt erschütterert.

Steven Gold

Sports Illustrated

OCTOBER 13, 1975 75 CENTS

THE EPIC BATTLE



Ein Patriot, kein Parteigänger

Als er am 19. Oktober 1942 im Konzentrationslager Theresienstadt starb, mag Paul Nikolaus Cossmann mit Bitterkeit an das Land gedacht haben, in dessen Dienst er sich sein Leben lang gestellt hatte.

Wie Josef Hofmiller in seinem Beitrag zu Cossmanns 60. Geburtstag schreibt, hatte sein Vater Bernhard Cossmann, ein aus Dessau stammender Cellovirtuose, seine Professur am Konservatorium der Kaiserlichen Musikgesellschaft zu Moskau aufgegeben, damit der Sohn in der Heimat aufwachsen konnte. So kam Paul Nikolaus 1869 in Baden-Baden zur Welt; so studierte er in Berlin und München Naturwissenschaften und Philosophie. Hofmiller und Cossmann lernten sich über die gemeinsame Mitarbeit an der Münchener Kulturzeitschrift *Die Gesellschaft* und an der wissenschaftsorientierten *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* kennen. Nach dem Niedergang der *Gesellschaft* gehörten Cossmann und Hofmiller zu dem Kreis der Herausgeber, die 1903 die *Süddeutschen Monatshefte* begründeten. Aus bescheidenen Anfängen (Hofmiller: „Lange noch hatte unsere redaktionelle Tätigkeit etwas Improvisiertes; wir hielten uns für weiß Gott wie fortschrittlich, als wir bei einem kleinen Schwabinger Schreiner für die angenommenen Manuskripte einen fichtenen Kasten mit zwölf Fächern für die einzelnen Monate hatten fertigen lassen.“) erwuchs ein Kulturblatt als Forum der Debatte: Als 1913 Friedrich Naumann, eines antidemokratischen Aufsatzes wegen, seine Mitherausgeberschaft niederlegte, „druckte Cossmann Naumanns Brief ohne ein Wort des Kommentars ab. Er [...] verzichtete lieber auf Friedrich Naumann als auf seinen Grundsatz, jede Meinung in den ‚Monatsheften‘ zu Wort kommen zu lassen.“

Mit Ausbruch des Weltkrieges gestaltete Cossmann die Zeitschrift zum nationalen Kampfmittel; kein anderes Blatt sei nach Hofmillers Worten draußen im Schützengraben so viel gelesen worden. Allerdings wurden die *Süddeutschen Monatshefte* ihrer

Hitzigkeit halber auch ab Ende 1916 unter Vorzensur gestellt. Nach Kriegsende befandete Cossmann die Münchner Räterepublik. Vor allem aber führte er in der Zeitschrift jahrelang einen hartnäckigen publizistischen Kampf gegen den Versailler Vertrag und für die Überzeugung, das unbesiegte kaiserliche Heer sei 1918 einem Dolchstoß erlegen, den die sozialistisch verhetzte Heimat in seinen Rücken geführt habe.

Der Historiker Karl Alexander von Müller, seit 1914 Mitherausgeber der *Monatshefte*, nimmt Cossmann vor dem daraus erwachsenen Vorwurf eines „skrupellosen Nationalismus“ in Schutz: „Im Grund war er kein Politiker“; uneigennützig Wahrheitsliebe habe ihn stets zu sittlichen Zielen bestimmt. Anders charakterisiert ihn, mit Verweis auf die von ihm geführten Presseprozesse, der Münchner Zeitungsexperte Paul Hoser: Bei aller persönlichen Bescheidenheit sei Cossmann „außerordentlich heimtückisch und hemmungslos in der Bekämpfung von politisch Andersdenkenden“ gewesen. Auch sei er als politischer Berater der *Münchner Neuesten Nachrichten* bis zum Hitlerputsch 1923 viel zu nachgiebig gegenüber der nationalsozialistischen Bewegung verfahren; erst später habe er die *MNN* auf Anti-Hitler-Kurs gebracht.

Deshalb 1933 über ein Jahr inhaftiert, zog sich Cossmann nahe München in ein Leben einsamen Studiums zurück. Er musste erleben, dass gegenüber einem gottlosen, im Rassewahn delirierenden Regime seine Konversion zum tiefgläubigen Katholiken, sein lebenslanges glühendes Bekenntnis zum Deutschtum nicht zählte. Im Zweiten Weltkrieg wurde der alte, kranke Mann erst in ein Münchner Judenlager eingewiesen, zuletzt ins KZ deportiert.

Heinz Starkulla jr.

Der Filmfreak

Alfred Rosenthal war ein Wegbereiter der Kinopublizistik – und ein produktiver Journalist.

Hans Albers. Wie er ist und wie er wurde, Marlene Dietrich. Ein interessantes Künstlerschicksal – Aros hat über alle geschrieben, die großen Stars des frühen Films: über Greta Garbo, Willy Fritsch, Gustav Föhlich, Lilian Harvey. Alle diese *Illustrierten Filmbücher* sind in nur zwei Jahren erschienen, 1931 und 1932. Aros, das stand für Alfred Rosenthal. Er war einer der größten Filmexperten seiner Zeit – und ist heute fast vergessen. Bereits mit 20 Jahren trat der am 24. April 1888 in Düsseldorf Geborene in die Redaktion der ältesten deutschen Filmzeitschrift, des 1907 gegründeten *Kinematograph*, ein. Anfangs war *Der Kinematograph* eine Art Fachzeitschrift für Kinobetreiber, Filmverleiher und Produzenten, doch bald wurden auch Filmkritiken aufgenommen und ein breiteres Publikum angesprochen.

Rosenthal ging 1910 nach Konstantinopel und berichtete vor allem über die Filmentwicklung in Südosteuropa. Im Weltkrieg wurde er früh eingezogen, vor Verdun schwer verwundet, doch schrieb er stets weiter für den *Kinematograph*, dessen Chefredakteur er schließlich 1923 wurde. Seit dem Kriegsende war er auch gleichsam ein Multifunktionär als Delegierter des Filmverleihverbandes, Pressesprecher einer Produktionsgesellschaft, Gründer der Radio-Film-AG sowie weiterer Zeitschriften und nimmermüder Autor. Er edierte das erste *Handbuch*

der internationalen Filmpresse, im *Kinematograph*, der ab 1928 zeitweise sogar täglich erschien, publizierte er filmpolitische Leitartikel. In der von ihm gegründeten wöchentlichen Beilage *Film-Echo* der damals auflagenstärksten Tageszeitung, dem *Berliner Lokal-Anzeiger*, schrieb er Filmkritiken.

Lokal-Anzeiger wie *Kinematograph* gehörten zum Scherl-Verlag, der wiederum Teil des riesigen Medienimperiums des völkisch-nationalistisch gesinnten Alfred Hugenberg war; dieser kaufte 1927 auch die größte deutsche Filmgesellschaft, die Universum Film AG, kurz Ufa.

Rosenthal, der auch Leiter des Filmdezernats bei Scherl war, saß damit auf vielen Stühlen im deutschen Filmwesen. Nach der Machtübernahme der Nazis rutschte er rasch zwischen die Stühle. Als Jude war er schon zuvor von antisemitischen Autoren angegriffen worden; nun sah er sich zunehmend gefährdet, verlor seine Positionen und ging mit seiner Frau und seinem Sohn ins Exil nach Paris. Frau und Kind emigrierten weiter in die USA; Alfred Rosenthal blieb in Europa, ging zunächst nach Wien, 1937 nach Prag. Aber eine Beschäftigung fand er nicht mehr, bald war Rosenthal mittellos. Zuletzt war er im Ghetto Theresienstadt eingesperrt. Am 23. August 1942 wurde er nach einem Todestransport bei Riga ermordet. Markus Behmer

Janusz K., König der Kinder

Er war Arzt, Autor, Erzieher – und Märtyrer. Vor 75 Jahren wurde Janusz Korczak ermordet.

Am Ende verdichtet sich sein Leben zu einer einzigen, todtraurigen Liebeserklärung an „seine“ Kinder: Am 5. August 1942 wurde das jüdische Waisenhaus im Warschauer Ghetto von der SS aufgelöst. Der Heimleiter hatte seinen 200 Schützlingen erzählt, es ginge auf einen Ausflug ins Grüne. Fröhlich sollen sie ausgezogen sein, singend. Janusz Korczak ging freiwillig mit, schritt dem Zug der Todgeweihten voran, mit einem der kleinsten Kinder auf dem Arm, zum Transport in die Gaskammern von Treblinka. Alle wurden sie dort ermordet.

30 Jahre zuvor hatte Korczak das Dom Sierot (polnisch für Waisenhaus) gegründet. Da war er schon bekannt als Kinderarzt und Autor. Geboren wurde er als Henryk Goldszmit, wohl am 22. Juli 1878, doch genau kennt man das Datum nicht; sein Vater hatte erst viel später einen Geburtsschein beantragt. Fest steht, dass er von 1898 bis 1904 in seiner Heimatstadt Warschau Medizin studierte, dann in einem Kinderkrankenhaus in einem Armenviertel arbeitete, gleichzeitig auch eine Privatpraxis für Wohlhabende unterhielt, um mit dem Geld soziale Projekte aufbauen zu können.

Zudem verfasste er ein Drama, erste Erzählungen, Romane.

Sein Schriftsteller-Pseudonym nahm er schließlich als Namen an. *Kinder der Straße* heißt Korczaks erster Roman, 1901 erschienen. Und um Straßenkinder kümmerte er sich auch praktisch. Im Dom Sierot nahm er sie auf. Dort setzte er ein reformpädagogisches Konzept um, das er in seiner 1921 erschienenen pädagogischen Hauptschrift *Wie man ein Kind lieben soll* darlegte. Zu Selbstbewusstsein und Selbstständigkeit wollte er die ihm Anvertrauten führen, sie mit Zutrauen und Zuneigung fördern, mit „fröhlicher Pädagogik“. „Habe Mut zu dir selbst, und such deinen eigenen Weg“, schrieb er in *Das Recht des Kindes auf Achtung*.

Er gründete ein weiteres Waisenhaus, schrieb viele Kinderbücher, formulierte Menschenkinderrechte, gründete 1926 die erste polnische Kinderzeitung, hatte Mitte der 30er Jahre eine eigene Sendung im polnischen Rundfunk, in der er als „alter Doktor“ mit Kindern plauderte und Geschichten erzählte. Dann kamen die Antisemiten, kam der Krieg, kam die Deportation... Taugen Einzelne als Idole? Wenn einer, dann wohl Janusz Korczak. Sein pädagogischer Impetus, sein Schreiben, sein Handeln sind wahrlich vorbildhaft. Markus Behmer



Ehemaliges Konzentrationslager in Theresienstadt.
Foto: Andrew Shiva/Wikipedia/CC BY-SA 4.0

Der Mann im blauen Pullover

Als Journalist war Klaus Bednarz streitlustig, legte sich mit den Mächtigen an. Seine Kritik machte auch nicht Halt vor Journalistenkollegen und Medien. Über viele Jahre hinweg war er eines der wichtigsten Gesichter der ARD. Im Juni wäre Bednarz 75 Jahre alt geworden.

„Fünf Menschen sind verbrannt – und nun fließen sie wieder: die Tränen der Trauer, des Schmerzes, und des Zorns.“ Mit diesen Worten beginnt Klaus Bednarz am 1. Juni 1993 seinen Kommentar in den *ARD-Tagesthemen* zum Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim in Solingen. In dem Kommentar wirft er den „Hetzblätter[n] der Springer-Presse“, aber auch der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und dem Nachrichtenmagazin *Der*

die sich für Menschenrechte, Freiheit und Gerechtigkeit einsetzen“. Er sei mit „Leib, Seele und messerscharfem Verstand Journalist“ gewesen, wertschätzt ihn WDR-Intendant Tom Buhrow an gleicher Stelle. Und Georg Restle, seit September 2012 Leiter von *Monitor*, betont kurz nach seinem Tod: „Mit Klaus Bednarz ist uns ein Mahner verloren gegangen und ein unbestechlicher Menschenfreund. Wir werden sein Andenken bewahren.“

Zum Journalismus kam Bednarz, der nach seinem Studium der Theaterwissenschaft, Slawistik und Osteuropäische Geschichte in Hamburg anschließend in Wien mit einer Arbeit über den russischen Dichter Anton Tschechow promoviert wurde, eher zufällig. Im Sommer 1967 wusste er als arbeitsloser Akademiker nicht so recht, was aus ihm werden sollte. Auf den Rat einer Freundin hin, die bei der Deutschen Welle arbeitete, rief er in der Kulturabteilung des WDR an. Schon kurz darauf war er festangestellter Redakteur der Sendung *Spectrum*. Heute beinahe unvorstellbar.

Mittendrin statt nur dabei

Fast vier Jahrzehnte arbeitete Bednarz für den WDR. Er wurde 1971 als erster deutscher Fernsehkorrespondent in Warschau akkreditiert – zunächst auf Probe, da man ihm von offizieller polnischer Seite mit einem mehrfachen Misstrauen begegnete: wegen seiner Staatsangehörigkeit und seines Alters (29 Jahre; damals jüngster deutscher Auslandskorrespondent). Der Versuch, Misstrauen abzubauen und gleichzeitig den eigenen journalistischen Maßstäben treu zu bleiben, bezeichnete Bednarz selbst als tägliche „Gratwanderung“.

Sechs Jahre später übernahm er die Leitung des ARD-Studios in Moskau. Hier lernte er schnell, dass er in einem der beiden Zentren der Weltpolitik gelandet war – und dass der Fernsehkorrespondent, der Filme machen will, raus aus Moskau und diesen Kontinent bis in den entlegensten Winkel bereisen muss.

1982 kehrte Bednarz nach Köln zurück, um die Moderation der *Tagesthemen* zu übernehmen und die WDR-Redaktion „Auslandsstudio“ zu leiten. Knapp ein Jahr später trat er im Dezember 1983 dann die Nachfolge Gerd Ruges als Chef des Politmagazins *Monitor* an und moderierte die Sendung 18 Jahre lang – getreu dem Grundsatz, *Monitor* wolle nicht allen gefallen, sondern „den Mächtigen unbequem sein“. Dem Vorwurf parteipolitischer Einseitigkeit entgegnete Bednarz dabei so: Er stehe keiner Partei nahe, sondern verschiedenen Parteien unterschiedlich fern, wie Volker Ullrich in seinem Nachwort zu Bednarz' Buch *Ferne und Nähe* schreibt.

Seine Berichterstattung über Missstände und Ungerechtigkeiten, das Aufdecken von Skandalen wie deutsche Waffenlieferungen in die Türkei und das Aufgreifen von Tabu-Themen wie Deserteure im Zweiten Weltkrieg trugen ihm Anfeindungen und zahlreiche Gerichtsprozesse ein, von denen er beinahe alle gewann. Bednarz konnte nicht nur austeilen, sondern auch einstecken. Im Januar 2002 wurde Bednarz Chefreporter und Sonderkorrespondent der ARD und berichtete bis zu seiner Pensionierung 2007 aus aller Welt: In seinen Fernsehreportagen und zahlreichen Büchern nahm er seine Zuschauer und Leser mit in die Lebenswirklichkeit der Menschen in Sibirien, Alaska, Feuerland, Patagonien. Für seine journalistische Leistung erhielt Bednarz unter anderem zwei Grimme-Preise, die Goldene Kamera und den CIVIS-Medienpreis für

Integration. Nach seinem Abschied aus Köln zog sich Bednarz nach Schwerin zurück, wie Hans Leyendecker in der *Süddeutschen Zeitung* in seinem Nachruf schreibt. „Für einen Publizisten seiner Bedeutung war es eine Leistung, dass er sich mit den Wichtigtuereien, die manche Alte seltsamerweise bis zum Grab beschäftigen, nicht beschäftigte.“ Er habe sich Zeit für seine zwei kleinen Enkel genommen und sei der geworden, der er war. „Das gelingt nicht allen“, urteilt Leyendecker anerkennend. Am 6. Juni wäre Klaus Bednarz 75 Jahre alt geworden. Er starb am 14. April 2015 im Kreise seiner Familie in Schwerin.

Kristina Wied

Dr. Kristina Wied vertritt derzeit eine Professur für Print- und Onlinejournalismus an der Universität der Bundeswehr München.



Foto: Winkler/WDR

Spiegel vor, geistige Brandstifter zu sein und zur Panikmache gegen Ausländer beigetragen zu haben. Bednarz' scharfzüngiger Kommentar sorgte damals für Aufsehen und Kritik – und brachte eine neue Regelung für Kommentare in dem aktuellen Nachrichtenmagazin der ARD mit sich. Ab diesem Zeitpunkt hatte der ARD-Politik-Koordinator und damalige Chefredakteur Hartmut von der Tann ein Vetorecht bei der Festlegung des jeweiligen Tagesthemen-Kommentators.

Bednarz folgte der Auffassung, ein guter Journalist müsse moralisch sein, wie er in einem Interview des *Tagesspiegel* 1999 sagte. Unverwechselbar machte ihn also nicht nur sein Markenzeichen – die blauen Pullover, die er meist trug. Vielmehr drückte sich in diesem Äußeren aus, dass dieser Mann sich nicht anstrebte, irgendjemandem zu gefallen. Mit seiner Haltung bleibt Bednarz in Erinnerung. Sonia Seymour Mikich, seine Nachfolgerin bei *Monitor* und WDR-Chefredakteurin, nennt Bednarz in einer Mitteilung des WDR einen „Anker für alle,

Master of Rock

Herr Deutschmanns Liebe zur US-Musik.

Er nannte sich Graves, Barry Graves. Und er hatte eine Mission: den Deutschen den Rock nahezubringen, auf vielen Kanälen, über alle Medien. Am 26. Juli 1942 wurde er im anhaltinischen Jeßnitz geboren, hatte einen sehr deutschen Namen: Hans-Jürgen Deutschmann. 1964 ging er zum Studium nach Berlin, wurde zu Graves. 1966 begann er als DJ zu arbeiten und mit verschiedenen Studentengruppen Rock-Shows zu inszenieren, stand damit ganz am Anfang der aus England und den USA hereinschwappenden Bewegung. Dass er kein Amerikaner war, wusste bald kaum einer mehr; so wurde er in einem Nachruf im *Spiegel* 1994 als „gebürtiger New Yorker“ vorgestellt.

Ein geborener Radiomann, das war er. 1968 kam er zum RIAS, angeblich weil er sich in einem langen, zornigen Brief über die schlechte Musikauswahl des Berliner Senders beschwert hatte und die Programmverantwortlichen ihn daraufhin eingeladen hatten, es „besser zu machen“. Graves erzählte Geschichten von „seiner“ Musik, produzierte experimentelle Radioserien. *Zero Cool* war eine, in der er Literatur, Avantgarde-Rock und elektronische Effekte kombinierte. Er arbeitete „multimedial“, lange bevor der Begriff „in“ wurde. Neu, anders, locker, fetzig war sein Ton, gleichzeitig fundiert die Inhalte. *See you later, Alligator, California* oder einfach *RIAS Discothek* hießen bald von ihm moderierte Sendungen, *Graves: Space* und *Graves bei Nacht* regelmäßige Themennächte und von 1979 bis 1985 brachte er jeden Samstag nachts in der Radioshow *Studio 89* den Berlinern neuesten amerikanischen Disco-Sound nahe. 1990 war er dann einer der ersten, der „Tekkno“ (anfangs mit zwei k geschrieben) präsentierte – „Fiese Töne“, wie der *Spiegel* 1991 titelte: „Eine Art Marschmusik für Roboter“. Nicht nur beim RIAS war Graves fast dauerpräsent, er schrieb Kolumnen für *Der Abend*, Beiträge für *taz*, *Stern*, *Zeit*, *Welt* und andere. Und 1973 erschien erstmals bei rororo das *Rocklexikon*, herausgegeben von Graves



zusammen mit dem *Spiegel*-Redakteur Siegfried Schmidt-Joos. Es wurde das Standardwerk für alle Fans neuer U-Musik, legendär bis heute und in vielen Neuauflagen erschienen. Er verfasste eine Elvis-Biographie, drehte Filme über das Underground-Berlin, die Mauerstadt ohne Sperrstunde. Anfang der 90er Jahre arbeitete er dann für „Fritz“, die Jugendwelle des neuen ORB. Während einer Livemoderation brach er am 8. Juni 1994 zusammen. Er hatte AIDS, starb genau drei Monate später. „That's Someone You never Forget“, überschrieben Freunde eine Traueranzeige für ihn.

Markus Behmer

Das Leben – Ein Schauspiel

Theater war Emil Faktors große Leidenschaft. Sein Tod: eine finstere Tragödie.

Der *Berliner Börsen-Courier* war eine Institution in der Reichshauptstadt der 20er Jahre. „Moderne Tageszeitung für alle Gebiete“ lautete sein Untertitel. Vor allem brachte er freilich Handels- und Wirtschaftsnachrichten, doch wurde auch sein Politikteil, linksliberal orientiert und damit die Weimarer Republik konsequent stützend, viel beachtet. Und er hatte ein exzellentes Feuilleton. Zweimal täglich erschien das 1868 gegründete Blatt, morgens und abends. Die Auflage war zwar nie sehr hoch, um 1925 etwa 40.000, doch seine Stimme wurde gehört im politischen und kulturellen Berlin.

Insbesondere auch die Stimme des Chefredakteurs: Emil Faktor. 1912 war der am 31. August 1876 in Prag Geborene zum *Börsen-Courier* gekommen. Zwei Gedichtbände hatte er vorher geschrieben, viele Theater- und Kulturkritiken für die Prager *Bohemia*, dann für den Berliner *Tag*. Für Theater und Musik war er weiter zuständig und das Feuilleton blieb auch seine Leidenschaft, als er 1917 die Blattleitung übernahm. Viele junge Autoren, die später große Namen werden sollten, holte er zum *Börsen-Courier*: Axel Eggebrecht und Hans Sahl, den Brecht-Förderer Herbert Ihering, und auch Brecht selbst gewann er als Autor. Sport und Mode, Gerichts- und Reiseberichte integrierte er in die Wirtschaftszeitung, am Blattanfang stand aber immer die Politik, Weltgeschehen wie deutsche Händel.

14 Jahre lang leitete Faktor die Redaktion, bis er im Oktober 1931 vorgeblich „auf eigenen Wunsch“ zurücktreten musste. Obgleich er sich politisch kaum exponiert hatte, schien er den vorsichtigen Verlegern nicht in die „neue Zeit“ mit dem Aufstieg der Nazis zu passen. Als Kulturkritiker blieb er noch bei „seinem“ Blatt – bis September 1933. Drei Monate später erschien der *Börsen-Courier* letztmalig.

Faktor, Kind jüdischer Kleinbauern, ging zurück nach Prag – ins „Exil“, vertrieben aus dem für Juden zunehmend bedrohlichen Berlin. Vertrieben wurde er bald auch aus dem Deutschen: Rückbürgerung per Erlass in die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft hieß das im Amtsdeutsch. Nach der Okkupation der Rest-Tschechei im März 1939 versuchten er und seine Frau Sophie nach England oder in die USA auszureisen, wohin ihre Tochter, eine Schauspielerin, vor dem NS-Regime entkommen war. Die Pläne scheiterten.

Im Oktober 1941 wurden Emil und Sophie Faktor in das Ghetto Litzmannstadt (Lodz) deportiert. Am 10. April 1942 starb er, vielleicht an Tuberkulose – oder schlicht an Unterernährung; seine Frau wurde wenig später wohl auf einem der Todestransporte aus dem Ghetto ermordet.

Emil Faktor – eine große deutsch-jüdische Journalistenkarriere, ein deutsch-jüdisches Schicksal. *Markus Behmer*

Die Dichter – Ein Bestiarium

Franz Blei war auf vielen Feldern der Literatur zuhause: Autor, Kritiker, Verleger, Übersetzer.

Gottfried Benn ein Lanzettfisch? Hedwig Courths-Maler eine „Laus, die in der Sekunde eine Million Eier legt“, Else Lasker-Schüler ein Skarabäus? Franz Kafka eine „sehr selten gesehene prachtvolle mondblaue Maus“? Knut Hamsun „die schönste der lebenden Echsen“? Heinrich und Thomas Mann gar zu „einer Familie mittelgroßer Holzböcke“ gehörend? Freundlich ist es nicht, wie Franz Blei seine schreibenden Zeitgenossen charakterisierte – aber höchst unterhaltsam. 1922 hat er *Das große Bestiarium der modernen Literatur* vorgelegt mit rund 180 Autoren-Kurzporträts von Peter Altenberg bis Stefan Zweig als größtenteils wahrlich seltsame Viecher.

Besonders hart ging er dabei etwa mit Karl Kraus ins Gericht, mit dem er eine publizistische Dauerfehde pflegte: „Die Fackelkraus hat eine Anti-Natur, weil sie aus dem Kote dessen geboren ist, den sie vernichten will.“ Und zu Theodor Storm fiel ihm ein: „Man kann von ihm nicht sagen, es sei lange tot, denn es hat nie lebendig existiert, sondern immer nur im ausgestopften Zustande.“ Ja, er focht schreibend eine scharfe Klinge, doch

er gehörte auch zu den großen Förderern moderner Literatur. Als Kritiker und Verleger entdeckte er früh etwa Robert Walser, Robert Musil und Franz Kafka. Er schrieb das Libretto zu einer der ersten Opern von Paul Hindemith mit dem kuriosen Titel *Nusch Nuschi*. Er übersetzte Werke von Charles Baudelaire und Walt Whitman, von Edgar Allan Poe, André Gide, Oscar Wilde und vielen anderen. Er publizierte literarische Essays, Erzählungen und Erotika, gründete kurzlebige Zeitschriften, gehörte um 1900 zu den wichtigsten Mitarbeitern etwa des Münchner Kunstjournals *Die Insel* und in den 1920er Jahren des Berliner „Magazins der aktuellen Ewigkeitswerte“ *Der Querschnitt*. Geboren wurde dieser Vielseitige 1871 in Wien; er lebte zeitweise in Zürich, in München, in Berlin, übersiedelte schließlich 1932 nach Mallorca, wohl auch, weil er dort, oft in Geldnöten, billig leben konnte. 1933 gehörte er zu den im NS-Deutschland verbrannten und verbotenen Dichtern. Im spanischen Bürgerkrieg floh er von den Balearen, kam schließlich über Italien und Lissabon nach New York. Am 10. Juli 1942 starb er in einem

Armenkrankenhaus in einem Dorf auf Long Island. Trauriges Ende eines Homo Literatus, eines kulturellen Strippenziehers, eines Paradiesvogels. Sich selbst beschrieb Blei im *Bestiarium* als „Trüffelfisch [...] wegen seiner Fähigkeit, Leckerbissen

aufzuspüren. Gefangen und in einen Pokal gesteckt dient er oft Damenboudoirs als Zimmerschmuck und macht da, weil er sich langweilt, zur Beschauerin nicht ganz einwandfreie Kunststücke mit Flossen und Schwänzchen“. *Markus Behmer*

„Unser Leben gleicht der Reise“

Annemarie Schwarzenbach bereiste als motorisierte Journalistin die Welt und verwob in ihren Reisereportagen gesellschaftskritische Überlegungen und subjektive Reflexionen. Vor 75 Jahren starb die Schweizer Fotografin, Journalistin und Schriftstellerin.

Schwarzenbach wurde 1908 in Zürich geboren und wuchs als Kind vermöglicher und einflussreicher Eltern auf. 1927 nahm sie ein Studium in Berlin auf, fand schnell Gefallen am intellektuellen Leben der Weimarer Republik und begann mit der Arbeit an ihrem ersten Roman. Doch sowohl ihre Morphiumsucht als auch das angespannte Verhältnis zu ihrer Mutter Renée Schwarzenbach-Wille überschatteten ihre Biografie. Während ihre Mutter selbst ein liberales Geschlechterverständnis lebte und offen eine Beziehung zur Altistin Emmy Krüger pflegte, akzeptierte sie Annemaries Homosexualität nie. Zudem stellte sie sich offen gegen die Freundschaft ihrer Tochter zu Erika und Klaus Mann. Während die Mutter nämlich der nationalsozialistischen Ideologie nahestand, engagierten sich Annemaries Freunde nach Hitlers Machtergreifung im Widerstand und zogen mit ihrem politischen Kabarett-Ensemble „Pfeffermühle“ Renée Schwarzenbachs Zorn auf sich. Darüber hinaus gab Renée den Manns die Schuld für Annemaries Drogenprobleme, die einen gescheiterten Selbstmordversuch sowie mehrere vergebliche Entziehungskuren nach sich zogen. Annemarie Schwarzenbachs liberales Weltbild ebenso wie ihr anhaltender Kampf um Anerkennung und Akzeptanz in der Familie schlugen sich in ihren literarischen Arbeiten (*Freunde um Bernhard*, *Lyrische Novelle*) genauso nieder wie in ihren Reisereportagen.

In den Jahren zwischen 1933 und 1942 unternahm Schwarzenbach Reisen nach Persien, in die USA, von Ostpreußen über den Balkan nach Russland, durch Afghanistan und Belgisch Kongo. Ihre Reiseerinnerung hielt sie in zahlreichen Reportagen und Feuilletonartikeln fest, die sie für verschiedene Schweizer Zeitschriften und Zeitungen schrieb. Dabei bewies sie stets einen bemerkenswerten Blick für das Abseitige und Außergewöhnliche, wie etwa in den Reportagen, Feuilletons und Fotografien ihrer USA-Reise, die den Zerfall und die Trostlosigkeit der herabgekommenen Landstriche „jenseits von New York“ thematisieren. Besonders bemerkenswert ist auch Schwarzenbachs Afghanistanreise. Nach mehreren klinischen Aufenthalten zum Drogenentzug brach die Journalistin 1939, anfangs begleitet von der Fotografin und Schriftstellerin Ella Maillart, zu einer Autoreise durch Afghanistan auf. Als allein reisende Frauen zogen die beiden unweigerlich Interesse auf sich und stießen mit ihrem Verhalten auf

Erstaunen. Zusätzlich sah Schwarzenbach sich während der Fahrt stets mit dem restriktiven Frauenbild Afghanistans konfrontiert, was sie – gerade vor dem Hintergrund des drohenden Krieges in Europa – immer wieder zum Nachdenken über demokratische Werte und Ziele veranlasste: „Wir mögen heute in Europa skeptisch geworden sein gegenüber den Schlagworten von Freiheit, Verantwortung, gleichem Recht für alle und dergleichen mehr. Aber es genügt, die dumpfe Knechtschaft von nahem gesehen zu haben, die aus Gottes Geschöpfen freudlose, angst-erfüllte Wesen macht – und man wird die Entmutigung abschütteln wie einen bösen Traum, und wieder der Vernunft das Wort reden, die uns auffordert, an die schlichten Ziele eines menschenwürdigen Daseins zu glauben und sich dafür einzusetzen.“

Darüber hinaus sind die Reisereportagen – vor allem die Texte ihrer Orientreisen – sprachlich eindrucksvolle Zeugnisse einer am Leben leidenden Künstlerin. Nur selten schilderte Schwarzenbach ihre Reise aus einer neutralen Beobachterperspektive, vielmehr reflektieren die geschilderten Eindrücke ihre jeweilige persönliche Befindlichkeit. Die Texte changieren zwischen Fiktionalität und Faktualität; Dokumentarisches verschmilzt mit subjektiv-nachdenklichen Passagen und mythischen Motiven. Ihre Sprache ist bilderreich, die für Reiseberichte typischen beschreibenden Passagen sind oft stark subjektiv gefärbt und immer wieder mit allgemein reflektierenden Gedankengängen verwoben. Am 15. November 1942 starb Schwarzenbach im Alter von 34 Jahren an den Folgen einer Kopfverletzung, die sie sich bei einem Fahrradunfall in der Schweiz zugezogen hatte. Ihre Werke gerieten weitgehend in Vergessenheit. Erst Ende der 1980er Jahre wurde ihre außergewöhnliche Lebensgeschichte von verschiedenen Biografen aufgearbeitet sowie ihre Texte neu aufgelegt. *Katharina Kellermann*



Foto: Annemarie Schwarzenbach (Selbstportrait)

„Fluffy little clouds“

Vor 75 Jahren wird Bob Ross geboren. In seinem TV-Malkurs *The Joy of Painting* weist der Künstler seinen Zuschauern mit Schritt-für-Schritt-Anleitungen den Weg von der weißen Leinwand bis hin zum Kunstwerk.

Dass Kunst auch in mathematischen Kategorien erfasst werden kann, beweist die Malerei von Bob Ross. 91 Prozent seiner Werke zeigen mindestens einen Baum. Auf 78 Prozent seiner Strandbilder sind auch Wolken zu sehen. Aber nur auf 16 Prozent seiner Wolkenbilder ist auch ein Strand zu sehen. Das hat Walt Hickey, ein zahlenaffiner US-amerikanischer Journalist, herausgefunden. Alle 381 Bilder, die in Ross' Show entstanden sind, hat er dafür gründlich unter die Lupe genommen. Seine Zahlenspielerereien offenbaren: Auch 75 Jahre nach Bob Ross' Geburt und mehr als 20 Jahre nach seinem Tod fasziniert seine Kunst.

Doch wer war der Mann mit wildem Afro, der hinter dem Tele-Malkurs steckt und mit seiner sanften, säuselnden Stimme erklärt, wie mit Pinsel und Farbe kleine Kunstwerke entstehen? Geboren wird Ross vor 75 Jahren am 29. Oktober 1942 in Daytona Beach als Sohn eines Zimmermanns. Er studiert an verschiedenen US-amerikanischen Colleges Malerei, verpflichtet sich dann im Alter von 17 Jahren für zwei Jahrzehnte für den Dienst bei der Air Force, den er erst 1981 beendet. Für Ross ist die amerikanische Army ein Sprungbrett: Mit der Air Force

will er die Welt bereisen. Nach seiner Zeit bei der Army wagt Bob Ross dann den beruflichen Umstieg und verschreibt sich der Kunst. Die Army hat ihn geprägt: Nie wieder will Ross laute Kommandos brüllen. Mit ruhiger Stimme und seinem Fernsehmalkurs *The Joy of Painting* landet er einen TV-Erfolg. In den 403 Episoden seines Fernsehmalurses mit Titeln wie „A Walk in the Woods“, „Warm Winter Day“ oder „Red Sunset“ schwingt Bob Ross den Pinsel – am liebsten den „good old two inch brush“.

Seine Maltechnik begeistert die Zuschauer. Unter Einsatz der so genannten Nass-auf-Nass-Methode entstehen seine Gemälde. Entwickelt hat er die Technik bereits am College. Nachdem er dort die Methode gründlich ausgebaut und etliche Hilfsmittel und Tricks erprobt hat, beginnt er in seiner Sendung damit, auch anderen Kunstliebhabern beizubringen, wie Landschaftsbilder gleichsam organisch wachsen können, indem Ölfarben Schicht auf Schicht unmittelbar nacheinander, ohne vorher zu trocknen, aufgetragen werden. Schritt für Schritt erklärt Ross seinem Millionenpublikum in ruhigem Ton, wie mit dem Pinsel auf der weißen Leinwand „heitere kleinen Wölkchen“,

„fröhliche kleine Berge“ oder „saftige, grüne Bäumlein“ entstehen. Was nur wenige Ross-Fans wissen: Was auf den Bildern zu sehen ist, entspringt nicht der spontanen Inspiration des Künstlers. Jedes der Gemälde ist sorgfältig geplant. Von jedem Bild fertigt Ross drei Versionen an: Das erste Bild dient als Vorlage für das Gemälde, das später dann noch einmal in der Sendung umgesetzt wird.

Für die Begleitbücher entsteht ein weiteres, drittes Bild mit vielen zusätzlichen Details. Noch heute, mehr als 20 Jahre nach Ross' Tod, brummt das Geschäft mit seinen Malbüchern. Über eine eigens dafür gegründete Firma, die Bob Ross Inc., werden Lehrbücher und patentierte Malmaterialien verkauft. Wer Bob Ross' Maltechnik für Landschaften offiziell unterrichten möchte, muss sich zum CRI (Certified Ross Instructor) ausbilden lassen.

Aber nicht nur der Verkauf der Lehrbücher lässt die Kassen noch heute klingeln. Das Kult-Format wird immer noch in vielen Ländern ausgestrahlt. Auch im deutschen Fernsehen: Seit 2001 sendet der bayerische Kulturkanal BR alpha (seit 2014 ARD alpha) Bob Ross' Fernseh-Malkurs. Gezeigt werden

allerdings nur die Staffeln 15 bis 31 aus den Jahren 1988 bis 1994. Grund dafür: Die ersten 14 Staffeln der TV-Show gelten wegen der schlechten Bildqualität als unsendbar. Anders als bei den meisten Film- und Serienexporten aus Amerika wird Bob Ross' Stimme bei den Ausstrahlungen in Deutschland nicht synchronisiert.

Doch nicht nur im Kulturkanal ist Bob Ross bis heute präsent. Der amerikanische Cartoon-Klassiker *Family Guy* hat den Maler längst parodiert. Und auch Michael Herbig's Bullyparade hat den Künstler mit Afro schon auf die Schippe genommen. Seit Januar 2017 stehen alle 31 Original-Staffeln von *Joy of Painting* auf dem offiziellen Bob-Ross-YouTube-Kanal online. Und auch im Live-Streaming-Videoportal Twitch wird Bob Ross bis heute nachgefragt. Mehr als 3,5 Millionen überwiegend junge Zuschauer wollten dem Künstler auf dem Streaming-Portal zusehen, wie er Farbe auf die Leinwand bringt.

Bob Ross starb 1995 im Alter von 52 Jahren an Lymphdrüsenkrebs. Bis heute tönt es beim Abschluss jeder Sendung aber noch aus dem Fernsehen: „From all of us here: We wish you happy painting and God bless, my friend!“ Vera Katzenberger

Bayerisch grantlnder Blattmacher

Ernst Fischer konnte Boulevard und Leitmedium bedienen, er prägte AZ wie SZ.

Journalismus ist Teamwork. Nur einzelne „Edelfedern“, Leitartikler, Auslandskorrespondenten, Fernsehgesichter, preisgekrönte Autoren (darunter freilich auch Journalistinnen) fallen auf und bleiben namentlich im Gedächtnis. Seit Manfred Rühl 1969 *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* beschrieb und damit die Systemtheorie in der Journalismusforschung etablierte, rückte das Individuum stark aus dem Blickfeld der Wissenschaft, wurde nurmehr als Rädchen im Mechanismus der Nachrichtenproduktion verstanden.

Das hat sich zwar zuletzt wieder etwas geändert, aber die einzelnen Tagwerker, die Bäcker des journalistischen „Graubrotts“ finden weiter wenig Aufmerksamkeit. Doch läuft ohne sie nichts.

Ernst Fischer war einer, der den Laden am Laufen hielt. Eigentlich sogar: mehrere Läden. Von 1970 bis 1986 war er Redakteur, dann Lokalchef, schließlich stellvertretender Chefredakteur bei der Münchner *Abendzeitung* (AZ), dann war er ein

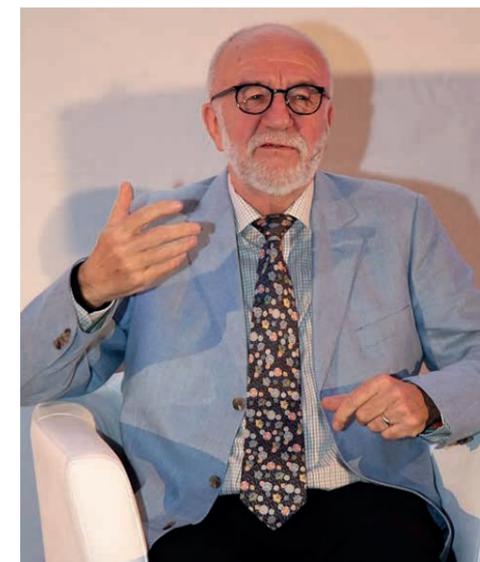
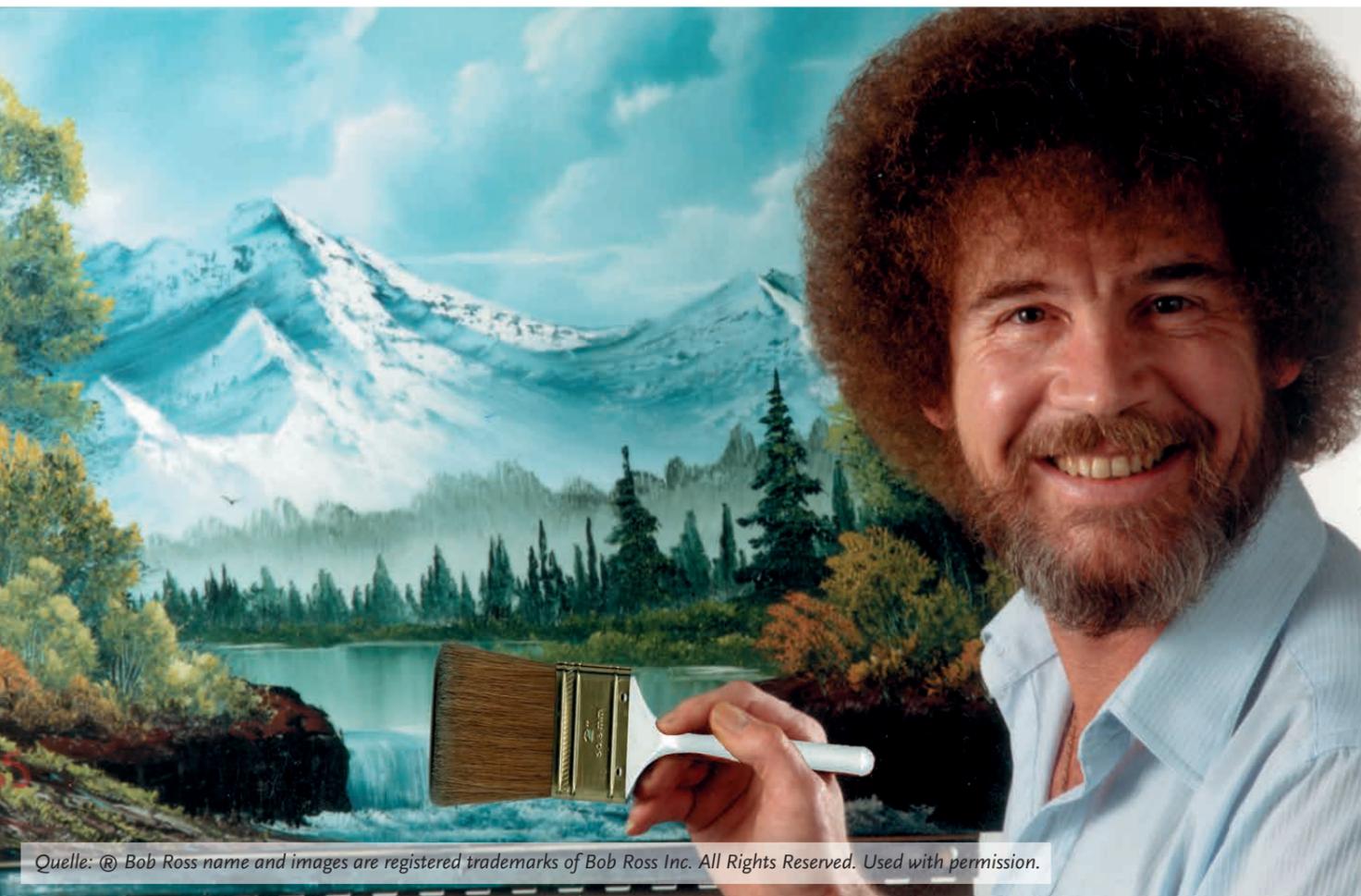


Foto: Franz Johann Morgenbesser/CC BY-SA 2.0/Wikimedia

paar Jahre Chefredakteur der *Hamburger Morgenpost*. 1992 wechselte er als Vize-Chef zum *Stern*. 1996 ging der gebürtige Straubinger – optisches Kennzeichen: weißer Vollbart, langer, grauer Haarkranz – zurück nach Bayern, nun bis 2007 als Vize-Chefredakteur der *Süddeutschen Zeitung*. Er prägte die Blätter weniger als Autor, vielmehr als umsichtig-akribischer Blattmacher, der sich noch um jedes Foto kümmerte. „Des Buidl zu dera Gschicht, des kennt's doch net macha, seid's narrisch“, so erinnert sich SZ-Chefredakteur Kurt Kister an ihn bei der Schlussredaktion. Und Kisters Co-Chefredakteur Wolfgang Krach beschreibt den „Fischer Ernstl“ in einem Nachruf als

„ganz charmanter niederbayerischer Grantler“. Ein „Bauchmensch“ mit (nach Kister) „etwas *Kir Royal*“. Schafkopfen war ein Hobby von ihm – und Golfspielen; jede Woche ging er zum Stammtisch in die Münchner Nobel- und Kultbar Schumann's. Am 21. September 2016 ist er an Krebs gestorben. Am 12. März wäre er 75 geworden. Markus Behmer



Vier Damen aus den Vierzigern

Sie waren taff, wandelbar und begeisterten auf der Bühne, im Film, im Fernsehen. Sie standen für ein neues Frauenbild, glänzten in TV-Serien – und starben früh. Evelyn Hamann, Heidi Brühl, Sabine Sinjen, Rosel Zech: Keine Diven, doch Stars des Geburtsjahres 1942.

Rosel Zech – Die schwarze Mamba

Die bekannte Schauspielerinnen und Synchronsprecherin Rosel Zech spielt Rollen, die so wandelbar sind, wie sie selbst. Geboren am 7. Juli 1942, wird sie Anfang der 1980er Jahre in den Filmen Rainer Werner Fassbinders von allen Seiten wahrgenommen.

Der jungen Rosel ist schon früh klar, welchen Beruf sie ergreifen will, wie sie in einem Interview beschreibt: „Die Heldinnen auf der Leinwand fand ich toll, und als ich erfuhr, dass das ein Beruf ist, sagte ich mir: Den Beruf will ich.“ Willensstärke, das braucht die junge Schauspielerin Anfang der 1970er Jahre, vor allem auf den großen Bühnen der Republik. Zuvor tritt die ausgebildete Schauspielerin in Landshut, Solothurn oder auch Stuttgart auf. In den verschiedensten Rollencharakteren zeigt Rosel Zech daraufhin auch in Hamburg ihr Können. Zech ist es ein leichtes, die Rolle von der fürsorglichen Mutter bis hin zur miesepetrigten Diva auszufüllen. Und so ist es kaum verwunderlich, dass Rosel Zech auch die *Mutter Courage* darstellt. Auf der anderen Seite ist sie eine Frau, die auch zart, ja zerbrechlich wirkt. Kaum in der Öffentlichkeit, auf Galas oder Partys zu sehen, ist von ihrem Privatleben sehr wenig bekannt. Ihr Hauptaugenmerk liegt auf der Schauspielerei. Denn auch in diversen Fernsehproduktionen ist Rosel Zech eine geschätzte Darstellerin. An der Seite Rainer Werner Fassbinders gelingt ihr der Durchbruch, obgleich sie schon über einen hohen Bekanntheitsgrad verfügt.

In *Die Sehnsucht der Veronika Voss* zeigt Zech ihre schicke und glamouröse Seite. Die Figur der Ufa-Diva Veronika Voss stellt sie grandios dar, mit einem Filmcharakter, der von psychischen Defiziten und einem Hang zu Drogen zeugt. Für die Verfilmung gibt es 1982 den Goldenen Bären als Anerkennung. „Macht's der nicht, macht's der andere. Bei Serienstars führt das dazu, dass sie zwei Jahre topp sind und dann abgefrühstückt“, so die Schauspielerin über ihre Zunft.

„Abgefrühstückt“ ist Rosel noch lange nicht. Das beweist sie zu Beginn der 1980er Jahre in der *Knapp-Familie*. Die Ruhrpott-Serie beschäftigt sich mit Szenen aus dem Alltag, in denen Zech die besorgte Mutter darstellt. Und auch sie hat das Gespür, ihre Rollen höchst authentisch zu spielen. Auch die einer Nonne: Dr. Dr. Elisabeth Reuter ist nicht nur Mutter Oberin und Theologin, sondern zugleich Betriebswirtin. Ein durchsetzungskräftiger Charakter, den Zech zehn Staffeln lang in der beliebten TV-Serie *Um Himmels Willen* darstellt. Dort bekam sie einst den Spitznamen „Schwarze Mamba“. Obgleich sich dieser auf die Rolle der Nonne bezieht, kann man sicherlich behaupten, dass Zech wusste, was sie wollte. Fußballbegeistert

wie sie war, verglich sie die Sportart mit der Schauspielerei: „Wenn man nicht noch ein Quäntchen Verrücktheit mitbringt, kann man auf dem Platz nicht gewinnen.“

Sabine Sinjen – La Cherie

Ich hab gelernt, unheimlich gern zu leben, so lautet der Titel einer Dokumentation über die Schauspielerin Sabine Sinjen, in der von ihrer großen Hingabe zur Schauspielerei auf den Bühnen und Filmsets ebenso berichtet wird wie über die Tatsache, dass auch sie 1971 offiziell in der Zeitschrift *Stern* bekannt hatte „Ich habe abgetrieben“.

Rotblondes Haar, verführerische Augen und eine Topfigur. Eine nahezu perfekte Frau. Sabine Sinjen wird oft damit assoziiert. Am 18. August 1942 in Itzehoe geboren, wächst Sinjen als Halbwaise auf, da ihr Vater nicht aus dem Russlandfeldzug heimkehrt. In den Studios des Kinderfunks im NWDR bekommt Sabine Sinjen Anfang der 1950er Jahre die Möglichkeit, ihr außerordentliches Darstellungstalent zu zeigen. Schnell ist klar: Die Teenagerin muss gefördert werden. In *Die Frühreifen* bekommt die 15-Jährige eine Rolle, in der sie von einem Mann verführt und letzten Endes zum Selbstmord bewegt wird. Sinjen erschüttert damit das Publikum. Ein Film folgt auf den anderen, in denen die talentierte Schauspielerin zu einem Idol der jungen Mädchen der Nachkriegszeit wird, umgeben von einer Aura der Unschuld. Ganz so unschuldig ist die zweifache Bambi-Preisträgerin im wahren Leben nicht. Mit einem charmanten Blick und ihrer engelsgleichen Stimme ist sie durchaus in der Lage, den Herren den Kopf zu verdrehen. Der Regisseur Peter Beauvais ist es dann, der nicht nur das schauspielerische Talent Sinjens fördert, sondern auch sein Herz an sie verliert. 21 Jahre Ehe folgen.

Wer den Namen Sabine Sinjen hört, bringt ihn sicherlich zunächst mit dem Heimatfilm *Försterchristel* oder der Romanze *Alt-Heidelberg* in Zusammenhang. Einen vollkommen ernsthaften, selbstsicheren Charakter bekommt sie aber im Film *Es*. Ein Film, der mehr Parallelen zum wahren Leben der Schauspielerin zeigt, als viele wissen. Thematisiert wird eine junge technische Zeichnerin, die beabsichtigt, ihr Kind abtreiben zu lassen, und dies letzten Endes auch tut. Dies passiert auch im wahren Leben Sinjens. Zu ihrer Abtreibung stellt sie klar: „Jede Frau sollte das Recht haben, selbst zu bestimmen, ob sie Mutter werden will oder nicht.“ Sinjens Karriere schreitet fort mit Historienfilmen, Dokumentationen, *Tatort*-Folgen. Es sind nun eher die ernsthafteren Rollen, die die Filmographie Sinjens füllen. Ernst wird es auch im wahren Leben, denn die beliebte Schauspielerin erkrankt an Krebs. Sie verliert ein Auge, was

Film

Fernsehen

Platten

Schlager

Unterhaltung

BRAVO

50 Pfennig · 8S. 3.50
sfr. —.60 · Lire 100.—
B 1917 C

Nummer 35

...aber
küssen
will ich
nicht!

Die Sabine-Sinjen-Story
beginnt auf Seite 12

Fernseh-
Programm
vom 28. August
bis 3. September 1960

sie aber keineswegs davon abhält, ihre geliebte Schauspielerei fortzuführen.

Sabine Sinjen, eine Frau die nicht nur in den Filmen auf der Suche nach Liebe ist, die es schafft vom schüchternen Mädchen von Nebenban zur Rolle mit Charakterstärke und Kontur überzugehen. Und gelingt ihr auch, bis zum Schluss, *Wenn der Vorhang fällt*, so der Titel ihrer Memoiren.

Heidi Brühl – das Multitalent

Was kann es Schöneres für ein Mädchen geben, als die ganzen Ferien über auf einem Reiterhof zu verbringen? Tag und Nacht zusammen mit den Pferden unterwegs zu sein und Abenteuer mit den Freundinnen zu erleben. Das ist der *Immenhof*. Der Fernsehslager für junge Damen Ende der 1950er Jahre schlechthin. Die Teenagerin Heidi Brühl, am 30. Januar 1942 geboren, spielt eine der Hauptrollen und wird zum Star der Heimatfilme.

Mit 13 Jahren wird sie zum Jungstar und strahlenden Idol vieler jugendlicher Fans. Sie selbst hat den Ponyhof in ganz besonderer Erinnerung behalten, wie in ihrem Buch *Eine kühle Blonde* beschrieben wird: „Die acht Wochen gingen viel zu schnell vorbei. Einziger Trost: die Filmgesellschaft plante, im nächsten Jahr einen zweiten *Immenhof*-Streifen zu drehen. Schon jetzt freute ich mich darauf, meine Freunde wiederzusehen“.

Brühls Leben spielt in verschiedenen Künstlermilieus und beginnt in jungen Jahren mit dem Balletttanz. Ihr Talent für

die Schauspielerei wird bereits vor *Immenhof* entdeckt und so wirkt Heidi Brühl in weniger bekannten Filmen mit, bevor ihr der große Durchbruch gelingt. Doch die Filmbranche ist hart. Die junge Künstlerin entscheidet sich für ein zweites Standbein, den Gesang.

Besonders der Schlager hat es ihr angetan. Ihr erster Hit „Chico Chico Charly“ läuft Dauerschleife in den Radios. Die Stimme Brühls: klar und vielfach einsetzbar. Ihre Nummer-eins-Hits werden immer mehr. Und auch auf den Musicalbühnen ist Heidi ab den 1960er Jahren zu sehen. Die großen Schauplätze der *Schlagerparade* und des *Grand Prix Eurovision* erobert Brühl

im Sturm. Sie ist überaus beliebt bei den Zuschauern und überzeugt durch ihr Talent, auch im internationalen Bereich. So wird sie beispielsweise in der US-Kriminalserie *Colombo* engagiert. Doch der *Immenhof* lässt die Oberbayerin nicht los: Als Anfang der 1970er Jahre die beliebte Filmreihe erweitert wird, spielt Heidi Brühl wieder mit. Neben vertrauten Aufgaben, wie der Schauspielerei, beweist sie ihre Experimentierfreudigkeit. Neben dem Synchronsprechen und Singen wird auch der *Playboy* auf sie aufmerksam und lichtet sie ab.

Das Idol aller Nachkriegsmädchen, eine erfolgreiche Sängerin und Schauspielerin. Nicht einmal 50 Jahre alt durfte sie werden.

Evelyn Hamann – Hanseatin mit Humor

Ein Blick in das Fernsehprogramm um die Weihnachtsfeiertage zeigt: An den Hoppenstedts kommt niemand vorbei. „Dickies“ Mutter ist ebenso bekannt wie der „Saugblaser Heinzelmann“. Als Komödiantin glänzt hier: Evelyn Hamann.

Die meisten werden mit ihr zunächst den Künstler Loriot assoziieren. Nicht nur in den erfolgreichen Kinofilmen *Papa ante portas* und *Ödipussi*, auch in den beliebten Sketchen wie beispielsweise *Mutters Klavier* ist Hamann ein geradezu perfektes Pendant zum mecklenburgischen Adligen Vicco von Bülow. Ob Renate Lohse, Margarethe Tietze oder Fräulein Dinkel – Evelyn Hamann spielt sie alle.

Die am 6. August 1942 in Hamburg Geborene wird als Schauspielerin am Thalia-Theater bekannt. Es ist wohl ein Wink des Schicksals, dass Loriot im Jahr 1976 einen weiblichen Part für einige Filmszenen sucht. Damenhaft soll sie das Spießbürgertum der 70er und 80er Jahre karikieren.

Alle Register ihres schauspielerischen Könnens zieht sie schließlich in der von 1993 bis 2005 produzierten ZDF-Serie *Evelyn Hamanns Geschichten aus dem Leben*. Neben weiteren TV-Rollen, etwa in der *Schwarzwaldklinik* oder beim *Landarzt*, geht Hamann ab 1993 auch als Sekretärin mit kriminalistischem Spürsinn in die TV-Geschichte ein. Als Adelheid Möbius löst sie in mehr als 60 Folgen verzwickte Mordfälle rund um die Hansestadt.

Auch im wahren Leben ist es Hamburg, ihre Heimatstadt, die sie nicht loslässt. Mit großem Rummel über ihre Person kann sie wenig anfangen. Weitab vom Scheinwerferlicht lebt sie zurückgezogen mit ihrem Partner in einer Dachgeschosswohnung. Gerüchte oder Skandale sind ganz und gar untypisch für die Schauspielerin, lange Interviews oder Einblicke ins traute Heim meidet sie.

So zieht sie sich auch ganz ins Private zurück, als sie schwer erkrankt. Am 28. Oktober 2007 erliegt sie dem Krebs. Im Gedächtnis bleiben wird sie mit ihrem, so Loriot, „ungeheuren Lachen“. Doch war Evelyn Hamann weit mehr als nur die Frau mit dem Jodeldiplom oder Fräulein Hildegard, die von einer Nudel im Gesicht ihres Gegenübers irritiert ist.

Katharina Stumpf

Der Geist hinter der bloßen Oberfläche

Als deutscher Einwanderer in den USA entdeckte Arnold Genthe seine Leidenschaft für die Kamera. Er revolutionierte die Portrait-Fotografie und dokumentierte das längst vergessene Leben in San Franciscos Chinatown.

Als Arnold Genthe das erste Mal die Straßen von Chinatown in San Francisco betrat, zückte er einen Skizzenblock, um seiner Familie in Deutschland von den neuen Eindrücken zu berichten. Die Bewohner des Viertels entzogen sich dem jungen Deutschen, sodass er eine andere, schnellere Variante finden musste, dieses unbekannte Leben einzufangen. Er kaufte eine Kamera und ahnte nicht, dass dies der Beginn einer außergewöhnlichen Karriere sein würde. „Ich sah in der Kamera ein neues und aufregendes Medium der Kunst – eines, durch das ich mit Licht und Schatten das Leben nach meiner eigenen Weise interpretieren konnte“, sagte Arnold Genthe später.

Dabei wollte der 1869 in Berlin geborene Genthe eigentlich Maler werden, doch ein Freund riet ihm davon ab, diese Leidenschaft zu seinem Beruf zu machen. Stattdessen studierte Genthe in Jena Germanistik, wurde zum Doktor der Klassischen Philologie promoviert. Um sich der Wehrpflicht im Kaiserreich zu entziehen, willigte er ein, als Hauslehrer der Kinder einer Hamburger Bankiersfamilie 1895 nach San Francisco zu reisen. Die Stadt faszinierte Genthe sofort. Obwohl das chinesische Viertel als gefährlich galt, zog es Genthe immer wieder dorthin. Mit seiner kleinen, unscheinbaren Kamera wartete er oft mehrere Stunden auf das richtige Motiv. Die Bewohner Chinatowns glaubten, die Kamera sei ein „schwarzer Teufelskasten“, in dem alles Böse der Welt eingefangen werde, um sich auf sie zu stürzen. Auf vielen Fotografien blicken die Menschen überrascht und erschrocken in die Kamera. Genthes Aufnahmen wurden jedoch immer häufiger veröffentlicht, was ihm das Selbstvertrauen gab, sein fotografisches Können zu verbessern und ein eigenes Studio zu eröffnen.

San Francisco wurde bei dem großen Erdbeben und dem Feuer von 1906 fast vollständig zerstört – so auch Genthes Fotolabor und seine Kameras. Mit einer geliehenen Kamera machte er einige der wenigen Aufnahmen von der brennenden Stadt, den Ruinen. Seine Fotografien von Chinatown überstanden die Katastrophe unversehrt in einem Tresor. Sie gehören heute zu sehr seltenen Zeitdokumenten von San Franciscos „altem“ Chinatown, das nach dem Erdbeben und der Gründung der Republik China im Jahr 1912 verschwand.

Nach 1906 widmete sich Arnold Genthe vollständig der Portraitfotografie. Er blieb lebenslang Junggeselle, hatte aber eine Schwäche für schöne Frauen. Viele seien eine „[...] Schönheit, die man aufnehmen müsste. Aber wenn man Fotografien von ihnen sah, fehlte ihre Ausstrahlung und ihr Geist“. Die damals üblichen Portraits von stillsitzenden Menschen vor

bunten Tapeten hielt Genthe für zu steif. Er war sich sicher: „Es muss einen Weg geben, sie zu fotografieren sodass mehr als eine bloße Oberfläche aufgenommen wird.“ Seine Modelle posierten häufig stehend, vor schlichten Hintergründen, den Blick von der Kamera abgewandt und eine Hand verführerisch an den Hals oder die Wange gelegt. Seine Portraits wurden bei der Elite von San Francisco schnell so berühmt, dass die Menschen vor seinem neuen Studio Schlange standen. Genthe wusste, wie man das

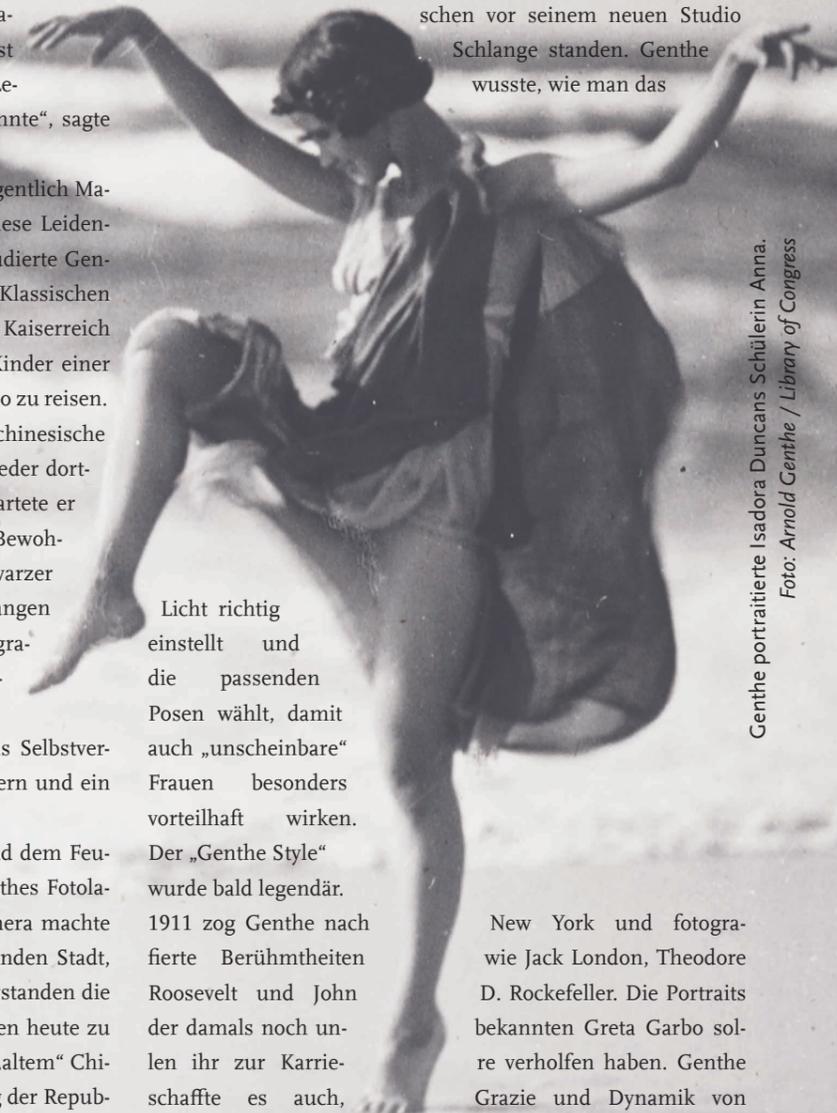
Licht richtig einstellt und die passenden Posen wählt, damit auch „unscheinbare“ Frauen besonders vorteilhaft wirken. Der „Genthe Style“ wurde bald legendär.

1911 zog Genthe nach New York und fotografierte Berühmtheiten wie Jack London, Theodore Roosevelt und John D. Rockefeller. Die Portraits der damals noch un- bekannten Greta Garbo sollen ihr zur Karriere schaffte es auch, berühmten Tänzerinnen wie Isadora Duncan einzufangen, indem er sie beim Tanzen mit wehenden Tüchern fotografierte. Arnold Genthe blieb in den USA, wo er am 9. August 1942 im Alter von 73 Jahren starb. Seine Fotografien wurden zur nostalgischen Erinnerung an eine längst vergangene Phase der amerikanischen Kultur und haben die Portraitfotografie bis heute intensiv geprägt.

Karoline Böhme



Foto: Henk Lindeboom, Anefo/CC BY-SA 3.0 NL/Wikimedia



Genthe portraitierte Isadora Duncans Schülerin Anna. Foto: Arnold Genthe / Library of Congress

Kommunikation und Krieg...

... beides gehört spätestens seit dem Ersten Weltkrieg fest zusammen. Zum ersten Mal sind Filmkameras dabei, wenn die Streitmächte im Feld aufeinandertreffen. Telegramm und Funk werden zu kriegsentscheidenden Medientechniken.

Propaganda gegen Kriegsmüdigkeit, den Feind und für Kriegsanleihen bestimmt die Veröffentlichungen an der Heimatfront. Kommunikation führt zu Kriegsereignissen und Kriegsereignisse werden zu Medienereignissen im Jahr 1917.

Kriegseintritt der Vereinigten Staaten

Am Anfang des Endes der amerikanischen Neutralität stand ein einziges Telegramm. Noch zu Beginn des Weltkriegs hielten sich die USA nur allzu gerne aus dem Konflikt auf dem fernen, europäischen Festland heraus. Allerdings begannen die Deutschen den Willen zur Neutralität bereits im zweiten Kriegsjahr arg zu strapazieren. Bei der Versenkung der Lusitania 1915 durch ein deutsches U-Boot kamen 124 amerikanische Bürger um. Der Krieg führte immer weiter zu einer Verschlechterung, aber erst am 16. Januar 1917 überspannt ein Telegramm des deutschen Staatssekretärs Arthur Zimmermann im Auswärtigen Amt den Bogen endgültig. Codiert telegraphierte Berlin über Washington an den deutschen Gesandten in Mexiko Stadt:

Die Deutschen werden den uneingeschränkten U-Boot-Krieg bald aufnehmen. Alle Beteiligten wussten, dass das für die Vereinigten Staaten seit 1915 die berühmte Rote Linie war. Sollte sich Mexiko für einen Kriegseintritt auf deutscher Seite entscheiden, stellte das Reich nach dem Sieg den Anspruch auf die verlorenen Gebiete in Arizona, New Mexico und Texas in Aussicht. Die Briten entschlüsselten die Depesche und der Inhalt sorgte für Aufruhr und große Besorgnis in den USA. Am Isolationismus konnten die Vereinigten Staaten nun nicht mehr festhalten, die Drohungen des Deutschen Reiches waren an der Südgrenze angekommen.

Zwar dauert es noch fast zweieinhalb Monate, aber am 6. April gegen 3 Uhr morgens stimmte das Repräsentantenhaus mit 373 zu 50 für die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten an das Deutsche Reich – auch wegen eines abgefangenen Telegramms.

Unternehmen Alberich

Seit dem 9. Februar bereitete die Deutsche Armee einen strategischen Rückzug vor, das „Unternehmen Alberich“. Zur Entlastung der geschwächten Truppe sollte der Frontbogen zwischen Arras und Sankt Quentin verkürzt werden.

Die Deutschen ließen nichts unversucht, um den vorrückenden alliierten Heeresverbänden ihren Vormarsch so gut wie möglich zu erschweren: Sie fällten Obstbäume, sprengten Straßen, Denkmäler und Brücken, verminten Häuser, Straßen und Keller, warfen Leichen in Brunnen und deportierten mehr als 100.000 Zivilisten.

Zwischen dem 16. und 20. März 1917 marschierten die Deutschen in die Siegfriedstellung, die Front war 40 Kilometer kürzer und gab schätzungsweise 13 Divisionen frei. Den vorrückenden Briten hinterließen die Truppen nichts als verbrannte Erde und verödete Landschaften.

Was militärisch ein Erfolg war, das hatte in der Propagandaschlacht einen hohen Preis: Seit Kriegsbeginn stilisierten die Briten wie die Franzosen die Deutschen als kulturfeindliche Hunnen, nun fanden sie beim Vorrücken der Truppen einen Beleg für die barbarische, kulturfeindliche deutsche Kriegsführung.

Arrasschlacht

Am Ostermontag um 5.30 Uhr traten britische und französische Truppen zum Angriff auf Arras und den Vimy-Rücken an. Was eigentlich eine Ablenkungsoffensive für den Durchbruchversuch an der Aisne sein sollte, entwickelte sich – gemessen an ihrer kurzen Dauer – zu einer der blutigsten Schlachten des Ersten Weltkriegs. Bereits seit zwei Wochen lag der 40 Kilometer lange Frontabschnitt unter Artilleriebeschuss

Mann, die Verluste der deutschen Seite lagen bei schätzungsweise 100.000 Mann.

Dritte Flandernschlacht

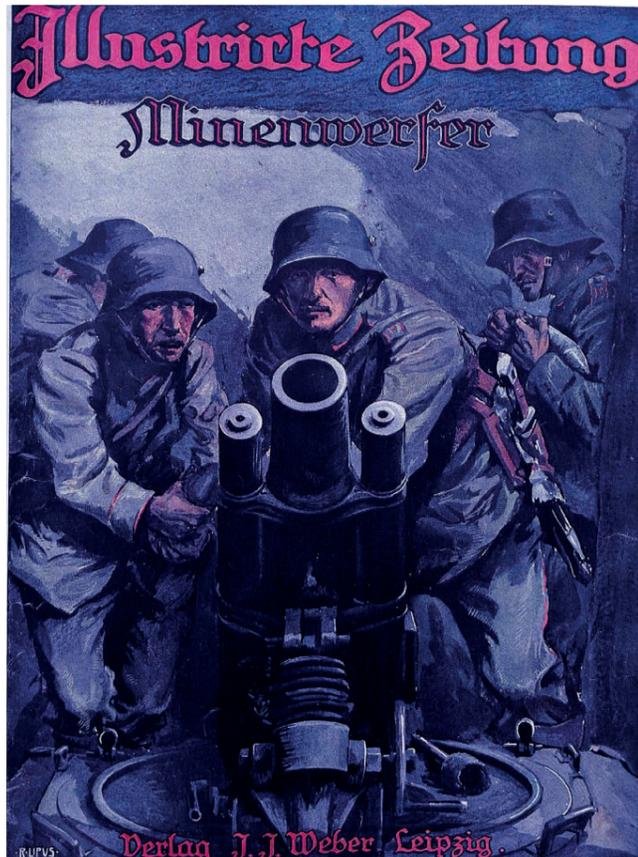
Nach dem Muster aller großen Schlachten der Westfront lief auch die dritte Flandernschlacht ab. Einleitend bestrichen mehr Geschütze, als noch 1916 bei Verdun zusammengezogen worden waren, den Frontabschnitt, es folgten Soldaten und Tanks.



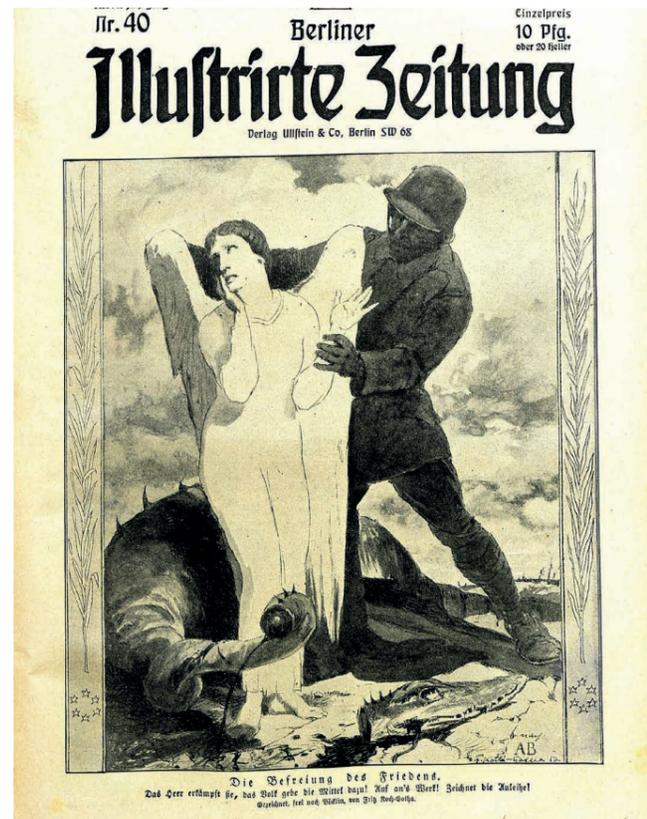
Deutsche Truppen bei Kämpfen in Westflandern, gezeichnet von Felix Schwormstädt für die Leipziger *Illustrierte Zeitung* (Nr. 3882).

aus 2.000 Rohren. Sprenggranaten sollten die Drahtverhau vor den deutschen Linien zerstören, Giftgas die Verteidiger dezimieren. Als der Durchbruchversuch an der Aisne scheiterte, die Franzosen und Briten aber in der Arrasschlacht deutlich an Boden gewannen, verschob sich der Schwerpunkt. Dennoch: Zum erhofften Durchbruch kam es nicht, beide Seiten zahlten einen hohen Preis, die Briten verloren rund 150.000

Vom 31. Juli bis zum 6. November kämpften die beiden Seiten erbittert, die Briten und Franzosen als Angreifer, die Deutschen als Verteidiger. Das schlechte Wetter füllte die Schützengräben brusthoch mit schlammigem Wasser. Auf den Bildern der Frontfotografen wird die Kraterlandschaft der Frontlinie zu einem matschigen, surrealen Ort, an dem Soldaten nicht mehr fallen, sondern nur noch verschwinden. Die minimalen



Heroismus und vorgeblicher Friedensdienst in der Leipziger (oben, Nr. 3882) und der Berliner Illustrirten Zeitung (unten, Nr. 40/1917).



Geländegewinne erkaufte die Alliierten mit 325.000 Toten, die Deutschen beklagten den Verlust von 260.000 Soldaten.

Februarrevolution

Seit dem zweiten Kriegsjahr herrschte im russischen Zarenreich eine galoppierende Inflation. Denn den Krieg finanzierte das zaristische Russland vor allem durch das Drucken von Geld, entsprechend verteuerten sich Güter und Arbeit, die Großgrundbesitzer zahlten ihren Arbeitern gemessen an den Preisen zu wenig. Das Resultat war eine katastrophale Ernährungslage im zweiten Kriegswinter 1916/1917. Grundnahrungsmittel gab es kaum mehr und hungernde Menschen standen stundenlang in der Kälte für Brot an; wo kein Brot mehr zu kaufen war, gingen die Hungernden zu Plünderungen über. Arbeitskämpfe und Unruhen waren an der Tagesordnung.

Ab dem 23. Februar begann die Revolution in Petrograd: Die Arbeiter streikten, Polizei und Armee verweigerten den Zarenbefehl zur Niederschlagung und schlossen sich den Arbeitern an. Zur vom Zaren am 26. Februar dekretierten Auflösung der Duma kam es nicht mehr, wegen des Ausnahmezustandes weigerten sich die Abgeordneten. Am 2. März setzten Duma und Arbeiterrat den Zaren ab, am 3. März unterzeichnete der Zar seine Abdankung, wurde verhaftet und zur Verbannung nach Sibirien verurteilt. Die Übergangsregierung ging ihren alliierten Verbündeten trotz Protesten nicht von der Fahne: Russland kämpfte vorerst weiter.

Oktoberrevolution

Über die neuen Herrscher erfuhren viele Russen erst aus der Zeitung, so glatt lief die Oktoberrevolution der Bolschewiki ab. In Russland lösten sich die staatlichen Strukturen seit dem Februar auf. Das blieb dem Deutschen Reich nicht verborgen und man witterte Morgenluft: Frieden im Osten könnte die militärischen Kräfte für einen Sieg im Westen freimachen. Dafür brauchte es Krieg im Inneren Russlands, und so griffen die Deutschen auf Seiten der immer mächtigeren Bolschewiki ein. Man baute darauf, dass der Bürgerkrieg Russland endgültig zerreiße, und schickte im April 1917 den im Schweizer Exil lebenden Lenin in einem plombierten Zug zurück nach Russland.

In Petrograd drehte sich die Spirale der Gewalt immer weiter, aber als es dann in der Nacht zum 26. Oktober julianischer Zeitrechnung zum Sturm auf den Regierungspalast kam, floss kein Blut. Der Regierungschef floh, der Rest der Regierung wurde verhaftet. Zeitgleich tagte der 2. Allrussische Sowjetkongress mit Vertretern der wichtigsten Sowjets. Nach der Entmachtung der Regierung konnte der Kongress am frühen Morgen des 26. Oktober die Machtübernahme bekanntgeben. Mit dem Schreiben „An die Arbeiter, Soldaten und Bauern“ trat der Sowjetstaat ins Leben.

Florian Umscheid

Mörderisches Indien



Mrs. Indien

Indira Gandhi war stets eine Person des öffentlichen Lebens.

Am 19. November 1917 kam die Tochter des späteren ersten Premierminister Indiens, Jawaharlal Nehru, zur Welt. Früh beschäftigte sie sich mit Politik und wurde auf Führungsaufgaben vorbereitet.

Mit Erfolg: Gandhi regierte insgesamt 16 Jahre lang Indien. Mit viel diplomatischem Geschick – aber auch mit harter Hand. So als sie Unabhängigkeitsforderungen der nordwestindischen Sikh mit brutaler Polizeigewalt unterdrückte.

Doch ihr Vorgehen hatte einen hohen Preis. Aus Rache

erschossen am 31. Oktober 1984 zwei ihrer Leibwächter – beide Sikh – die Premierministerin. Die Reaktionen auf den Anschlag waren gravierend: Mehrere tausend Sikhs wurden ermordet, rund 100.000 flohen aus Delhi. „Mörderisches Indien“? Plakativ stellte es der Spiegel am 5. November 1984 dar: Die charismatische, nun tote Führerin in Flammen. Ab wann ist eine Person der Öffentlichkeit Privatperson? Was ist relevant und was bloße Effekthascherei? – Ethik im Journalismus bedarf der ständigen Reflexion.

Alena Weigand

„Ish bin ein Bearleener“

John F. Kennedy ist ein Mythos. Sein Leben beginnt 1917 und ist die Geschichte eines der populärsten US-Präsidenten. Deutschland erinnert sich seiner am liebsten mit der Rede 1963 vor dem Rathaus Schöneberg im geteilten West-Berlin.

Am 29. Mai 1917 wird John Fitzgerald Kennedy in Brookline, Massachusetts geboren. Der spätere 35. US-Präsident, genannt „Jack“, soll in einem wohlhabenden und strengen Elternhaus aufwachsen. Als zweiter Sohn des Selfmade-Millionärs und Politikers Joseph Kennedy steht er im Schatten seines älteren Bruders. Ein strenger Vater, der sportlichen und schulischen Erfolg fordert, prägt den Jungen. Sein Motto: „Wir wollen keine Verlierer unter uns haben“, gilt der Familie Kennedy als Leitbild. Doch der junge John F. Kennedy kann den Idealen seines Vaters nicht gerecht werden. Er ist oft krank, kann sportlich nicht an die Erfolge seines älteren Bruders anknüpfen. Er ist unordentlich, ein mittelmäßiger Schüler, unpünktlich und unzuverlässig. Dennoch hat er etwas Besonderes: Charisma. Menschen in seinen Bann zu ziehen ist seine Gabe, die er schon während der Schulzeit beherrscht und mit der er später die Medien und Menschen begeistern wird. Die nötigen Beziehungen, das Geld und der Ehrgeiz kommen vom Vater.

Vom Jungen, zum Kriegsheld, zum Präsidenten

Am 2. August 1943 nimmt der 34-jährige Kennedy an einer geheimen Militäraktion teil. Als Marineoffizier des Schnellbootes 109 rettet er zwei seiner verwundeten Kameraden nach dem Untergang des eigenen Bootes, auf die später nach ihm benannte Insel Kennedy-Inland. Kennedy wird zum Kriegsheld. Nach dem Kriegseinsatz setzt er sein Studium in Harvard fort. Es ist eine glanzvolle Karriere, die sein Vater mit allen Mitteln vorantreibt. Ist die Abschlussarbeit nicht eines zukünftigen Präsidenten würdig, so helfen befreundete Journalisten und bezahlte Schreibkräfte. Dem Mythos Kennedy tut das jedoch keinen Abbruch.

Als John schließlich am 20. Januar 1961 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten vereidigt wird, ist die Karriere perfekt. Ein Mann, der die Massen begeistert und politische Visionen hat. Mit dem Satz: „Ask not what your country can do for you – ask what you can do for your country“, beweist er anlässlich seiner Vereidigung sein rhetorisches Talent.

Die Kennedys – eine schrecklich nette Familie

Die Medien lieben Kennedy, denn er weiß nicht nur, was er sagen muss, sondern macht dabei eine herausragende Figur. Kennedy sieht gut aus, hat mit Jackie Kennedy eine gebildete und attraktive Ehefrau und bietet Storys, die weit über die Politik hinausgehen. Kennedy und seine Frau werden zu Popikonen des 20. Jahrhunderts. Sein Humor, politischer Stil und seine Rhetorik passen perfekt zu dem neuen Medium Fernsehen der 1960er Jahre. Und Kennedy nutzt das Medium, um seine Politik zu kommunizieren. Er hält zahllose Pressekonferenzen live und mit mehr als 65 Millionen Zuschauern ab. Aber auch sein Privatleben und der Glamour seiner Frau Jackie spielen stets eine wichtige Rolle in der Presse, selbst nach seinem Tod. Der *Spiegel* titelt noch 50 Jahre nach Kennedys Tod mit „der Playboy-Präsident“ und die *Bild*-Zeitung beruft sich auf ehemalige Bordellbetreiberinnen, die die Vorlieben des Politikers offenlegen sollten. Kennedys Mythos tut auch das keinen Abbruch.

Kennedy auf Deutschland-Tournee

Selten wird die Begeisterung eines Präsidenten spürbar in anderen Ländern. Doch als Kennedy 1963 das geteilte West-Berlin besucht, herrscht in Deutschland ausgelassene, euphorische Stimmung. Am 26. Juni 1963 landet die Präsidentenmaschine um 9.45 Uhr am Flughafen Tegel. Weiter geht es mit dem schwarzen Cabrio. Links Kennedy, Brandt, dann Adenauer. Alle drei stehen im Auto, winken und lächeln. Hinter ihnen dutzende Polizeiautos, vor ihnen ein umgebauter LKW für die Presse.

Die Straßen Berlins sind voll mit Menschen, die Kennedy mit Konfetti, Luftschlangen und Fähnchen begrüßen.

Das ist das Bild, das die Medien in die ganze Welt senden. Vor dem Schöneberger Rathaus in West-Berlin

spricht er in einer der bekanntesten Reden des 20. Jahrhunderts: „Die tapferen Berlinerinnen und Berliner stehen stellvertretend für alle freiheitsliebenden Menschen und damit im Kern für Amerika. Freie Menschen sind überall auf der Welt Bürger Berlins“, so Kennedy, „und deshalb bin ich als freier Mann stolz darauf, sagen zu können: ‚Ich bin ein Berliner‘“. Die deutschen Medien überschlagen sich „Jubel, Jubel, Jubel“ titelt die *Bild*-Zeitung, *Die Zeit* beschreibt den Staatsbesuch als „Deutschland Tournee“. Der handschriftliche Zettel in Lautschrift „Ish bin ein Bearleener“ gibt Zeugnis seines in Deutschland bekanntesten Zitates. Eine eindrucksvolle Rede, die sich in das Gedächtnis einer Nation brennt. 1963 sitzt Kennedy wieder in einem schwarzen Cabrio. Dieses Mal zusammen mit seiner Frau Jackie. Es ist der 22. November in Dallas, als John F. Kennedy bei einer Parade in Texas erschossen wird. Kennedy wird durch zwei Kugeln bei diesem Attentat getötet. Doch der Mythos John F. Kennedy lebt bis heute weiter.

Lucas Seeber



Im Jahr 1963 besucht John F. Kennedy die Bundesrepublik Deutschland. Gemeinsam mit Bundeskanzler Konrad Adenauer fährt er durch einen Spalier jubelnder Zuschauerinnen und Zuschauer.
Quelle: Bundesarchiv

Die Spionin, die sie liebten

Auf der Bühne zeigte sie sich nackt, doch im wahren Leben verhüllte sie ihre Identität. Als Schleiertänzerin, Muse, und Femme fatale wird Mata Hari berühmt und endet ganz glanzlos. Vor 100 Jahren wurde sie der Spionage angeklagt und hingerichtet.

Es ist das Jahr 1905. Paris ist ein rauschendes Fest. Abend für Abend kommen in den feinsten Salons und Hotels der Belle Époque exklusive Gesellschaften zusammen, um sich Frauen, Tänzern und jeder Menge Champagner hinzugeben. Mitten in dieser Stimmung tritt eine Schönheit auf die Bühne des Musée Guimet und den sonst so viel Nacktheit gewohnten Parisern bleibt die Sprache weg.

Ein Besucher beschreibt den magischen Moment: „Eine große dunkle Gestalt schwebte herein. Kräftig, braun, heißblütig. Ihr dunkler Teint, ihre vollen Lippen und glänzenden Augen zeugen von weit entfernten Landen, von sengender Sonne und tropischem Regen. Sie wiegt sich unter den Schleiern, die sie zu-

gleich verhüllen und enthüllen. Ihr Busen bebte verführerisch und ihre Augen funkeln.“ Ihre anmutigen Gesten werden immer leidenschaftlicher, bis sie am Ende ihres Schleiertanzes ihre Hüllen fallen lässt. Von diesem Moment an stellt sich jeder, der sie sieht, nur eine Frage: „Wer ist diese nackte Schönheit, die sich Mata Hari nennt?“

In Interviews erzählt Mata Hari ihre fantasievolle Geschichte: Sie sei eine indische Tänzerin, aufgewachsen in der Obhut von Tempelpriestern und wisse um die heiligen Mysterien der Liebe und der göttlichen Verehrung. Doch Mata Hari ist keine indische Tänzerin. Und nicht Tempelpriester, sondern ihre niederländischen Eltern zogen die 28-jährige Schönheit



Foto: Wikimedia

groß, die eigentlich Margaretha Geertruida Zelle heißt. Nach einer unglücklichen Ehe möchte Margaretha nicht mehr Margaretha sein. Sie geht nach Paris, versucht es als Modell, Mannequin und Zirkusreiterin, bevor sie die große Chance wittert und ihre Verwandlung vollzieht. Aus Margaretha Zelle wird Mata Hari, auf Javanisch „die Sonne des Tages“, die „Morgenröte“. Schon bald sind nicht nur die Pariser Männer verrückt nach ihr. Auch in Mailand, Wien und Madrid tobt das Publikum vor Begeisterung, wenn die dunkle Schönheit am Ende ihres betörenden Tanzes ihre Schleier fallen lässt. 1914 scheint ihr Erfolg jedoch bereits vorbei. Ihre zahlreichen Nachahmerin-

nen lassen sie in der Masse untergehen. Gerade recht kommt da ein Theaterengagement in Berlin.

Beim Ausbruch des Weltkriegs bleibt ihr ohne gültige Aufenthaltspapiere aber nichts anderes übrig, als zurück in die Niederlande zu reisen.

Auf der Suche nach spendablen Gönnern trifft sie dort den deutschen Konsul. Er winkt mit Geld – und mit ihrem Sehnsuchtsort Paris. Doch will er dafür nicht ihr Liebhaber sein. Vielmehr soll sie für den deutschen Staat kleine Aufträge erledigen.

Mata Hari nimmt an, ohne die Zusatzabsprache allzu ernst zu nehmen, und wird als H-21 in den Spionageunterlagen

der Deutschen registriert. Kurze Zeit später sichert sie, um an Geld zu kommen, nun auch dem französischen Geheimdienst zu, die Deutschen auszuspionieren. Für die Gefahr, in die sie sich begibt, scheint sie blind zu sein.

Im Februar 1917 wird Mata Hari schließlich in Frankreich verhaftet. Nach monatelangen Verhören, in denen man ihr nichts nachweisen kann, klagt das französische Kriegsmilitär sie der Doppelspionage und des Hochverrats an; sie wird zum Tode verurteilt.

Sieben Monate später, am 15. Oktober 1917, ertönen zwölf Schüsse im Festungsgraben des Schloss Vincennes in der Nähe von Paris. Nur einer davon trifft Mata Hari tödlich, denn sie hatte sich vor dem Erschießungskommando entblößt, um die Soldaten abzulenken. So heißt es zumindest. Oder waren

es doch elf Schuss, die sie – keineswegs nackt – trafen? Oder hat sie gar überlebt, weil nur mit Platzpatronen geschossen wurde und sie mit einem französischen Offizier aus dem Gefängnis geflüchtet war? Oder war es doch kein französischer Offizier, sondern ein russischer Fürst, der sie auf seinem Schimmel gepackt und im morgendlichen Nebel mit ihr davongeritten war?

Zahlreiche Filme, Songs und Bücher greifen bis heute die ungelöste Geschichte der niederländischen Schönheit auf. Und irgendwo zwischen Fakt und Fiktion, zwischen Kurtisane und Meisterspionin liegt der Mythos der Mata Hari. Für alle, die dahinter blicken wollen, wird dieses Jahr spannend, wenn das Rätsel gelöst wird und die französische Justiz die Prozessakten nach 100 Jahren freigibt.

Franziska Hahn

„Ochsenwilli“ und Superstar

„Let my show go on!“ sind angeblich die letzten Worte von William Cody alias Buffalo Bill. Seine Lebensgeschichte liest sich wie einer jener Groschenromane, die Redakteur Ned Buntline über Codys echte und viele frei erfundene Abenteuer veröffentlicht.

Die Reihe *Buffalo Bill – King of the Border Men* erreicht ein Millionenpublikum, formt den Mythos um die Person William Codys und macht ihn zu einer internationalen Berühmtheit. Viele Ereignisse seiner Lebensgeschichte können heute nicht mehr verifiziert werden, so untrennbar sind Realität und Ausschmückung mittlerweile verschmolzen.

Cody, geboren am 26. Februar 1846, wächst in der Nähe von Fort Leavenworth, Kansas, auf, wird früh zum Halbwaisen und verdient schon im Kindesalter Geld als Botenjunge, um seine Familie finanziell zu unterstützen. Er erlebt den Goldrausch in Colorado, arbeitet später als Reiter für den Pony-Express und ist Scout für die Union im Amerikanischen Bürgerkrieg sowie in den Kriegen gegen die Comanchen und die Kiowa. Seinen Beinamen „Buffalo Bill“ erwirbt er in den Jahren 1867/68, während er als Büffeljäger die Arbeiter der Kansas Pacific Railway mit Fleisch versorgt und angeblich in 18 Monaten 4.280 Bisons erlegt.

Um 1883 beginnt Cody, die erfolgreichen Groschenromane um seine Person mit einer zirkusähnlichen Wild West Show zum Leben zu erwecken. Sie zeichnet ein realitätsfernes, idealisiertes und stereotypbehaftetes Bild des amerikanischen Westens – mit Cowboys, Showkämpfen, verwegenen Reit- und Schießkunststücken, fingierten Postkutschenüberfällen, Tanz und Gesangseinlagen und vielem mehr. Umfangreiche Programmhefte versorgen die Zuschauer zusätzlich mit tiefergehenden Informationen. Dank seiner vielfältigen Beziehungen kann Cody berühmte Persönlichkeiten wie den Sioux-Häuptling Sitting Bull und die Kunstschützin Annie Oakely („Little Sure Shot“) für seine Aufführungen gewinnen. Buffalo Bills damals



William Frederick Cody alias Buffalo Bill um 1892 in einer heldenhaft typischen Show-Pose.

Foto: K. Burke/Wikimedia

neuartiges Unterhaltungsformat wird zur ersten Supershow und seine Akteure zu Weltstars. Gleich zweimal, 1890 und 1906, tourt die vielbejubelte Schau durch Europa und verankert dabei ein romantisches und gleichzeitig exotisches Wildwestbild in der alten Welt. Insgesamt zwölf Millionen Menschen besuchen die jeweils mehrstündigen Aufführungen.

Schon die Logistik im Jahr 1890 nötigt Respekt ab: 25 Eisenbahnwaggons transportieren 200 Cowboys, amerikanische Ureinwohner, Pfadfinder, Scharfschützen und Reiter sowie 175 Ponys, Maultiere, wilde Pferde und Büffel von Auftritt zu Auftritt. 1906 umfasst der Tross gar 800 Darsteller und 500 Tiere. An allen Standorten stellt die Show Besucherrekorde auf.

Die Presse würdigt William Cody als „schönsten Mann des Jahrhunderts“ und, so das *Neue Tagblatt* aus Stuttgart 1890, als „unstreitig einen der vornehmsten Repräsentanten jenes abenteuerlichen, von wilder Romantik umgebenen Heldentums“. Bei seinem 18-tägigen Gastspiel auf den Theresienwiesen in München tritt Cody – liebevoll „Ochsenwilli“ genannt – im Frühling 1890 auch vor Prinz Ludwig von Bayern und seinem Hofstaat auf. Einen Kritiker finden die Shows im deutschen Schriftsteller Karl May. Ihm missfällt vor allem die negative

Rolle, die den amerikanischen Ureinwohnern in den Aufführungen zukommt: Sie mimen meist die Bösewichte, welche letztlich von Buffalo Bill besiegt werden.

Offenbar besucht May die Show in Dresden, denn er konstatiert: „Buffalo Bill kenn ich persönlich; er war Spion und guter Führer, sonst nichts. Zu den Westmännern à la Old Firehand wurde er nicht gerechnet.“ Dennoch hinterlässt Buffalo Bills Wild West Show scheinbar einen bleibenden Eindruck bei May, denn die nach 1893 erscheinenden *Winnetou*-Bände und die Kostümfotos Mays aus dem Jahr 1896 haben deutliche Anklänge an Codys Inszenierung.

Das neue Medium Film sorgt schließlich für den Niedergang der Shows und – zusammen mit verschiedenen Fehlinvestitionen – für den Bankrott Codys. Sein Versuch, ins Filmgeschäft einzusteigen, scheitert.

William Cody stirbt am 10. Januar 1917. Sein letzter Wunsch geht unzweifelhaft in Erfüllung: Bis heute halten Freizeitparks, Westernstädte, Cowboyclubs und Festspiele Buffalo Bills Wilden Westen am Leben.

Tanja Roppelt

Dr. Tanja Roppelt leitet das Levi-Strauss-Museums in Buttenheim.

Doktoro Esperanto

Ludwik Lejzer Zamenhofs Passion war die Kommunikation.

„In den Straßen meiner unglücklichen Geburtsstadt stürzten sich wilde Menschen wie die allergrausamsten Tiere mit Hacken und Eisenstangen auf ruhige Einwohner, deren ganze Schuld nur darin bestand, dass sie eine andere Sprache redeten und eine andere angestammte Religion hatten als jene Wilden.“

Zamenhofs „unglückliche Geburtsstadt“ ist das heute polnische Białystok. Multikulturell war es geprägt, als er dort 1859, damals im Zarenreich, zur Welt kam: Russisch und Polnisch, Deutsch und Jiddisch wurden gesprochen. Doch es war kein kultureller Schmelztiegel; früh schon erlebte er als Jude Hass und Diskriminierung, früh schon steckte er sich daher große Ziele: Er träumte von einer leicht zu erlernenden, internationalen Sprache, die als „Brücke“ für die zerstrittene Menschheit dienen sollte. Könnten sich die Menschen besser verständigen, war er überzeugt, so würden sie sich auch besser verstehen.

Bereits als Gymnasialschüler in Warschau begann er an seinem ersten Entwurf für seine Plansprache zu arbeiten. Hierbei kam ihm die mehrsprachige Erziehung in seinem Elternhaus zugute: Sein Vater brachte ihm Russisch bei, seine Mutter sprach Jiddisch mit ihm. Auf der Straße lernte er Polnisch und Deutsch; in der Schule sammelte er bald Kenntnisse in Französisch, Griechisch und Latein. In den folgenden Jahren erlernte er noch fünf weitere Fremdsprachen.

An seinem 18. Geburtstag stand dann das erste Gerüst der

„Lingwe Universale“, auf der er mit seinen Freunden ein Geburtstagsglied sang. In den folgenden Jahren widmete sich Zamenhof tagsüber auf Wunsch seines Vaters seinem Medizinstudium. Nachts hingegen arbeitete er intensiv an der Entwicklung der „Brückensprache“ weiter. Hauptberuflich war Zamenhof Augenarzt. Er praktizierte zeitlebens, trotz einer Herz- und Atemerkkrankung.

Eine große Stütze, auch finanziell, war ihm seine Partnerin Klara Silbernik, die er in zionistischen Kreisen während seiner Studienzeit kennengelernt hatte und 1887 heiratete.

Im selben Jahr veröffentlichte er unter dem Pseudonym „Doktoro Esperanto“ (der Hoffende) ein Handbuch für die internationale Sprache „Lingvo Internacia“. Schnell erfreute sich Esperanto großer Beliebtheit und Zamenhofs Pseudonym wurde zum Synonym für die Sprache selbst. Zamenhof beschäftigte sich bis zu seinem Tod sogar mit der Übersetzung der Bibel auf Esperanto, aber er sah die Sprache nur als einen Schritt auf dem Weg zu seinem eigentlichen Ziel. Neben einer neutralen Sprache wollte er auch eine neutrale Weltanschauung fördern: „Homoranismo“.

Statt Weltfrieden musste er aber schließlich den Weltenbrand erleben. Im vierten Jahr des Weltkriegs, am 14. April 1917, starb der Visionär. Bis heute pflegen viele Tausende das Andenken an den als herzensgut und bescheiden beschriebenen Menschen, indem sie Esperanto sprechen. Betty Lauerbach

Erste Auszeichnung an Roboterjournalisten?

1917 wurde er zum ersten Mal verliehen. 2012 sagte der Erfinder einer schreibenden Software: „Innerhalb der nächsten fünf Jahre wird ein Roboter einen Pulitzer-Preis gewinnen.“ 2017 wird sich zeigen, ob Kristian Hammond Recht behält.

Vor 100 Jahren erhält der amerikanische Reporter Herbert Bayard Swope den ersten Pulitzer-Preis. Heute wird die Ehre in 21 Kategorien verliehen und ist die wohl begehrteste US-Auszeichnung für Journalisten, Fotografen, Schriftsteller, Poeten und Komponisten. Sie gilt als der „Oscar der Presse“.

2010 übergibt die Journalism School der Columbia University den Preis zum ersten Mal für eine Online-Publikation. Die gemeinnützige Nachrichtenorganisation ProPublica wird für herausragende Leistungen im investigativen Journalismus geehrt. „Der altehrwürdige Pulitzer-Preis öffnet sich den elektronischen Medien“, schreibt der *Spiegel* dazu. Der Pulitzer-Preis geht mit der Zeit.

Etwas später prophezeit Kristian Hammond die erste Verleihung an einen Roboter – bisher allerdings unerfüllt. Könnte es also bald schon heißen: „And the Pulitzer Price goes to a computer“?

Hammond ist Erfinder des Schreib-Algorithmus „Quill“. Man füttert ihn mit Daten und er formuliert daraus einen Bericht. Welche Folgen hätte es für den Journalismus, wenn Hammonds Vorhersage eintritt und ein Roboter den Pulitzer-Preis erhält? Können Menschen aus Fleisch und Blut hier bald durch Maschinen ersetzt werden?

Der Bamberger Informatikprofessor Diedrich Wolter hält das für unrealistisch. Er ist Experte für künstliche Intelligenz.

„Eine derartige Software ist auf Bereiche beschränkt, die berechenbar sind in einem streng mathematischen Sinne. Wichtige Themen wie internationale Politik bleiben da außen vor.“

Trotz aller Fortschritte in den beteiligten Forschungsgebieten verbietet sich ein Vergleich mit menschlichen Autoren. Sprache dient nicht nur der Informationsvermittlung, sondern erfüllt als wichtiges Element in Kunst und Kultur vielfältigste Aufgaben.“

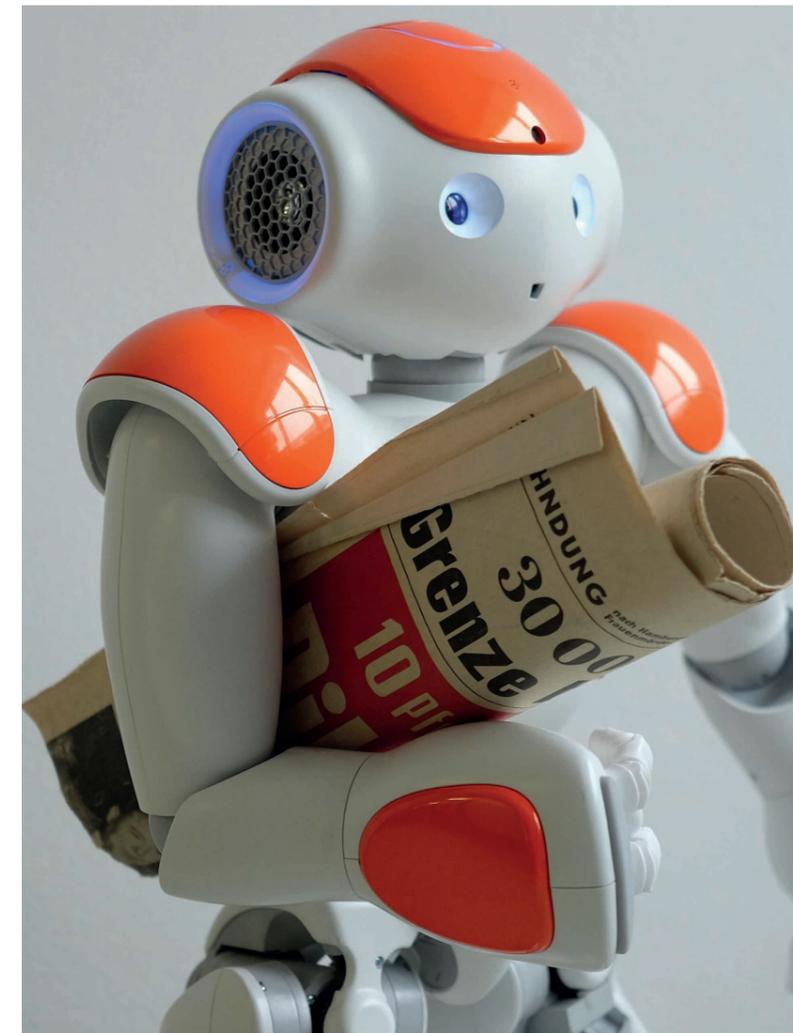
Software sei bereits in der Lage, einfache Texte, wie Wetterberichte, zu schreiben. Verstehen und bewerten von Informationen könne solche Software aber nicht. Das werde sich in den nächsten Jahren auch nicht ändern.

Dennoch wurden auf selbsternannten wissenschaftlichen Konferenzen bereits computergenerierte Texte eingereicht, erklärt Wolter. „Dies sagt

allerdings nur etwas über die selbsternannten Konferenzen aus.“

Die Journalistenwelt kann also aufatmen. Solange keine neue Kategorie für den besten Wetterbericht eingeführt wird, geht der Pulitzer-Preis auch dieses Jahr wieder an Menschen und nicht an Maschinen. Damit hat der Roboter Nao, den das Institut für Informatik an der Universität Bamberg besitzt, auch keine Chance auf einen Preis. Bis dahin muss der Roboter sich damit zufrieden geben, in Forschung und Lehre eingesetzt zu werden.

Stina Ödén



Bots liefern billigen, nicht aber preiswürdigen Journalismus. Nao, der Roboter der Bamberger Informatik, schreibt weder noch liest er Zeitung. Foto: Vera Katzenberger

Träumer, Denker, Schöpfer

Mit Auguste Rodin beginnt die Ära der modernen Plastik. Schon zu Lebzeiten war er eine Berühmtheit. Als Bildhauer war er gegen die Idealisierungen des Akademismus. Sein „Denker“ ist ein Klassiker der Kunstgeschichte.

Ein Leben lang könnte man durch Paris flanieren – und in jedem Lebensalter wird man eine andere von Rodins Skulpturen zu seinem Favoriten küren.

Als Jugendlicher verliebt man sich zuallererst in die marmorne Schönheit der „Danaide“: In die Ausdruckskraft des weiblichen Körpers in seiner dahingeworfenen Position mit ihrem fließenden Haar. Es ist wunderbar, um diesen Marmor langsam herumzugehen: den langen Weg um die Rundung dieses Rückens, zu dem sich im Stein verlierenden Gesicht, zu der Hand, die, wie eine letzte Blume, noch einmal leise vom Leben spricht. Verliebt sein wie Rodin selbst – in die Faszination Frau.

Dabei hatte der Bildhauer sich entschlossen, die „Danaide“ als Gestrafte zu präsentieren: In der griechischen Mythologie waren sie und ihre 49 Schwestern mit den 50 Söhnen des Ägyptus verheiratet. Auf Befehl ihres Vaters Danaus ermordeten die Töchter ihre Ehemänner in der ersten Nacht ihrer Ehe. Als Sühne für dieses schreckliche Verbrechen wurden sie im Reich der Toten gezwungen, einen Behälter mit Wasser zu füllen – aber der leckende Krug konnte nie gefüllt werden. Rodin sah die Gelegenheit, in diesem griechischen Mythos eine völlige Erschöpfung in einem weiblichen Körper darzustellen, den vollständigen Zusammenbruch von „Danaide“ vor der endlosen und vergeblichen Anstrengung ihrer Aufgabe.

Mit dem Erfahrungsreichtum im Leben des Betrachters wird später „Der Kuss“ zu einer der schönsten Skulpturen von Auguste Rodin – zumindest ist er eine seiner sinnlichsten. Die Rippen unter der Haut der jungen Frau sind zu erkennen und die Knorpel der Wirbelsäule – so als wäre sie aus Fleisch und

Blut. Rodin hat ihr durch sein Spiel von Licht und Schatten eine Lebendigkeit und Körperlichkeit verliehen, die ihn zum „Plastiker des Impressionismus“ werden ließ. Das hingebungsvolle Liebespaar aus Marmor steht im Pariser Rodin-Museum in der Nähe des Eiffelturms.

Schlendert man als reifer Mensch nochmal durch den Boulevard des Invalides so braucht man gar nicht erst in dieses Herrenhaus hineinzutreten: „Der Denker“ verzaubert mit seiner menschlichen Vernunft und Schöpfungskraft schon im Park davor. „Er träumt“, sagt Rodin über sein Meisterwerk. „Langsam entwickelt sich der fruchtbare Gedanke in seinem Gehirn. Plötzlich ist er kein Träumer mehr; er ist ein Schöpfer.“ Die monumentale Version des „Denkers“ von fast zwei Metern Größe wurde übrigens zum ersten Werk des Künstlers im öffentlichen Raum. Heute gibt es über 20 Bronzen und Gipsabgüsse dieser Statue. Jeder kennt sie und in der ganzen Welt sind sie verstreut. „Der Denker“ – er sinniert mittlerweile vor dem Nationalmuseum in Kyoto, vor dem Parlament in Buenos Aires, beim Gerling-Konzern in Köln oder an der Stanford University in Palo Alto.

Das Paradebeispiel für Rodins innovative, ja teilweise sogar revolutionäre Kunstauffassung erkennt der weise Betrachter in der Skulptur „Die Bürger von Calais“ („Les Bourgeois de Calais“). 1885 erhielt Auguste Rodin von der Stadt Calais den Auftrag für ein Denkmal, mit dem den sechs legendären Edelbürgern der Stadt gedacht werden sollte, die bereit waren, sich 1347 während der englischen Belagerung im Hundertjährigen Krieg für das Wohl der Stadt zu opfern.

Rodins Entwurf sah statt des gängigen erhabenen Sockels einzig einen flachen Untersatz vor. Er holt damit seine „Bürger“ auf Augenhöhe der Betrachter und gleichsam auf den Boden zurück. Vielfach wurde hierbei von der „Demokratisierung“ der Plastik im Allgemeinen und der Denkmalkunst im Speziellen gesprochen.

Auffälliges Merkmal der Gruppe ist ihre sogenannte „Allansichtigkeit“, die den Blick aus allen Winkeln zulässt und so der monumentalen Denkmaltradition der Frontalansicht den Laufpass gibt. Als Rodin vor hundert Jahren, am 17. November 1917 starb, hatte er – durch erstaunliches Talent, sein Penchant für den Realismus und ein bemerkenswertes Arbeitsvolumen – die etablierten Stile seiner Jugend herausgefordert und die Skulptur revolutioniert. Seine Pionierarbeit ist Bindeglied zwischen traditioneller und moderner Kunst – heute wie in hundert Jahren.

Michael Unger

Michael Unger ist Reporter bei ARTE.



„Der Denker“ als Skulptur.
Foto: Hans Andersen/CC BY-SA 3.0/Wikimedia

Wieherndes und muhendes Blech

Vor 100 Jahren erscheint in den USA die weltweit erste Schallplatte einer Jazzband und wird zu einem Verkaufsschlager – trotz der Konkurrenz durch die klassische Musik. Der Erfolg bringt allerdings auch Neider.



New York, 26. Februar 1917: Köpfe rauchen und Ohren dröhnen im Aufnahmestudio der Victor Talking Machine Company. Jede Phrase wird wieder und wieder eingespielt, bis sie perfekt ist. Der Grund dafür: Die Original Dixieland Jazz Band nimmt zwei ihrer Stücke auf – die

erste Jazz-Schallplatte der Welt. Das moderne, neuartige Genre ist noch nicht sehr beliebt und wird oft als „laute, ungehobelte Krawallmusik aus der Gosse“ abgetan. Zu sehr unterscheidet es sich von der etablierten Musik von Bach, Beethoven oder Chopin.

Diese Vorurteile bekräftigen die fünf weißen Musiker der Band aus New Orleans nur weiter. Sie trauen sich im Gegensatz zu ihren dunkelhäutigen Vorreitern als erste, ihre Musik zu veröffentlichen, und haben keine Angst vor möglichem Ideendiebstahl. Einer der beiden Titel der Platte – der „Livery Stable Blues“ – handelt von einem Bauernhof mit Pferden, der auch in dessen musikalischer Umsetzung zu hören ist: Gackernde Klarinetten, wiehernde Trompeten und muhende Posaunen. Der Hörer ist akustisch mitten in einem Stall. Die Schallplatte erscheint am 7. März des gleichen Jahres mit einer weiteren Nummer, dem „Dixie Jass Band One Step“, und wird zur Überraschung der Band über eine Millionen Mal verkauft – trotz oder vielleicht gerade wegen der außergewöhnlichen musikalischen Mittel.

Aber wo Erfolg ist, sind auch Neider. So will sich der ehemalige Klarinettist der Band Alcide Nunez, der einige Monate vor der Aufnahme aus der Band geworfen wurde, an seinem früheren Chef rächen. Er erkennt, dass das Bandmanagement in Sachen Urheberrecht nachlässig handelte und das Copyright des

„Livery Stable Blues“ versehentlich unter dem Titel „Barnyard Blues“ eintragen ließ. Daher verkauft Nunez die Noten des angeblich von ihm komponierten Songs an Musikverlage. Er behauptet, sein Werk höre sich nur rein zufällig ähnlich an wie das bekannte Stück der Original Dixieland Jazz Band, denn dieses wurde schließlich unter dem Titel „Barnyard Blues“ veröffentlicht. Daraufhin geht „Nick“ LaRocca, der Chef der Band, vor Gericht. Nunez verteidigt sich gegenüber dem Richter und erklärt, dass ein Blues aufgrund des Blues-Schemas wie jeder andere klinge und sich die beiden Nummern daher nur zufällig ähneln würden. Abschließend spricht der Richter, der kein Liebhaber des zu dieser Zeit noch ungewöhnlichen Genres ist, ein überraschendes Urteil. Er gibt keiner der beiden Parteien Anrecht auf das Copyright. Beide Stücke entsprächen näm-

lich einem ganz anderen, dritten Stück, dem „More Power Blues“. Zudem erlaubt sich der Jurist eine weitere Bemerkung: Er persönlich behauptet, dass sowieso kein Mensch in der Lage sei, beim Anhören dieser Platte irgendein Anzeichen von Musik zu entdecken.

Dass der Jazz – anders als der Richter mutmaßte – un- gemein populär wurde, daran hatte auch die Original Dixieland Jazz Band ihren Anteil. Noch im gleichen Jahr, in dem ihre erste Platte erschien, pressten sie den „Tiger Rag“ in die Tonträger-Rillen. Er wurde ein Welterfolg – und blieb ein Evergreen bis heute.

So übertönte das Tigergebrüll das Muhen und Wiehern – trotz al- lem Gegackere der frühen Kritiker.

Ines Markert

Foto: Ines Markert

Drei Herren Jahrgang 17

Sie prägten das frühe Fernsehen auf ganz unterschiedliche Art: Lou van Burg als Unterhalter, Werner Baecker als Korrespondent aus den USA, Heinz Kamnitzer als Drehbuch-Autor großer DDR-Produktionen.

„Wunnebar! Phantastisch! Großartig! Der Kandidat hat 99 Punkte.“ Überschwang gab es auch schon in der frühen TV-Unterhaltung. Und Rudi Carrell war nicht der erste, der mit niederländischem Akzent und schrägen Gesangseinlagen große Shows moderierte. Lou van Burg war's.

Am 25. August 1917 in Den Haag als Louis van Weerdenburg geboren, wurde er zunächst als Sänger in Pariser Varietés bekannt. 1956 hatte er seinen ersten Auftritt im deutschen Fernsehen, übernahm dann eine Abendshow im Österreichischen Rundfunk, 1962 hatte er einen ersten großen Erfolg beim WDR mit dem Musik-Ratespiel *Sing mit mir – Spiel mit mir*, die aber nach 14 Sendungen eingestellt wurde – nach einem Skandal: Eine Kandidatin mit auffälligem Rateglück wurde als Nichte einer Sendeassistentin enttarnt.

Zwei Jahre später bekam „Onkel Lou“ eine neue Chance, nun beim ZDF. *Der goldene Schuss* mit ihm als Gastgeber wurde ein Riesenerfolg mit bis zu 74 Prozent Einschaltquote in der Nur-Zwei-Programme-Zeit. Doch nach 24 Sendungen kam es 1965 wieder zu einem Skandal: *Bild* und mehrere Illustrierte hatten entlarvt, dass der noch verheiratete van Burg seine Geliebte gegen eine andere „ausgetauscht“ hatte, seine von ihm schwangere Showassistentin. Er musste gehen, schlug sich als Zirkusconférencier und mit Auftritten in Festzelten und Einkaufszentren durch. Von 1973 bis 1983 moderierte er dann wieder im ZDF und bei Radio Luxembourg, mit weit weniger Erfolg. Der anbiedernd-charmante Star – „Hallo Freunde“, begann er stets seine Auftritte, „Hallo Lou“, antwortete das Publikum – immer schon übergewichtig, immer operettenhaft-knödellig singend, war etwas aus der Zeit gefallen. Am 26. April 1986 starb er in München.

New York, New York

Werner Baecker, geboren am 17. Oktober 1917 in Barmen, wurde zunächst in die Ferne gezwungen: Im Zweiten Weltkrieg kämpfte er in Nordafrika, geriet dort 1943 in amerikanische Gefangenschaft. In den USA interniert, konnte er ein Fernstudium der Publizistik aufnehmen. Dem Journalismus blieb er fortan treu. 1946 zurück in Deutschland besuchte er die Rundfunkschule des Nordwestdeutschen Rundfunks, der ihn dann auch sofort als politischen Redakteur übernahm. Gleich zu Beginn des TV-Zeitalters wurde er weithin bekannt, da er das erste große Fernseh-Liveereignis kommentierte, die Königskrönung von Elisabeth II. am 2. Juni 1953.

Baecker leitete nun bis 1960 eine der wichtigsten Hörfunk-Nachrichtensendungen beim NDR und WDR, das allabendliche *Echo des Tages*, und ab 1957 war er der erste Moderator der

ersten Fernsehunterhaltungssendung *Die aktuelle Schaubude* (die noch bis 2009 regelmäßig im NDR ausgestrahlt wurde).

1960 ging Baecker, nun ganz freiwillig, wieder in die Ferne: Er übernahm das ARD-Studio in New York. Mit der Serie *New York, New York* wurde er schließlich zum Star: Von 1967 bis 1985 produzierte und moderierte er 71 Folgen, in denen er Land und Leute, Bekannte und Unbekannte, Kultur und Landschaften zwischen der amerikanischen Ost- und der Westküste den Deutschen näher brachte. Zurück in Deutschland moderierte Baecker bis 1987 *Treffpunkt Kino*, dann noch kurzzeitig die *NDR-Talkshow*. Am 30. Dezember 1993 starb er in Feldafing am Starnberger See.

Kommunist in Widerstand und Leitungsamt

In Berlin ist Heinz Kamnitzer am 10. Mai 1917 geboren, in Berlin ist er am 17. Mai 2001 gestorben. Dazwischen lag ein bewegtes Leben, ein deutsches Schicksal. Mit 14 Jahren wurde er Mitglied des Sozialistischen Schülerbundes, mit 16 wurde er wegen seiner Mitarbeit bei einer Schülerzeitschrift *kurzzeitig* verhaftet. Wieder frei floh Kamnitzer nach England, absolvierte dort die High School, trat der Exil-KPD bei, ging 1935 für zwei Jahre nach Palästina, wo sich der gebürtige Jude als Hilfsarbeiter durchschlug. Wieder in London schrieb er für verschiedene Zeitschriften. Gleich 1946 kehrte er zurück nach Berlin – in den Osten. Er studierte Philosophie, wurde 1950 promoviert – und erhielt gleich eine Professur für „Geschichte des deutschen Volkes“ an der Humboldt-Universität. Ein Plagiatsskandal beendete bereits 1955 seine akademische Karriere: Ein Rezensent hatte nachgewiesen, dass er in einem Aufsatz Quellen unsauber verwendet hatte. Kamnitzer trat zurück, wurde freier Schriftsteller – und sehr erfolgreich. Er schrieb Lyrikbände und Sachbücher, edierte eine Gesamtausgabe der Werke von Arnold Zweig, mit dem er befreundet war. Und Zweig-Adaptionen waren auch seine erfolgreichsten Fernseharbeiten: 1968, 1970 und 1973 wurden dessen Antikriegsromane *Der Streit um den Sergeant Grischa*, *Junge Frau von 1914* und *Erziehung vor Verdun* vom DDR-Fernsehen jeweils als Zweiteiler nach Kamnitzers Drehbüchern erstausgestrahlt.

Nach der „Wende“ wurde bekannt, dass er ab 1979 als inoffizieller Mitarbeiter der Stasi erfasst war. DDR-linientreu hatte er sich stets geäußert, und so konnte er sich auch mit der Wiedervereinigung bis zu seinem Tod am 21. Mai 2001 nicht anfreunden. Nie hätte er, so schreibt er in seinem letzten, 1995 erschienen Buch *Der Preis der Wende*, einem teils bitter-zornigen Gedichtband, gedacht, dass „Kommunisten / An der Macht / Imstande sind / Sich zu ergeben.“

Markus Behmer

Aller Tierwelt Freund

Unter dem Spitznamen „Mr. Woodpecker“ und mit seinen *Expeditionen ins Tierreich* wurde Heinz Sielmann zu einem der berühmtesten Tierfilmer und Naturerklärer. Am 2. Juni jährte sich sein Geburtstag zum 100. Mal.

„Wenn es mir vergönnt war, ein Leben lang, in der Natur tätig zu sein, um das Leben der Tiere und die Probleme ihrer Umwelt im Film und im Bild zu dokumentieren, dann verdanke ich das gütigen Fügungen“, so beschreibt Heinz Sielmann seinen Werdegang zum erfolgreichen Tierfilmer. 1924 zog er von seinem Geburtsort Rheydt bei Mönchengladbach mit seinen Eltern in die Heimat seines Vaters nach Ostpreußen, dem heutigen Kaliningrad. Dort erkundete er begeistert mit seinem Vater die Landschaft und deren Tierarten. Allerdings blieben durch die Liebe zur Natur die schulischen Leistungen auf der Strecke. Dies missfiel seinem Vater, während seine Mutter die Neigungen ihres Sohnes tatkräftig unterstützte und ihm seine erste Spiegelreflexkamera schenkte. Mit der ging er los und begann das Beobachten und Fotografieren von Vögeln. Besonders beeindruckt haben ihn damals die schnepfenartigen Wiesenvögel, wie der Kiebitz oder der Rotschenkel, da von diesen Arten in den 1930er Jahren noch nicht viel bekannt war.

Filmreise nach Kreta statt Fronteinsatz

Als er das Abitur bestand, schenkten ihm seine Eltern eine Kamera, mit der er 1938 seinen ersten Film drehte: *Vögel über Haff und Wiesen*. Eine ton- und kommentarlose Beobachtung von Schnepfenvögeln, die ihm große Anerkennung in der Fachwelt brachte, so dass er zum letzten großen Ornithologenkongress vor dem Zweiten Weltkrieg nach Berlin eingeladen wurde.

Vor Kriegsausbruch begann er mit einem Biologiestudium. Um den Fronteinsatz kam er herum, indem er eine Dokumentation über die Tierwelt auf der Insel Kreta drehte. Nach Kriegsende kam er nach England, wo er unter anderem für die BBC arbeitete. Im Jahr 1949 drehte er seinen ersten Kinofilm *Lied der Wildbahn*. In den darauffolgenden Jahren drehte er viele Dokumentationen für den Schulunterricht, beispielsweise über das Leben der Eichhörnchen, der Frösche, der Goldhamster oder der Zimmerleute des Waldes – den Spechten. Mit der englischen Fassung dieses Films erzielte er in einer Sendung der BBC in England höhere Einschaltquoten als die der Fußballweltmeisterschaft in Bern 1954, was ihm seinen Spitznamen „Mr. Woodpecker“ einbrachte.

Aber nicht nur die heimische Natur interessierte ihn. Er unternahm als erster Exkursionen in den Kongo, um das Sozialverhalten einer Berggorilla-Familie auf Video festzuhalten: *Herrscher des Urwalds* wurde in 27 Sprachen synchronisiert. Leider kam bei einer seiner abenteuerlichen Expeditionen sein damals 24-jähriger Sohn ums Leben. Aber Heinz Sielmann gab nicht auf. Nicht nur nach Afrika zog es ihn. Ihn lockte auch das Paradies auf den Galapagos-Inseln mit den Riesenschildkröten,

Foto: Heinz Sielmann Stiftung



genauso wie der Alligatoren-Lebensraum der Everglades in Florida; bei einer Dokumentation über den Dschungel in Papua-Neuguinea gelangen ihm die ersten Nahaufnahmen der Paradiesvögel. Unermüdlich drehte er, komponierte sein Material dann zu unterhaltsamen Fernsehberichten. So entstanden 170 Folgen der ARD-Dokumentarfilmreihe *Expeditionen ins Tierreich*, die als TV-Dauerbrenner von 1965 bis 1991 auch von ihm moderiert wurde. Schon 1953 wurde er mit dem Deutschen Filmpreis geehrt, später bekam er drei Bambi und gewann auf der Berlinale einen silbernen Bären.

„Wer schon einmal einen Sonnenaufgang am See erlebt oder den Zug tausender Vögel am Himmel beobachtet hat, der weiß, dass eine intakte Natur die Grundlage für ein lebenswertes Leben ist“. So beschreibt Sielmann selbst, wie sehr ihm die Natur und der Umweltschutz am Herzen lag. Seit dem Mauerfall engagierte er sich dafür, dass die innerdeutsche Grenze, der vormalige „Todesstreifen“, für den Naturschutz erhalten bleibt.

„Ich kann mir kein besseres Denkmal für eine überwundene deutsch-deutsche Grenze vorstellen, als einen großen Nationalpark von der Ostsee bis zum Thüringer Wald“, sagte Sielmann bereits 1988 am Ende seines Films *Tiere im Schatten der Grenze*. Im Jahr 1994 gründete er mit seiner Frau Inge, mit der er seit 1951 verheiratet war, die Heinz-Sielmann-Stiftung.

Naturschutz wird von ihr als positive Lebensphilosophie gepflegt – mit dem Ziel, die Menschen dafür zu sensibilisieren, die Problematik der Naturzerstörung zu erkennen. So wirkt seine Botschaft, verstärkt für den Schutz der Umwelt zu kämpfen, über seinen Tod am 6. Oktober 2006 in München hinaus.

Judith Neiber

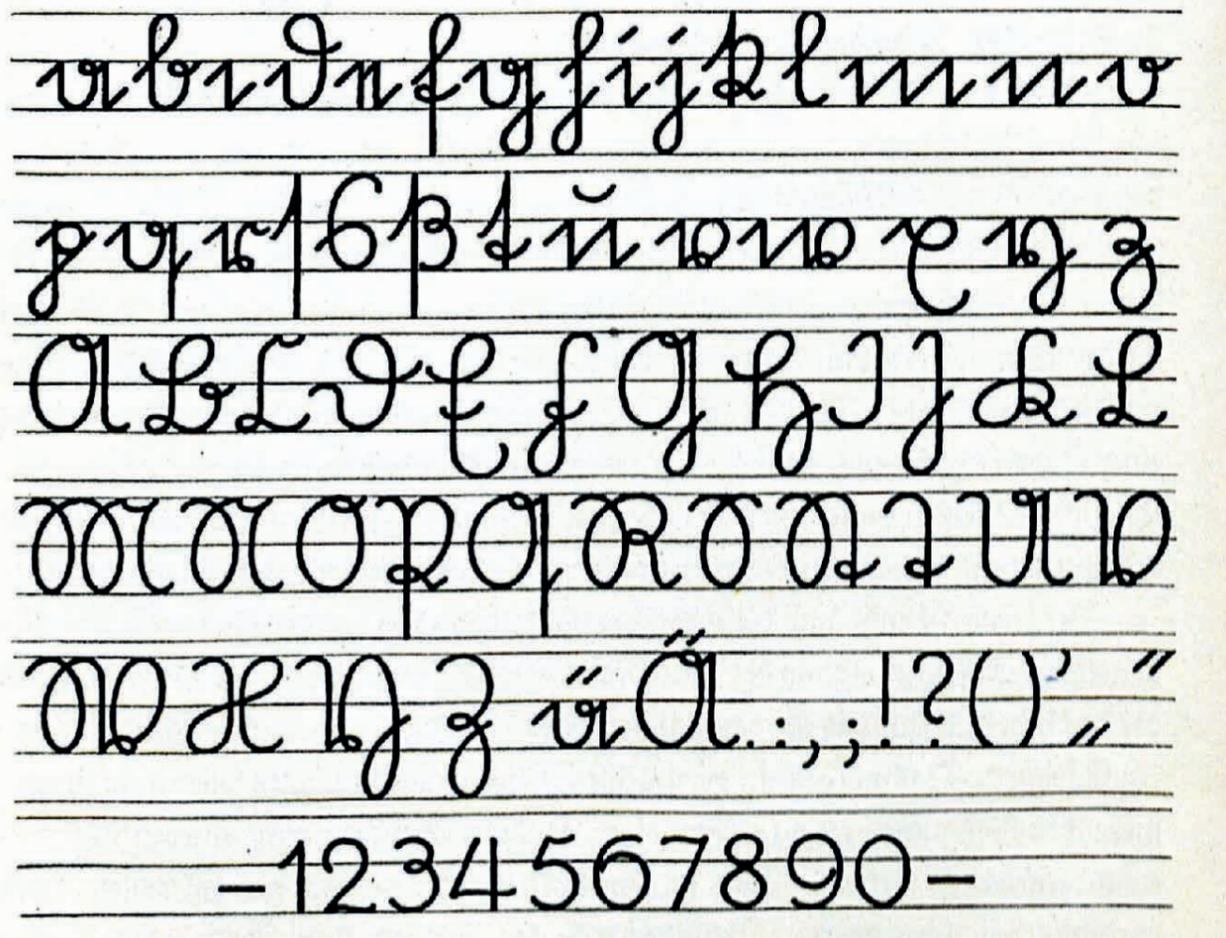
Rauf, runter, rauf, Pünktchen drauf

Mit seiner Ausgangsschrift lehrte Ludwig Sütterlin den Deutschen das Schreiben neu.

Lieber Meinster! manchmal fühlt man sich uralt. Zum Beispiel, wenn man etwas über Ludwig Sütterlin zu Papier bringen soll und genau weiß, dass kein Mensch mehr „Sütterlin“ schreiben kann, jedenfalls seine „deutsche“ Schrift. Ich habe die noch ganz normal in der Volksschule gelernt, neben der „lateinischen“, deren Formen übrigens auch auf ihn zurückgingen. Rauf, runter, rauf, Pünktchen drauf. Mit dem Buttergriffel auf die Schiefertafel gekritzelt, später dann mit Feder und Tinte ins Schreibheft mit Erstklässler-Linierung. Natürlich wusste ich damals überhaupt nichts von dem Graphiker und Schriftkünstler Ludwig Sütterlin (1865–1917), der im Auftrag des Königlich Preußischen Kultusministeriums kindgerechte Schulschriften entworfen hatte. Breite und aufrechte Buchstabenformen hatte er entwickelt, mit denen Kindern das Schreiben leichter fallen sollte als mit der üblichen schrägen und engen, englisch beeinflussten deutschen Schreibschrift, der Kurrent. Die kleinen, ungelenken Kinderhände würden nicht mehr mit spitzen Federn hantieren müssen, sondern weiche Griffel und runde Schnurzugfedern mit leichten

Finger- und Handgelenksbewegungen führen lernen; auch eine bequeme Sitzhaltung hatte Sütterlin bedacht. Und mit zunehmender Gewohnheit und zunehmendem Geschick sollten die Schüler dann die Ausgangsschrift hinter sich lassen und zu ihrer eigenen, flüssigen, deutlichen und womöglich „wohlgefälligen“ Handschrift finden. Dies alles hat Sütterlin noch kurz vor seinem Tode in dem *Neuen Leitfaden für den Schreibunterricht* dargestellt, der in mehreren Auflagen Rüstzeug für die Lehrerausbildung wurde. 1941 haben die Nationalsozialisten die deutsche Sütterlin zusammen mit den Fraktur-Druckschriften abgeschafft; nach 1945 wurde sie einige Jahre wieder gelehrt. Leider längst nicht mehr. Meine Studenten in kommunikationsgeschichtlichen Seminaren habe ich mit List und Tücke an Frakturschrift herangeführt; aber Sütterlin und Kurrent muss ich ihnen vorlesen. Umgekehrt müssen mir manche ihre Klausuren vorlesen, weil sie so eine fürchterliche Klaua schreiben. Mit Sütterlin wär' das nicht passiert.

Janusz Szustak, sein Schützling



Von Glamour und Gewalt

Zwei Tage vor der Abdankung des Zaren erschien das Mitteilungsblatt *Iswestija* erstmals.

Seit hundert Jahren erzählen Russen den gleichen bitteren Witz: Was ist der Unterschied zwischen der *Prawda* und der *Iswestija*? Antwort: „In der *Prawda* gibt es keine Nachrichten, und in der *Iswestija* keine Wahrheit.“

Dabei ist in der russischen Verfassung, Kapitel 2, Artikel 29 die Freiheit der Meinung garantiert. Doch an diesen Garantien muss man zweifeln, vor allem, wenn, wie am 13. März 2017 geschehen, Wladimir Putin höchstselbst dem traditionsreichen Blatt zu seinem 100. Geburtstag gratuliert: Die *Iswestija* habe immer mitten im gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, kulturellen Leben, im Zentrum internationaler Ereignisse gestanden, so der russische Präsident zum Jubiläum.

In der Tat: Die *Iswestija* galt lange in der Sowjetunion als seriöseste und bestinformierte Zeitung – besonders im Vergleich zum Parteiblatt *Prawda* (Wahrheit). Doch das Damoklesschwert der Zensur lag seit ihrer Erstausgabe über den „Nachrichten“. Zunächst gab die sowjetische Regierung die Zeitung heraus, ab 1938 der Oberste Sowjet.

Als die Sowjetunion Ende 1991 zerfiel, hatte die *Iswestija* eine Auflage von 1,2 Millionen. Dann wurde die Zeitung privatisiert und die journalistische Qualität ging ganz in den Keller. Seit 2008 gehört sie zum in Moskau ansässigen Medienkonzern Gazprom-Media. Dieser wiederum ist Teil des mehrheitlich vom Staat kontrollierten und weltweit größten

Erdgasförderunternehmen Gazprom. Gazprom-Media ist auch Mehrheitseigentümer von Fernseh- und Radiosendern sowie Zeitungen. Einige der Reporter stehen auf einer sogenannten Schwarzen Liste der Regierung; einer Liste, die der russische Staatssicherheitsdienst FSB anfertigt.

In den vergangenen Jahren hat sich die Zeitung zunehmend konservativ-nationalistisch ausgerichtet. Die Auflage liegt laut Verlagsangaben bei 147.000 Exemplaren.

Inzwischen ist sie aber vor allem als Online-Ausgabe verbreitet: Statt politischer und ökonomischer Analysen machen dort Glamourtexte und Berichte zu Gewaltverbrechen einen Gutteil der Artikel aus. Die Druckausgabe am kommenden Tag gilt nur noch als „Ergänzung“.

In den Städten an nahezu jedem Kiosk gibt es noch zahlreiche Printausgaben zu kaufen. In der Moskauer Metro stehen sogar noch Zeitungsautomaten. Ab umgerechnet 20 Cent gibt es dort ein Blatt. Nur ausländische Printmedien sucht man oft vergebens.

Zur Rolle Deutschlands findet *Iswestija* übrigens regelmäßig folgende Worte: Das Land sei das Zugpferd der antirussischen Rhetorik in Europa. So trägt denn die Zeitung schon fast 100 Jahre lang verdienentermaßen ausgerechnet das Etikett, das sie bei ihrer Gründung keinesfalls haben wollte. Es lautet lapidar: „Kremltreu“.

Michael Unger

Diven, Draufgänger und Detektive

Sie waren der erste James Bond, drehten den längsten Filmkuss, erhielten den Oscar für eine Rolle ohne eine einzige Textzeile – *Anno* erinnert an Filmstars, die in diesem Jahr ihren 100. Geburtstag gefeiert hätten und teilweise tatsächlich feiern.

Gangster mit vernarbten Gesichtern und langen Schlagstöcken in den Händen stürmen von allen Seiten auf einen Mann im hellen, knielangen Trenchcoat zu. Der aber verzieht keine Miene. Erst im letzten Moment macht er einen Schritt zur Seite. Wieder einmal triumphiert **Eddie Constantine** in seiner Rolle als raubeiniger FBI-Ermittler Lemmy Caution. Gleich acht Mal spielt Constantine den stets in einen Trenchcoat gehüllten, Whiskey trinkenden und Zigaretten rauchenden Caution. Doch für seinen Durchbruch in der Rolle des Agenten muss Constantine lange kämpfen: Der als Edward Constantinowsky am 29. Oktober 1917 in Los Angeles geborene Sohn russisch-polnischer Einwanderer studiert Gesang in Wien, später in New York. Dann zieht es ihn nach Paris. Dort tritt er in Nachtclubs auf – auch im Moulin Rouge. Die französische Sängerin Edith Piaf entdeckt das amerikanische Stimmwunder

und macht Constantine zu ihrem Schützling. Bald verbindet beide eine enge Beziehung. Zum Leinwandstar wird er erst in seiner Rolle als Lemmy Caution, die er 1953 zum ersten Mal spielt und in der er Maßstäbe für die ersten James-Bond-Streifen setzt.

Als erster Schauspieler schlüpfte übrigens nicht Sean Connery in die Bond-Rolle. Dem Pistolenlauf trat ein ganz anderer zum ersten Mal entgegen: **Barry Nelson**. Der am 16. April 1917 in San Francisco geborene Nelson ebnet den Weg des Geheimagenten von der Fernsehsendung bis zum Kinoschlager. In der TV-Verfilmung von Ian Flemings *Casino Royal* hat Nelson 1954 seinen ersten großen Auftritt als Geheimagent. Der Streifen entführt die Zuschauer in die Welt von qualmenden Zigarren, eleganten Männern im Smoking und des Agenten James Bond, der damals noch auf den Namen Jimmy hört.

Seine Schauspielkollegen beschreiben Nelson als „the kind of guy you'd root for having as a neighbor, pal or business partner“ – und trotzdem schlüpft er am liebsten in die Rolle des Bösewichts und Frauenfeinds wie 1941 im Film *Der Schatten des dünnen Mannes*.

Als Schurke durch und durch ist auch **Herbert Lom** bekannt geworden. Als zwielichtiger Bösewicht Louis Harvey in der

zum Kinohit. Die Darstellung dieses Charakters ist für Lom wegweisend: Seine Laufbahn als Bösewicht vor der Kamera ist festgelegt.

Heute kennen Kinofans Herbert Lom aber vor allem als Chefinspektor Charles Dreyfus in der *Pink-Panther*-Reihe. „I loved playing the part of a blabbering lunatic of a police inspector,“ sagt Lom später über seine Lieblingsrolle. Seinen letzten Auftritt vor der Kamera hat Lom in *Miss Marples Mord im Pfarrhaus* im Jahr 2004.

Keinen so einfachen Start in die Schauspielerei hatte Loms gleichaltriger Kollege **Dean Martin**, geboren am 7. Juni 1917 als Dino Crocetti in Ohio, der seine Laufbahn fern ab der großen Bühne beginnt. Als Stahlarbeiter, Preisboxer und Croupier verdient er sich sein Geld. Gelegentlich ergattert er kleine Gesangsauftritte. Doch seine Ersparnisse legt er nicht auf die hohe Kante, er investiert sie in seine Zukunft – und lässt sich davon die Nase operieren. Für seinen Durchbruch sorgen die Auftritte im Comedy-Duo mit Jerry Lewis. Durch seine eigene Fernseh-Show, die *Dean Martin Show*, wird er zum zeitweise bestbezahlten Entertainer der Welt. Er heiratet drei Mal, bekommt sieben Kinder und hat zahlreiche Liebschaften. Martin pflegt Kontakte zur Mafia und unterstützt halbherzig John F. Kennedy bei dessen Präsidentschaftswahlkampf. Der Alkohol wird zu seinem Markenzeichen. Kritiker halten ihm vor, seine Musik sei an Schmalz kaum zu übertreffen, seine Filme billig und er selbst arrogant. Sein Publikum aber himmelt ihn an, seine Alben erreichen Platin-Status. Er beherrscht die Bühne. Dann aber der traurige Wendepunkt in seinem Leben: Als sein Sohn Dean Paul 1987 stirbt, verfällt Lewis in Depressionen. Alkohol und Tabletten werden seine ständigen Begleiter.

Ein geplantes Comeback lässt er platzen. 1995 stirbt der Entertainer.

Auf Dean Martin und Jerry Lewis ist er ganz bestimmt nicht gut zu sprechen: **Mel Ferrer**. Denn die beiden Komiker haben 1954 ein Auge auf seine vierte Ehefrau Audrey Hepburn geworfen. Für die beiden ist die Schauspielerin „the most kissable girl“. Als Ferrer das zu Ohren kam, dürfte ihm bestimmt das Lachen vergangen sein. Doch wer ist der Mann, der Hepburns Herz erobert hat? Als Sohn eines kubanischstämmigen



schwarzen Komödie *Ladykillers* wird Lom 1955 weltbekannt. Schon mit 18 Jahren beginnt der am 11. September 1917 Geborene seine Karriere als Schauspieler in seiner Heimatstadt Prag. Als Napoleon Bonaparte in *The Young Mr. Pitt* stellt er, 1939 nach England emigriert, 1942 sein Talent zum ersten Mal international unter Beweis.

Bis 1955 spielt Lom in 31 Filmen und Theaterstücken mit. Aber erst in der Rolle des grausamen und humorlosen Louis Harvey gelingt sein endgültiger Durchbruch. Der Film wird

Chirurgen und einer High Society Lady aus Manhattan wird Melchior Gaston Ferrer am 25. August 1917 in New Jersey geboren. Er studiert Medizin an der Princeton University – die Bühne zieht ihn allerdings stärker an als das Krankenhaus. Mit 21 Jahren wagt er den Sprung auf die Bretter des Broadways. Nur zwei Jahre später muss er aber wegen einer plötzlich auftretenden Kinderlähmung der Bühne den Rücken kehren. Die Lähmung hinterlässt eine Armverkrümmung. Auch mit Handicap gibt er seinen Traum von Hollywood nicht auf. Ferrer arbeitet sich vom DJ beim Radio zum Produzenten in Hollywood hoch. Mit dem preisgekrönten Film *Lili* schafft Ferrer es 1953 dann ganz nach oben. Besonders beeindruckt von dem Film ist Hollywood-Ikone Audrey Hepburn: Nach dem Filmerfolg beginnen beide sich regelmäßig zu treffen – und heiraten. Der Rest ist Geschichte.

Audrey Hepburn verkörpert den französischen Charme. Ihre Schauspielkollegin **Danielle Darrieux** dagegen steht für den typischen Pariser Chic. Darrieux prägt erst die europäische und später auch die internationale Filmwelt – egal ob als verliebtes Mädchen, begnadete Sängerin oder als tragische Figur in Film, Fernsehen oder Theater. Mit gerade einmal 14 Jahren gibt sie im Film *Le Bal* ihr Leinwanddebüt. Immer wieder spielt sie die junge Frau aus armen sozialen Verhältnissen, die den Aufstieg schafft. Später wandeln sich ihre Rollen: Bald gibt sie die Dame von Welt. Ihr sei es „immer wichtig, zuerst Frau und dann Schauspielerin zu sein“, sagt sie über sich selbst. In den Sechzigern startet sie zudem eine Karriere als Chansonsängerin. Schon bald tritt sie auf großen Bühnen auf. Im Musical *Coco* spielt sie 1969 die Designerin Coco Chanel und schreibt Filmgeschichte. Am 1. Mai 2017 feierte Darrieux ihren 100. Geburtstag in Paris, wo sie noch heute lebt.

Mit ihrem Augenaufschlag betört auch **Joan Fontaine** die Filmwelt. Ihre Schauspielkarriere beginnt, als die am 22. Oktober 1917 als Joan de Beauvoir de Havilland in Tokio Geborene nach der Scheidung ihrer Eltern mit ihrer Schwester und ihrer Mutter nach Kalifornien umzieht. Die Mutter verwirklicht ihre eigenen schauspielerischen Ambitionen durch die beiden Töchter. Bereits in jungen Jahren probt die junge Fontaine

Theaterstücke von Shakespeare. Ihrer älteren Schwester Olivia de Havilland gelingt der Durchbruch schon 1935. Fontaine wird 1940 bekannt: Als zweite Mrs. de Winter in Alfred Hitchcocks Drama *Rebecca* wird sie zum Liebling der Zuschauer. Nur ein Jahr später gewinnt Fontaine den Oscar für ihre Rolle in Hitchcocks *Verdacht*. Sie übertrumpft damit ihre Schwester, die in derselben Kategorie nominiert ist. Zwischen beiden tobt ein heftiger Konkurrenzkampf. Doch für Fontaine ist die Schau-



spielerei nicht alles im Leben: Sie nimmt an einem internationalen Ballonrennen teil, erwirbt den Pilotenschein, heiratet viermal und lässt sich genauso oft scheiden. Über das schauspielerische Wetteifern mit ihrer Schwester Olivia sagt Fontaine einmal: „I married first, won the Oscar before Olivia did, and if I die first, she'll undoubtedly be livid because I beat her to it!“ Tatsächlich stirbt Fontaine 2013 und damit vor ihrer Schwester. Anders als Fontaine gewinnt **Jane Wyman** für ihre Rollen in den Kinostreifen von Alfred Hitchcock keinen Oscar. Sie ergattert die begehrte Trophäe 1948 für ihre bewegende Darstellung

des taubstummen Vergewaltigungsopters Belinda McDonald in *Schweigende Lippen*. In ihrer Dankesrede zeigt sie sich selbstironisch: „I accept this very gratefully for keeping my mouth shut. I think I'll do it again.“ Insgesamt steht Jane Wyman mehr als 60 Jahre vor der Kamera und tritt in 89 Filmen und unzähligen Fernsehproduktionen auf. Doch von vorne: Jane Wyman stammt aus Missouri, wo sie am 5. Januar 1917 unter dem Namen Sarah Jane Mayfield geboren wird. Nach ihrem Umzug nach Los Angeles macht sie sich drei Jahre älter, um legal arbeiten zu können. Die Schummerei hat Folgen: In vielen Zeitungsberichten wird ihr Geburtsjahr bis heute mit 1914 angegeben. Unter dem Namen Jane Durell macht sie Karriere als Radiosängerin. 1936 nimmt Warner Bros. die junge Frau unter Vertrag. Endlich nimmt sie den Namen an, mit dem sie bis heute berühmt ist: Jane Wyman. 1940 heiratet sie ihren zweiten Ehemann, den späteren US-Präsidenten Ronald Reagan. Als sexy Blondine steigt Wyman in das Filmgeschäft ein. Ganze drei Minuten und sechs Sekunden küsst sie Regis Toomey im Film *Schrecken der zweiten Kompanie* – ein Kuss, der einige Jahre als längster Leinwandkuss der Filmgeschichte gilt. Später ändert sich nicht nur ihre Haarfarbe von blond zu braun. Auch ihre Rollen wandeln sich. Mit weniger Schminke und mehr Natürlichkeit wird Jane Wyman langsam, aber sicher als ernstzunehmende Schauspielerin anerkannt.

Feuerroter Haarschopf als Markenzeichen

Im Gegensatz zu Wyman bleibt **Susan Hayward** in Hollywood ihrer Haarfarbe treu: Ihre feuerroten Haare werden zu ihrem Markenzeichen. Bevor sie vor den Kameras Karriere macht, arbeitet die am 30. Juni 1917 als Edythe Marrenner in New York Geborene nach der Highschool zunächst als Fotomodell. Bald wird sie zu Probeaufnahmen für die Rolle der Scarlett O'Hara in der Verfilmung von *Vom Winde verweht* eingeladen. Doch Hayward kann sich gegen Vivien Leigh nicht durchsetzen. Nach ersten Anlaufschwierigkeiten gelingt ihr 1941 der Durchbruch im Film *Piraten im karibischen Meer*. Den Oscar gewinnt sie 1958 für ihre Darstellung der zum Tode verurteilten Prostituierten Barbara Graham in *Lasst mich leben*. Allerdings ist das Leben von Hayward nicht nur von Ruhm und Erfolg geprägt. 1972 wird bei ihr ein Hirntumor diagnostiziert. Im Alter von 57 Jahren stirbt sie an den Folgen der Krankheit. Manchmal werden Filme doch Realität: Dreizehn Jahre zuvor spielte Susan Hayward im Film *Das Glück in seinen Armen* die Tochter eines texanischen Ölmillionärs. Auch in ihrer Rolle wird sie mit der Krebsdiagnose geschockt.

Dass man auch als Bösewicht die Herzen der Zuschauer im Sturm erobern kann, beweist **Robert Mitchum**. In schwierigen Verhältnissen, ohne Vater und als Landstreicher aufgewachsen, kommt der am 6. August 1917 in Connecticut Geborene auf Umwegen zur Schauspielerei. Nach einer gescheiterten Karriere als Profiboxer und unzähligen Gelegenheitsjobs, spielt er erst kleine Nebenrollen in Westernfilmen.

Für Mitchum ist die Schauspielerei anfangs keine Erfüllung, sondern nur eine lukrative Verdienstquelle, um sich und seine Familie finanziell über Wasser zu halten. An eine große Schauspielkarriere denkt Mitchum noch nicht. Das ändert sich schlagartig: 1945 spielt Mitchum in *Schlachtgewitter am Monte Cassino* den jungen Soldaten Bill Walker. Für seine Darstellung wird er als „Bester Nebendarsteller“ für den Oscar nominiert. Zu den Academy Awards erscheint Mitchum aber nicht. Die Veranstaltung findet er „unnötig“, wie er einmal in einem Interview sagt. Es bleibt die einzige Oscar-Nominierung Mitchums, dem die große Glamourwelt Hollywoods egal zu sein scheint.

„Nur tote Helden sind echte Helden“

Mitchum wird in Hollywood zum „Antihelden“. Von der grausamen Realität des Zweiten Weltkrieges eingeholt muss Mitchum für die US-Armee in den Krieg ziehen. Als er zurückkehrt, ist die Filmbranche verändert: Die Kinostreifen sind düsterer, blutiger und angsteinflößender. Ein neues Genre ist geboren: der Film-Noir. In Mitchum findet die Gattung ihr schauspielerisches Aushängeschild. Privat bleibt Mitchum seinem Image als „Bad-Boy“ treu: 1949 muss er für den Besitz von Marihuana ins Gefängnis. Der Abstecker in den Knast hält sein Image als charismatischer Bösewichts aufrecht. Eher unerwartet für so eine Reputation ist sein Liebesleben: Bis zu seinem Tod im Jahr 1997 bleibt er mit seiner Jugendliebe Dorothy Spence verheiratet.

Als chronischer Pessimist ist auch **Jean-Pierre Melville** für den Film-Noir wie geschaffen: Als Schauspieler, Drehbuchautor und Regisseur macht sich Melville in der neuen Gattung einen Namen. 1945 gründet er seine erste Produktionsfirma und baut in Paris, wo er am 20. Oktober 1917 geboren wurde, ein eigenes Filmunternehmen auf. Als Chef seiner Studios lehnt Melville alle lukrativen Angebote aus Hollywood ab. Die Unabhängigkeit liegt dem Franzosen am Herzen. Der Regisseur wird vor allem mit Gangsterfilmen berühmt. Melville bringt die Schurken in seinem Filmen zum Verzweifeln: Selten gibt es für die Bösen in seinen Geschichten ein „Happy End“. Seine Karriere als Filmemacher findet ein frühes Ende: Schon im Alter von 55 stirbt Melville an einem Herzinfarkt. Er selbst soll einmal gesagt haben: „Ein Held, der nicht stirbt, ist ein unzuverlässiger Held. Nur tote Helden sind echte Helden.“

Der Heldenstatus ist Melville und den anderen Filmikonen des Jahrgangs 1917 heute also sicher.

Janis Kuhn, Selin Yildiz, Sophie Schröter, Stella Moore, Matthea Brenneis, Marc Zenkert, Matthias Kast, Kim Schreiber, Alina Detzel, Niklas Lineal, Lea Löffler

Dieser Text ist das Ergebnis einer Recherche-Propädeutik für Erstsemester-Studierende der Kommunikationswissenschaft unter der Leitung von Vera Katzenberger.

Von wegen spröde und spießig

Mit Richard Oswalds Sittenfilmen bricht die Aufklärungswelle los. Kritiker bezeichnen ihn als sozialunhygienischen und unmoralischen Hetzer. Bis heute zählt Oswald zu den umstrittensten Regisseuren der Weimarer Republik.

Sexsucht, Prostitution, Homosexualität – vor 100 Jahren sind das Tabuthemen. Richard Oswald will das ändern. Als Regisseur und Verfechter der sexuellen Liberalisierung bricht er im Film *Es werde Licht!* mit diesen Tabus. Heute gilt sein 1917 erschienener Streifen als Urvater aller Aufklärungsfilm. In dem ersten der insgesamt vier Serienfolgen nimmt Oswald vor allem Syphilis und die Folgen dieser Geschlechtskrankheit ins Visier. Er erzählt die Geschichte des Malers Paul Mauthner, der an Syphilis erkrankt ist: Mauthner verführt die Braut seines Bruders und steckt die junge Frau an. Oswald will die Gesellschaft aufrütteln, warnen und aufklären.

Damit trifft der österreichische Dramaturg den Nerv der Zeit. In der Nachkriegsgesellschaft füllen seine Filme die Kinosäle: Die neu gewonnene Lebenslust nach dem Ersten Weltkrieg bietet ein gutes Pflaster für das Interesse an Erotik in allen Klassen der Gesellschaft. Auch das Ende der spröden Kaiserzeit und die zensurlose Ära bis 1920 trägt zur neuen Offenheit bei.

Männer und Frauen haben ein anderes, neues Verhältnis zur Sexualität. Im Krieg hatten sich die Moralvorstellungen gewandelt: Frauen praktizierten aktive Empfängnisverhütung, Männer fanden die große Freiheit. „Die Mannschaftsbordelle

erregten überall [...] Aufsehen durch die lange Reihe der vor der Tür Schlange stehenden Soldaten. Diese Polonaisen wurden gewissermaßen zu einer ständigen und charakteristischen Einrichtung des Massenkrieges“, schreibt der Sexualforscher Magnus Hirschfeld in seiner *Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges*. Das gesellschaftliche Tabu, öffentlich über Erotik zu sprechen scheint mit Kriegsende vorerst gebrochen. Mit Oswalds Filmen bricht die sogenannte „Aufklärungswelle“ in Deutschland los. Auf *Es werde Licht!* folgen weitere Sittenfilme, die zu Kinoshlagern werden.

Doch bei konservativen Sittenwächtern treffen Oswalds Beiträge zur Aufklärung auf nur wenig Gegenliebe: Kritiker beschimpfen ihn als sozialunhygienischen und unmoralischen Hetzer.

Bis heute zählt Oswald zu den umstrittensten Regisseuren der Weimarer Republik. Gleichzeitig gilt er als Urheber des Genres.

Erst in den 1960er und 1970er Jahren machen Sittenfilme durch den Produzenten Oswald Kolle wieder Schlagzeilen. Einer der berühmtesten Nachfolger von Oswalds Filmen war *Helga – Vom Werden des menschlichen Lebens* – ein auf Veranlassung der damaligen Gesundheitsministerin Käthe Strobbe von Erich F. Bender gedrehter filmischer Tabubruch, der 2017 übrigens sein 50-jähriges Medienjubiläum feiert.

Luise Land



Quelle: Deutsche Kinemathek

Von Ludendorff zu Lubitsch und Lang

Was Hollywood für die USA war, sollte in Deutschland mit der Gründung der Universum Film AG entstehen: ein schlagkräftiger Medienkonzern, der nicht nur der ausländischen Filmkonkurrenz Paroli bieten konnte, sondern auch Propagandazwecken dienen würde.

Noch schien er ungebrochen, der Glaube an die Allmacht der Medien – und die Anziehungskraft der bewegten Bilder weckte vor einhundert Jahren besondere Begehrlichkeiten unter den Propagandisten des Deutschen Reichs. Das Kinematographenwesen befand sich im Übergang vom Jahrmarktsvergnügen der „zappelnden Leinwand“ hin zu einem ernst zu nehmenden Faktor des kulturellen Lebens; nicht zuletzt, weil auch die Schriftsteller die dramaturgischen Chancen erkannt hatten, die ihnen das neue Medium im Vergleich zur klassischen Bühne bot. Derweil befand sich die Nation im dritten Jahr eines lähmenden Stellungskrieges, und der Stimmung im Reich war der Kriegseintritt der USA genauso wenig zuträglich wie die russische Revolution, in der Arbeiter, Bauern und Soldaten der Zarenherrschaft ein Ende bereiteten. Die Zeit schien reif, um „nach einheitlichen großen Gesichtspunkten eine planmäßige und nachdrückliche Beeinflussung der großen Massen im staatlichen Interesse zu erzielen“, wie es Erich Ludendorff als Mitglied der Obersten Heeresleitung in einem Brief an das

Königliche Kriegsministerium vom 4. Juli 1917 forderte. Als das probate Mittel der Wahl hierfür erschien die „Vereinheitlichung der deutschen Filmindustrie“, weshalb am 18. Dezember 1917 die Universum Film AG (UFA) gegründet wurde. Das durchaus nennenswerte Grundkapital in Höhe von 25 Millionen Mark brachten einerseits verschiedene Großunternehmen auf, allen voran die Deutsche Bank und die Elektrokonzerne AEG und Robert Bosch AG, neben den Reedereien Hapag und Norddeutscher Lloyd. Unter strenger Geheimhaltung steuerte außerdem das Reich einen Anteil von acht Millionen Mark bei, um der Regierung ein Mitspracherecht zu sichern. Deswegen verwundert es nicht, dass mit dem Major Alexander Grau ein Propaganda-Spezialist Ludendorffs in den UFA-Vorstand einrückte, aus dessen Feder bereits der besagte Brief stammte. Die neue Firma avancierte mit ihrer opulenten Ausstattung auf Anhieb zu Europas größter Filmgesellschaft. Ihr Kapital verwendete sie zum Kauf bestehender Firmen, die auf verschiedenen Gebieten der Filmindustrie – Technik, Produktion,



Fritz Lang und sein Kameramann Curt Courant während der Dreharbeiten zu *Frau im Mond* (1929). Foto: Bundesarchiv

Verleih, Kino – schon erfolgreich eingeführt waren und nun zu dem verschmolzen wurden, was man heute einen vertikal integrierten Medienkonzern nennen würde.

Stars und hohe Kosten

Als besonders wertvoll erwiesen sich die Produktionsstätten der PAGU und des Filmpioniers Oskar Messter in Tempelhof. Allerdings machte sich im Regierungslager schon bald eine gewisse Unzufriedenheit breit, denn die einzelnen Produktionsabteilungen des zusammengewürfelten Unternehmens verfolgten unverändert ihre bewährte künstlerische Linie. Schließlich konnte man auf renommierte Regisseure wie Ernst Lubitsch und Joe May oder auf beliebte Gesichter wie Henny Porten zurückgreifen. Sie garantierten als Kassenmagneten den Publikumserfolg – der wiederum die schnell wachsenden Produktionskosten für die immer ambitionierteren Filmprojekte einspielte. An umfangreichere propagandistische Aktivitäten war in der Kürze der Zeit ohnehin kaum zu denken und der Krieg war mit der deutschen Kapitulation bald vorbei, womit sich der Staat endgültig aus der UFA zurückzog und seine Anteile der Deutschen Bank übertrug.

Als erste UFA-Großproduktion kam 1919 Ernst Lubitschs *Madame Dubarry* in die Kinos – ein prächtiges Historien Gemälde vor dem Hintergrund des Sturms auf die Bastille und damit ein durchaus überraschender Stoff angesichts der revolutionären Vorgänge im Nachkriegsdeutschland. Im selben Jahr debütierte mit Fritz Lang, der schon 1917 als Drehbuchautor für Joe May tätig gewesen war, jener Regisseur, der alsbald für die Klassiker des deutschen Stummfilmkinos verantwortlich zeichnen sollte: Die *Dr.-Mabuse*-Thriller, das Nationalepos um *Die Nibelungen*, die hyperrealistische Raumfahrergeschichte *Frau im Mond* und natürlich *Metropolis*, dessen gigantomanische Ausstattung die UFA 1927, im zehnten Jahr ihres Bestehens, in eine tiefe Krise stürzte. Dennoch sollte sie bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs die maßgebliche Filmproduktionsgesellschaft des Reiches bleiben.

Patrick Rössler



Uraufführungsplakat von Robert L. Leonard zu Ernst Lubitschs *Madame Dubarry*.

Veranstaltungshinweis:

Anlässlich des 100. Gründungsjubiläums der UFA zeigt die Kunsthalle Erfurt am Fischmarkt vom 15.7. bis 17.9.2017 eine Ausstellung zur Filmpublizistik jener Epoche, die von der Universität Erfurt mit Unterstützung der Ludwig-Delp-Stiftung und der Mediengruppe Thüringen organisiert wird.

The Champion of Graphic Novel

Kaum ein Jubilar wird in diesem Jahr mehr gefeiert als Will Eisner.

63 große Veranstaltungen in aller Welt listet die offizielle Webseite seines Studios zu seinem 100. Geburtstag auf, dazu große Ausstellungen in Frankreich und den USA und viele Neuauflagen seiner gezeichneten Bücher. Als Sohn armer jüdischer Einwanderer – sein aus Wien stammender Vater war Theatermaler – wurde William Ernst Eisner am 6. März 1917 auf der Überfahrt nach New York geboren.

Seine Herkunft prägte vieler seiner Werke, so auch sein erst 1978 erschienenes erstes komplett als Buch konzipiertes Werk *Ein Vertrag mit Gott*. Geschichten rund um die jüdischen Bewohner eines fiktiven Mietshauses in der Bronx erzählt er darin auf rund 500 Bildseiten. Als „Graphic Novel“ bezeichnete er sein Werk, prägte damit den Begriff und gilt seither nicht nur als „Champion“, sondern auch als Vater dieser heute so populären Buchgattung.

Berühmt war Eisner schon vorher. Seit den 1930er Jahren publizierte er Cartoons als Beilagen für verschiedene Periodika;

1940 erfand er *The Spirit*, einen geheimnisvollen Detektiv mit schwarzer Augenbinde, exzentrischen Fahndungsmethoden und einem Geheimlabor unter einem Friedhof. Bis 1952 erschienen die Comicstrips wöchentlich als achtseitige Beilage in den Sonntagsausgaben mehrerer Zeitungen, später wurden sie immer wieder nachgedruckt, auch in mehr als 20 Buchausgaben.

Unzählige Cartoons hat er gezeichnet, und nach dem *Vertrag mit Gott* noch 25 weitere Graphic Novels, meist selbst erdachte Sujets, aber auch zeichnerische Umsetzungen literarischer Werke der Weltliteratur, so den *Froschkönig* der Gebrüder Grimm und Herman Melvilles *Moby Dick*.

Mit fast allen großen Preisen der Cartoon-Szene wurde der am 3. Januar 2005 Gestorbene ausgezeichnet – und seit 1988 gibt es auch den Will Eisner Award, eine der wichtigsten Auszeichnungen für Comic-Autoren, die jährlich in mehr als 50 verschiedenen Kategorien vergeben wird. *Markus Behmer*

Ein Wikinger wie du und ich

Dik Browne ist der Schöpfer des raubauzigen Wikingers Hägar.

Der Comic ist einer der erfolgreichsten der Welt. Bis heute schwingt Hägar in der Sonntagsausgabe zahlreicher Zeitungen Schweinskeule und Schwert – und erfreut die Leser mit grummelnden Sprüchen. Mehr als 1.900 Zeitungen in 58 Ländern drucken ihn ab. Übersetzt wird der Comicheld in 13 Sprachen. Darunter sogar Lateinisch.

Generationen von Lesern lachen seit 1973 über ihn und entdecken den Wikinger in sich: *Hägar der Schreckliche* ist Kult. Sein Erfinder und Zeichner Richard Arthur Allan, genannt Dik Browne, wird am 11. August 1917 in Manhattan geboren. Mit 16 beginnt er als Copyboy beim *New York Journal*, arbeitet in den 1940er Jahren als Gerichtszeichner und Reporter für *Newsweek*.

Obwohl er rückblickend über sich selbst sagt, „I had more of the novelist's eye, than the observer's eye“, konzentriert sich Browne bald ganz auf das Zeichnen. 1954 beginnt er mit dem Comic *Hi and Lois* zusammen mit Mort Walker. *Hi and Lois* wird in den späten 1970er Jahren auch in Deutschland durch die Fernsehzeitschrift *Gong* als Familie Gong bekannt.

Erfolgreich ist Dik Browne auch als Werbezeichner: Chiquita, die Frau auf der Banane, eine der bekanntesten Reklamefiguren der Welt, hat er schon 1944 kreiert.

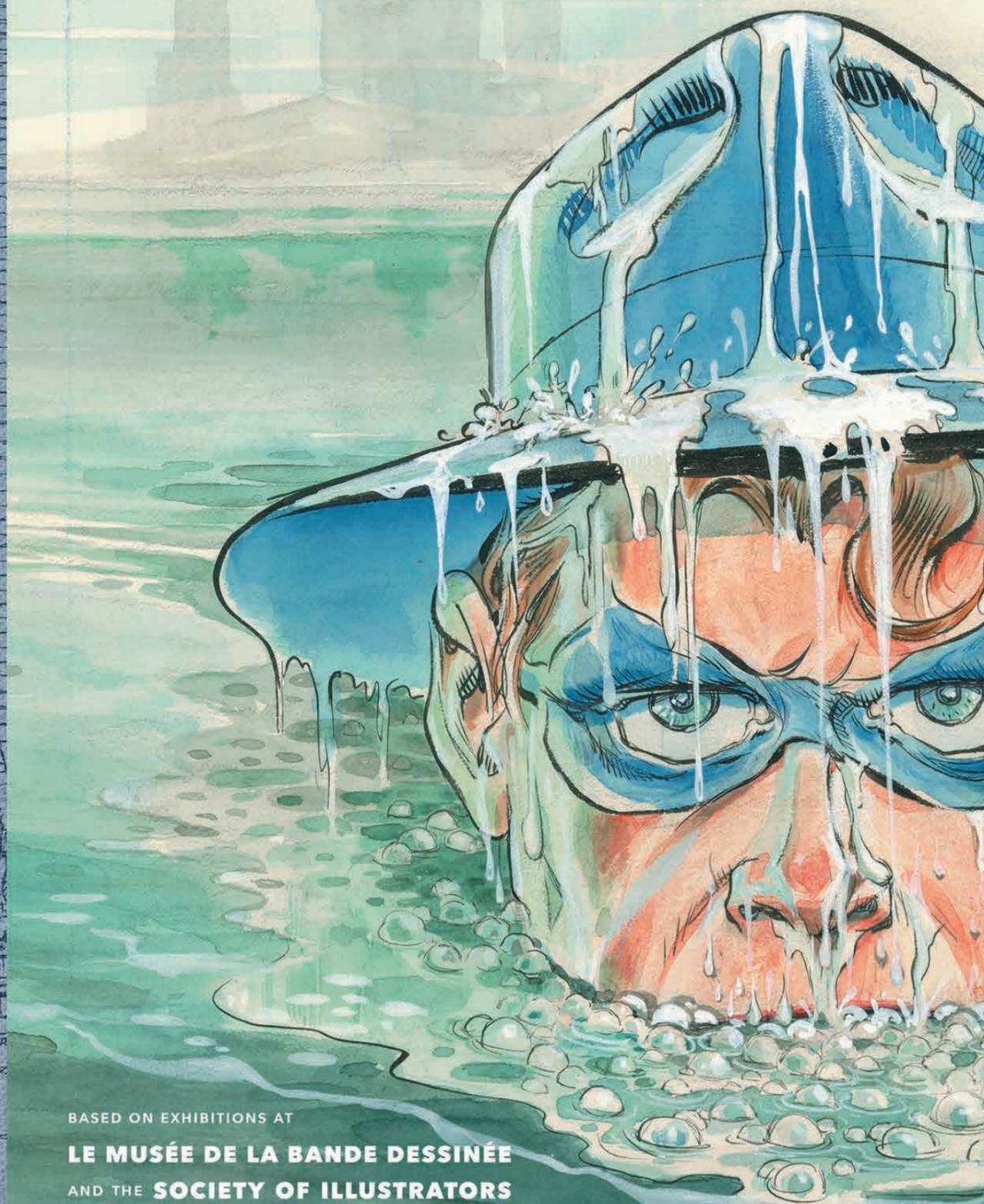
Endgültig berühmt wird er schließlich mit der Comicreihe *Hagar the Horrible*. Hagar alias Hägar ist ein grummelndes

Familienoberhaupt, das gerne trinkt und prahlt. Er geht seiner Seeräuber-Arbeit nach, plündert und brandschatzt, sorgt für die Familie und hat das Herz am rechten Fleck. Brownes Darstellung der Wikinger-Familie schafft einen urkomischen Spagat zwischen der Realität einer modernen Mittelstandsfamilie und dem rohen Wikingertag. Geht Hägar auf Beutezug nach Gallien, vergisst er natürlich nicht die Einkaufsliste seiner Frau Helga. Sie ist das eigentliche Familienoberhaupt, führt zuhause ein strenges Regiment, lehrt ihrem Hägar mit dem Nudelholz Mores. Sohn Hamlet, ein Schöngest, bereitet dem Papa große Sorgen, denn er will nichts vom wilden Wikingertag wissen. Tochter Honi dagegen würde gerne Kriegerin, nicht brave Hausfrau sein. Das Chaos ist perfekt – wie auch der Spaß an Anspielungen auf die Probleme der modernen Gesellschaft. Browne gilt als „the cartoonists' cartoonist“ – der Beste unter den Besten. Als erster Zeichner gewinnt er den Reuben Award der National Cartoonist Society für zwei Comics: *Hi and Lois* und *Hägar*. Neben vielen weiteren Auszeichnungen wird er 1984 in Deutschland mit dem Max und Moritz-Preis als bester internationaler Comic Cartoonist geehrt.

Am 4. Juni 1989 stirbt Dik Browne an Krebs. Sein Sohn Chris setzt sein Werk fort, und so kämpft und rauft und säuft Hägar noch heute, rotbärtig und rund, nie alternd und zeitlos unkorrekt. *Lucas Seeber*

Will Eisner

THE CENTENNIAL CELEBRATION | 1917-2017



BASED ON EXHIBITIONS AT
LE MUSÉE DE LA BANDE DESSINÉE
AND THE SOCIETY OF ILLUSTRATORS

Quelle: Used with permission: Will Eisner Inc, Kitchen Sink Books/Dark Horse Comics

Vater der Füchse

Bunt, lustig und lehrreich: Mit den abenteuerlustigen Geschichten von *Fix und Foxi* wird Rolf Kauka weltberühmt. Auf ihrem Höhepunkt erscheint das *Fix und Foxi*-Heft in Deutschland mit einer wöchentlichen Auflage von über 400.000 Exemplaren.

„Mein Erfolgsrezept ist einfach: zehn Prozent Inspiration, neunzig Prozent Transpiration“. Schweiß und harte Arbeit waren also die Hauptessenz für den Erfolg des deutschen Verlegers und Comic-Produzenten Rolf Kauka. Ganz zu schweigen von seinem unternehmerischen Talent. Kauka ist am 9. April 1917 in Markranstädt bei Leipzig geboren. Bereits als Schüler zeichnet er für die *Leipziger Neueste Nachrichten* und das *Weißenfelder Tageblatt Comics*. Er gründet 1947 in München den

dar. Er wird daher oftmals auch als „deutscher Walt Disney“ bezeichnet.

Kauka ist geistiger Vater all seiner Geschichten, allerdings nicht deren Zeichner. Sein Talent als Unternehmer und Produzent für Comics ist groß; seine eigene künstlerische Kreativität jedoch gering. Obwohl er in seiner Jugend zeichnet, geht dies nie über ein Hobby hinaus. Einige Jahre nach dem Erfolg von *Fix und Foxi* will er es wissen: Er schickt ein paar Entwürfe seiner

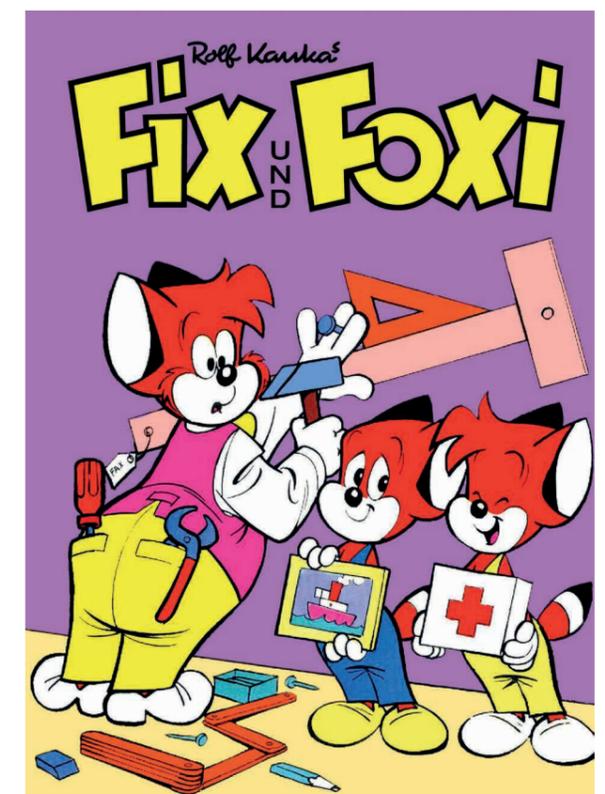
den vereinfachten Funny-Cartoon-Stil ein, der eine Comicproduktion mit mehreren Teamzeichnern ermöglicht. Ab den 1970er Jahren prägt der italienische Illustrator Massimo Fecchi die grafische Modernisierung von *Fix und Foxi*.

Neben den beiden Hauptcharakteren entwickelt Kauka ein ganzes Dorf: Fuxsholzen. Dort leben die beiden Fuchsbrüder, Hund Lupo, Oma Eusebia, Lupinchen und Onkel Fax. Wie auch in vielen Disney Geschichten ist die *Fix und Foxi*-Familie nach dem „Veronkelungsprinzip“ aufgebaut. Es gibt einzelne Onkel, eine Oma oder Cousine, aber Eltern oder Ehepaare sind nicht vorhanden. Inhaltlich wandeln sich die Geschichten schnell von ihrem anfangs stark märchenhaften Charakter hin zu Geschichten mit alltäglichen Problemen. Die beiden Füchse müssen sich vor allem mit dem Schlawiner Lupo herumschlagen, der von

Pikkolo. Damit trifft er nicht bei allen Autoren und Lesern auf Wohlgefallen. *Asterix*-Erfinder René Goscinny lässt ihm sogar nach wenigen Ausgaben die Lizenz entziehen.

1973 verkauft Kauka seinen Verlag an eine niederländische Verlagsgruppe, wobei er sich aber ein Mitspracherecht vorbehält. Nach sechs Jahren kauft er den Verlag jedoch wieder zurück. 1974 gründet er die Kauka Comic Akademie zur Förderung und Ausbildung talentierter Illustratoren.

Nach über vier Jahrzehnten wird 1994 das *Fix und Foxi*-Heft eingestellt. Der Grund: Die damaligen Verleger der Figuren versuchen, durch einen stärker ausgebauten redaktionellen Anteil und eine Verringerung der Comics die Auflagenkrise zu stoppen. Dies missfällt Kauka. Er entscheidet sich gegen die Weiterführung des beliebten Comics. Der Ehapa-Verlag startet 2000



Kauka Verlag, sechs Jahre später publiziert er sein erstes Comicheft unter dem Titel *Till Eulenspiegel*. In diesem thematisiert er Charaktere wie Reineke Fuchs und Isegrim – Figuren, die auf deutschen Fabel- und Märchengeschichten basieren. Im sechsten Heft erscheinen erstmals die beiden Fuchsbrüder *Fix und Foxi*. Diese kommen so gut bei den Lesern an, dass der Titel des Heftes kurzerhand in *Fix und Foxi* umbenannt wird. Die Hefte tragen wesentlich dazu bei, das angeschlagene Image der Comics in Deutschland zu verbessern und die Comic-Kultur aus der Schmutzdecke zu holen. Doch nicht nur das: Rolf Kauka stellt mit seinen Figuren und Geschichten Anfang der 50er Jahre eine ernstzunehmende Konkurrenz für die amerikanischen Produktionen *Mickey Mouse* und *Donald Duck*

Zeichnungen an die Münchner Zeichenschule Famous Artists, bekommt jedoch eine Absage: „Man bedauere tief, aber diese Werke, die seien wohl doch nicht auf dem Standard, mit dem man einen Blumentopf gewinnen könnte. Und die Empfehlung sei doch, man solle sich einen anderen Beruf aussuchen.“ Die Zwillingfüchse *Fix und Foxi* zählen zu den bekanntesten Figuren des deutschen Verlegers. In kürzester Zeit erobern die beiden ein breites Publikum.

Als ersten Illustrator beschäftigt er den holländischen Kunstmaler Dorul van der Heide. Dieser zeichnet die beiden Fuchsbrüder noch stark an realistischen Tiervorbildern orientiert. Viele weitere folgen. So auch Walter Neugebauer, der für den Erfolg von *Fix und Foxi* unverzichtbar ist. Neugebauer führt

Beginn an mitspielt. Als weitere Nebenfigur folgt 1957 Oma Eusebia, die ihren ersten Auftritt als namenlose, knurrige Dame hat. Im Laufe der Jahre erweitert sich der Familienkreis stetig, bis er 1961 komplettiert ist.

Zu Kaukas Comic-Imperium zählen jedoch nicht nur die Geschichten der beiden Fuchsbrüder, sondern auch Lupo, der nun in seinem eigenen Heft sein Unwesen treibt, sowie das Vorschulmagazin *Bussi Bär*. Ab 1965 vertreibt er zudem frankobelgische Lizenzserien wie *Gaston* oder *Die Schlümpfe*, *Lucky Luke* oder *Spirou und Fantasio*. Kauka übernimmt diese aber nicht einfach, sondern gestaltet sie nach seinen Vorstellungen um. Aus der Serie *Asterix und Obelix* wird die Germanen-Saga *Sigi und Babarras* und *Spirou und Fantasio* werden zu *Pit und*

eine Neuauflage, die aber nach kurzer Zeit wieder eingestellt wird. Von 2005 bis 2010 gibt es einen weiteren Relaunch des Heftes – diesmal unter der Leitung von Kaukas Witwe Alexandra. Doch auch diese setzt sich nicht dauerhaft durch.

Insgesamt werden unter Rolf Kaukas Leitung im Laufe seines Lebens über 80 verschiedene Comic-Charaktere geschaffen. Allein 2.018 Ausgaben der *Fix und Foxi*-Hefte werden vertrieben. 42 Jahre waren sie ununterbrochen an den Kiosken präsent: 750 Millionen Hefte werden in dieser Zeit verkauft. In seinen letzten Jahren widmet sich Kauka schließlich der Umsetzung von *Fix und Foxi* zu einer Fernsehserie. Am 13. September 2000 stirbt der „Walt Disney“ Deutschlands auf seinem Anwesen in Georgia.

Anja Elser

King of Comic

Fantastic Four, Iron Man, Hulk, Thor, X-Men: Comic-Helden, die man hauptsächlich mit dem Zeichner Stan Lee verbindet. Dass aber hinter vielen bekannten Figuren (auch) Jack Kirby steckt, ist den meisten nicht bewusst. Die Comic-Szene feiert ihn als „King“.

„Kirby was a locomotive when it came to the speed at which he could put pencil to paper“, sagte Schaffenspartner Joe Simon über Jacob Kurtzberg alias Jack Kirby. Die „Lokomotive“ Kirby wird am 28. August 1917 in New York City geboren. Seine fast 50-jährige Karriere als Comic-Künstler und Zeichner ist von vielen Arbeitgeberwechseln geprägt: Er macht die ersten professionellen Anfänge 1935 bei den Fleischer Studios, wo er die *Popeye*-Cartoons mitgestaltet. Kurze Zeit später wechselt er zum Lincoln Newspaper Syndicate, um dort Cartoon-Streifen für dessen Zeitungen zu zeichnen. Nach drei Jahren wird Timely Comics (später Atlas bzw. Marvel Comics) sein neuer Arbeitgeber.

Die Zeit der Superhelden

Captain America verpasst Adolf Hitler einen saftigen Kinnhaken – das ist eines der berühmtesten Titelbilder in der US-Comicgeschichte. Es gibt wohl kaum einen besseren Weg, den patriotischen Superhelden in der Welt bekannt und schließlich zum Verkaufsschlager zu machen. Von Joe Simon „entdeckt“, arbeitet Kirby

mit ihm an seinen ersten Comic-Büchern und die beiden erwecken den Supersoldaten zum Leben. In der darauffolgenden Zeit arbeitet Kirby für verschiedene Verlage wie DC Comics und produziert neben den Superhelden auch Geschichten in anderen Genres.

So erschafft er beispielsweise mit Joe Simon die Romance Comics. Nach der Rückkehr zu Marvel (damals noch Atlas Comics) kreiert der Künstler gemeinsam mit Stan Lee den größten Teil der Hauptcharaktere und Superhelden des Marvel-Universums.

Nach einem weiteren Wechsel zu DC Comics erschafft Kirby die Metaserie *Fourth World Saga* mit den New Gods, die bis heute wichtiger Part des DC-Repertoires sind. Doch hält es ihn dort nicht lange und er kehrt in den späten 1970ern wieder zu Marvel und *Captain America* zurück. In den letzten Jahren seiner Schaffensphase zeichnet Kirby für verschiedene Verlage und kämpft im Namen von Künstlern für den Erhalt der Urheberrechte an ihren Kreationen.

And the Kirby Award goes to...

Was macht Jack Kirby nun zum „King of Comic“? Zum einen wird er mit der Zeit auch in der Mainstream-Presse immer populärer und mittlerweile gibt es sogar Faninstitutionen wie das Jack Kirby Museum & Research Center in Hoboken, direkt gegenüber von Manhattan, wo Kirby einst in der armen Lower East Side geboren war.

Zum anderen wird er mit vielen Auszeichnungen wie dem Alley Award („Best Pencil Artist“ 1967) oder dem Shazam Award („Special Achievement by an Individual“ 1971) ausgezeichnet und 1985 wurde sogar eine Reihe von Preisen nach ihm benannt. Daneben wird er in die Will Eisner Comic Book Hall of Fame aufgenommen und mit anderen Künstlern in der Ausstellung *Masters of American Comics* in New York geehrt.

Partner wie Joe Simon oder Stan Lee schätzen an ihm besonders seine Schaffenskraft: „The hunger of Kirby's pencil to create“. Außerdem wird er für seine kreative Schnelligkeit, Vielfalt, dynamischen Perspektiven und überbordende Action gelobt.

1994 war leider Schluss damit: Der „King of Comic“ starb am 6. Februar.

Monika Dünninger

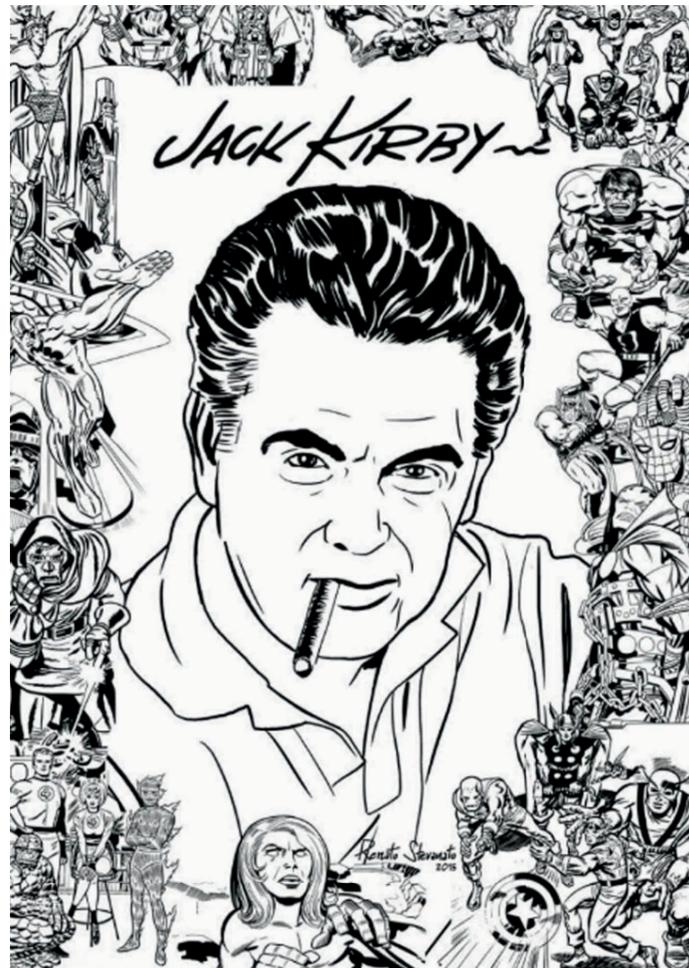


Illustration: Renato Stevanato



Ein Blick hinter die Fassade

„Mein Klient ist eine Frau in Kansas, die *Vogue* liest. Ihr gegenüber gilt meine Verantwortung.“ Am 16. Juni 1917 wird Irving Penn geboren. Seine Modefotografien machen ihn bekannt – dabei sind sie nur Teil seines umfangreichen Gesamtwerkes.

Die mystischen Hallen der *Vogue*. So mancher Modefan wäre hier wohl im siebten Himmel: Die neusten Trends, berühmte Designer, Kleider frisch vom Laufsteg. Hier arbeitet die Crème-de-la-crème der Modewelt und sie ist genauso schick und stilbewusst wie das Magazin selbst. Möchte man meinen.

Der junge Fotograf, der als einziger weder Krawatte noch Anzug trägt, aber dafür in Turnschuhen durch die heiligen Modhallen läuft passt da so gar nicht ins Bild. Als Irving Penn 1943 bei der *Vogue* zu arbeiten beginnt, ist das Magazin bereits ein stilvoll verpacktes Allerlei aus Mode, Beauty und Lebensart. Die beiden Köpfe der Zeitschrift, Iva Patčevič, Chef des Verlagsshauses Condé Nast, und Alexander Liberman, Art Director der *Vogue*, sind Kosmopoliten: Beide gebürtige Russen, die in die Vereinigten Staaten ausgewandert sind. Beide arbeiten vor ihrer Anstellung in New York bereits in Paris, der Modehauptstadt schlechthin. Daneben: Penn. Der 26-jährige Amerikaner, geboren in New Jersey. Gerade eben aus der Armee entlassen und eigentlich zum Maler und Grafiker ausgebildet. Und mit Mode hat er eigentlich gar nichts am Hut.

Es zeigt sich jedoch schnell, dass Penn ein wahrer Glücksgriff für die *Vogue* ist: In den kommenden Jahren, bis hin zu seinem Tod am 7. Oktober 2009, fotografiert er zahlreiche Fotostrecken und Coverbilder für das Magazin, die mittlerweile als legendär gelten. Dabei versucht er immer detailversessen und akribisch das bestmögliche Bild zu erschaffen. Als ihm die Kostüme für Cate Blanchetts Film über Elizabeth I. nicht gut genug sind, lässt er für das Fotoshooting kurzerhand ein neues Kostüm designen – von niemand geringerem als Nicolas Ghesquière, dem Direktor von Louis Vuitton.

„Mit diesen Augen habe ich die Modelle noch nie gesehen. Sie haben einen eigenen Ausdruck bekommen!“ Auch Designer wie Issey Miyake sind von der Arbeit Penns begeistert. Seine Fotografien rücken nicht nur die Kleider in das beste Licht, sondern beziehen auch die sonst anonymen Models in ihrer

„Liberman said to me, ‚I must cut back on the work you do for Vogue. The editors don't like it. They say the photographs burn on the page.‘ After some years, I began to understand that what they wanted of me was simply a nice, sweet, clean-looking image of a lovely young woman.“

Irving Penn

Individualität mit ein. Dabei sind einige der Bilder wohl solch ein Blickfang gewesen, dass die Herausgeber der *Vogue* nicht begeistert sind. Penn wird vorgeworfen, dass seine Bilder die Seiten des Magazins „verbrennen“ würden: Die Modefotografie ist dabei nur eines von Penns Steckenpferden: Portraits, Stillleben, Akte... Sein Leben lang experimentiert er mit verschiedenen Genres, dabei inspirieren sich seine Arbeiten gegenseitig. Auf einer seiner vielen fotografischen Expeditionen zu den entlegensten Winkeln der Erde fotografiert er eine marokkanische Frau, von oben bis unten eingehüllt in Stoff. Als nächstes fotografiert er seine Frau, das Model Lisa Fonssagrives-Penn, in marokkanischen Roben und Kopftuch für ein Modefeature der *Vogue*.

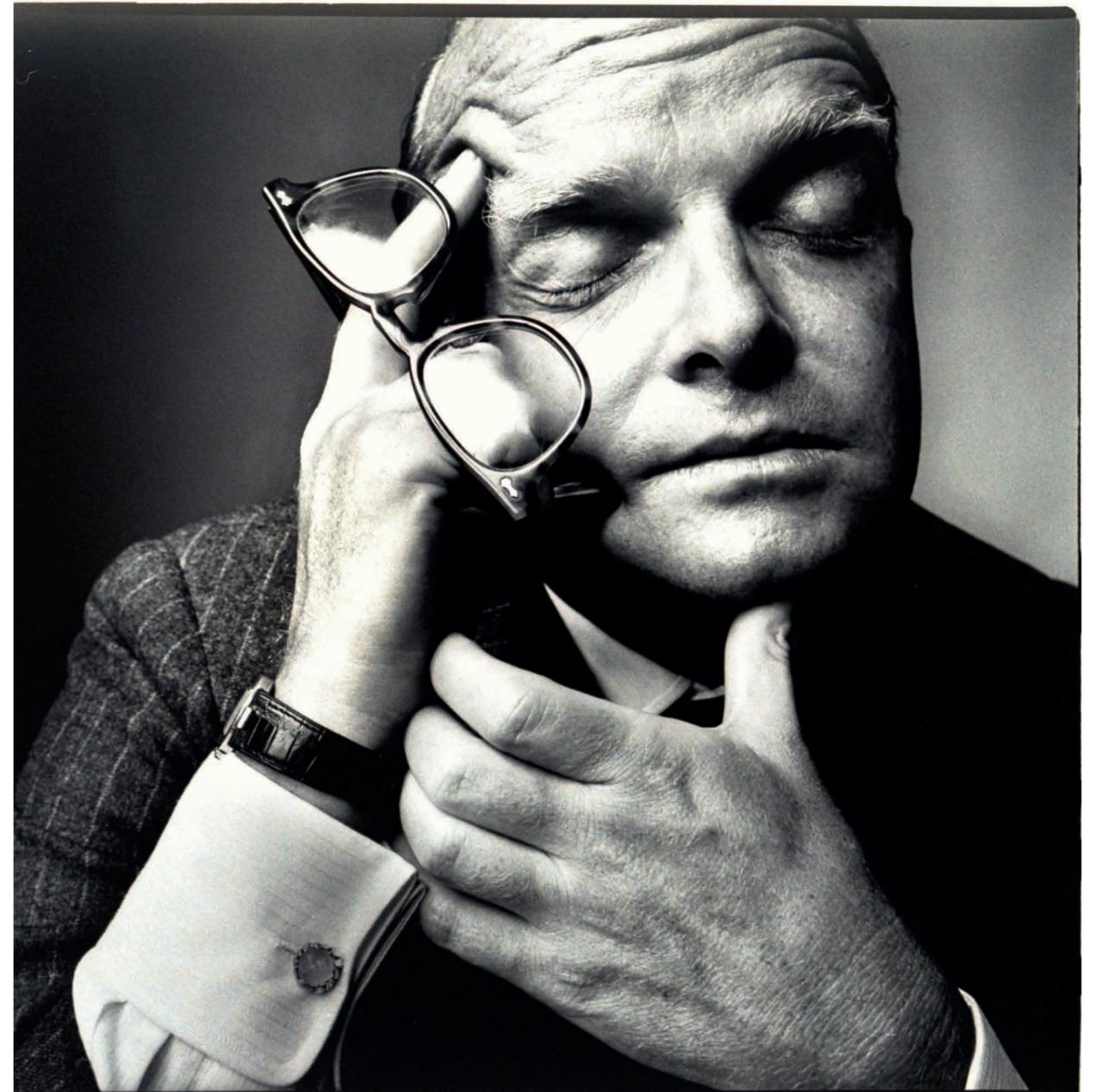
Seine Modelle werden dabei immer in einem Atelier aufgenommen – Penn lässt selbst die indigene Urbevölkerung der Anden ins Dorf herunterkommen, um sie dort im angemieteten Atelier fotografieren zu können. „Arbeiten unter freiem Himmel bringt zu viele Variablen mit sich, die ich nicht kontrollieren kann“, sagt er. Denn wenn seine Fotografien eines sind, dann penible und detaillierte Arrangements. Nun könnte man meinen, dass Penns Bilder dadurch künstlich wirken, aber ihm gelingt es, stets die Personen authentisch einzufangen. Diese Authentizität wird zum Charakteristikum für Penns Fotografie.

Authentisch ist auch seine Serie von Portraits Prominenter aus dem Jahr 1948. Aufgenommen in einer Eckstaffage, fotografiert er Berühmtheiten wie Marcel Duchamp, Martha Graham, Frieda Kahlo und Spencer Tracy. Die Reaktionen der wortwörtlich in die Ecke Getriebenen waren oft sehr persönlich.

Einige sind spielerisch mit der Situation fertig geworden: Spencer Tracy lehnt zwischen den Wänden und lächelt süffisant in die Kamera, Marcel Duchamp pafft seelenruhig seine Pfeife. Martha Graham hingegen drückt beide Ellenbogen fest gegen die Wände um ihrer Klaustrophobie Einhalt zu gebieten. Georgia O'Keeffe versinkt so tief in der Ecke, dass Penn Angst hat, sie käme nicht mehr heraus. Als Penn Truman Capote auffordert, eine charakteristische Pose einzunehmen, meint der Schriftsteller: „Andere Leute kann ich nachmachen, aber es ist gar nicht so einfach, sich selbst nachzumachen.“

Ein Blick auf den Menschen hinter der Fassade ist das Ziel von Penns Fotografie. Ob es Modebilder, Portraits von exotischen Kulturen oder von berühmten Personen sind – Kleidung, Herkunft oder der Status interessieren Penn nicht, für ihn zählt nur eines: die Persönlichkeit, die dahinter steckt. Denn „what lies behind the facade is rare and more beautiful than the subject knows or dares to believe.“

Viktoria Sommermann



Irving Penn: Truman Capote, New York 1965.

Foto: The Irving Penn Foundation

Fahre Wohl

Aloha 'oe ist das berühmteste Lied aus Hawaii. Eine Volksweise? Heute schon, doch die Verfasserin ist bekannt: Lili'uokalani. Sie war die letzte Königin des Inselstaats. Geschrieben hat sie den Abschiedsgesang zweier Liebender 1877. Vor hundert Jahren ist sie gestorben.



Statue von Lili'uokalani. Foto: Daniel Ramirez/CC BY 2.0/Wikimedia

Elvis Presley, Marlene Dietrich und Jonny Cash haben ihn gesungen und hunderte andere, Freddy Quinn gar auf Deutsch. Auf Hawaii wurde der romantische Ohrwurm von der Trennung eines Liebespaares am Südestrand einst für jedes abfahrende und ankommende Schiff intoniert. Aloha 'oe („Fahre wohl“) prägt bis heute das Sehnsuchtsbild von Palmen, Blumenketten, Muschelhorn und Ukulelenklang. Die Geschichte seiner Verfasserin ist nicht so idyllisch. Lili'uokalani hieß eigentlich Lili'u Loloku Walania Kamaka'eha. Getauft wurde die 1838 in Honolulu Geborene auf den Namen Lydia Pākī. Kompliziert wie diese Namensgeschichte ist auch

ihr Werdegang, verwoben in die Entwicklung Hawaiis in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das dunkelhäutige Mädchen wuchs wie viele hawaiianische Kinder bei Pflegeeltern auf, wurde in einer amerikanischen Missionarsschule erzogen, lebte dann am Hofe des mit ihr entfernt verwandten Königs Kamehameha IV., dessen Vorfahr Kamehameha I. 1810 die acht Inseln gewaltsam vereint und die Monarchie eingeführt hatte. Als der letzte direkte Nachfahr Kamehamehas 1874 gestorben war, bestieg Lydias Bruder Kalākaua den Thron. Sie wurde die Thronfolgerin und erhielt den Namen Lili'uokalani.

„Aloha 'oe, aloha 'oe
E ke onaona noho i ka lipo
A fond embrace
A ho'i a'e au
Until we meet again“

Sie reiste nach England, wo sie an den Feierlichkeiten zum Goldenen Thronjubiläum Queen Victorias teilnahm, und nach Amerika, engagierte sich sozial – und dichtete. Fast 150 Lieder hat die oft einsame, wenig glücklich mit einem amerikanischen Lebemann verheiratete Frau komponiert und getextet. 1891 rückte sie selbst auf den Thron, während amerikanische Plantagenbarone längst die heimlichen Machthaber waren und die hawaiianische Kultur mehr und mehr verdrängten.

Sie strebte nun nach mehr Macht für die Krone, mehr wirtschaftlicher Teilhabe für ihre Landsleute, doch scheiterte sie mit Plänen für eine Verfassungsreform. 1893 landeten US-Marines auf Hawaii, sie wurde unter Hausarrest gestellt, das Inselreich zur Republik erklärt. Lili'uokalani kämpfte um ihr Recht, wurde nach einem rebellionsversuch wegen Hochverrats zeitweise inhaftiert und musste 1895 endgültig abdanken. Drei Jahre später wurde Hawaii dann annektiert und zum US-Territorium, 1951 schließlich zum 50. Staat der USA.

Lili lebte noch fast 20 Jahre in Honolulu, empfing eine Rente und gelegentlich Besuch, widmete sich weiter der Musik. Am 11. November 1917 ist die letzte Königin des Inselstaats gestorben. Eine starke Frau. Fahre wohl, du Blume von Hawaii (als welche sie in der 1931 uraufgeführten Operette von Paul Abraham fortlebt). Aloha 'oe. Markus Behmer

Was für's Herz

Tierbabys gehen immer, heißt es heute, wenn man Clicks und Likes generieren will. Balgende Hundewelpen waren auch 1892 schon ein Blickfang. Wenn dann noch ein Menschenkind „beim Frühschoppen“ gezeigt werden konnte ... süüüß!

Gerne wollen wir da mal für einen Moment die Schreckensmeldungen vergessen, etwa dass vor 125 Jahren die letzte große Choleraepidemie in Deutschland ausbrach. In Hamburg war's, wo das Trinkwasser noch ungeklärt einfach aus der Elbe entnommen wurde. Der Sommer war heiß, die Wohnbedingungen in manchen Vierteln höchst unhygienisch, „Pesthöhlen und Brutstätten für jeden Ansteckungskeim“, wie der berühmte Bakteriologe Robert Koch feststellte. Fäkalien gerieten in die zentrale Wasserversorgung. Rund 17.000 Bewohner der Hansestadt erkrankten an dem schweren Brechdurchfall, 8.605 starben. Aber es ging auch aufwärts anno 1892: In den USA erhielt Jesse W. Reno ein Patent auf die Erfindung der Rolltreppe. Die neueste Technik made in Germany war hingegen eher in die Weite gerichtet: Am 24. April ließ sich Kaiser Wilhelm II. das neueste Geschütz der Essener Waffenschmiede Krupp vorführen. Bis zu 20 Kilometer weit konnte es schießen.

Im gleichen Jahr, am 9. November, gründete der spätere Friedensnobelpreisträger Alfred Hermann Fried die deutsche Friedensgesellschaft. Es waren dann eher die Produkte aus dem Hause Krupp, die die Entwicklung hin zum Ende des Kaiserreichs 26 Jahre später bestimmen sollten, als die Ideen des Pazifisten. Doch zurück zum Positiven, nun: zur Kultur. 1892 hatten zum Beispiel Peter Tschaikowskys Ballett *Der Nussknacker* und Gerhard Hauptmanns Drama *Die Weber* Premiere, Karl Mays *Durch die Wüste* erschien, in Berlin löste eine Ausstellung von Bildern Edward Munchs einen Skandal aus.

Auf der Internationalen Kunstausstellung in München wurden, soweit bekannt ohne öffentliche Erregung, die Bilder vom Säugling und den Hundewelpen gezeigt. Markus Behmer

Illustrirte Zeitung

Nr. 2567. 99. Bd. Erscheint regelmäßig jeden Sonntag im Umfang von circa 24 Foliosseiten. Leipzig und Berlin. Viertel, Abonnementspreis 7 Mark. Einzelpreis einer Nummer 1 Mark. 10. September 1892.



Beim Frühschoppen. Nach dem Gemälde von Olga Weagren-Hartmann. (Photographieverlag der Photographischen Union in München)



Junge Gesellschaft. Nach dem Gemälde von Germaine Weidmann-Weidlich. (Photographieverlag von Dr. G. Albert in München) Aus der diesjährigen Internationalen Kunstausstellung in München.

Leipziger Illustrirte Zeitung vom 10.09.1892.

1892

Reporterin im Sturm der Zeit

Maria Leitners Reportagen über das Leben einfacher Menschen in Zeiten des Umbruchs faszinieren noch heute. Ihr Mut, für politische Überzeugungen im Widerstand gegen das Nazi-Regime einzutreten, flößt Respekt ein.

Geboren wurde Maria Leitner am 19. Januar 1892 in einer ungarischen Kleinstadt. Sie war die ältere Schwester von zwei Brüdern, zu denen sie zeitlebens ein enges Verhältnis pflegte. Noch als Kind erfolgte der Umzug nach Budapest, wo der Vater versuchte, bessere Arbeit zu finden. Dort absolvierte Leitner die Höhere Mädchenschule, lernte Maschinenschreiben und Stenografie, und erwarb sich als Frau damit hervorragende Möglichkeiten am damaligen Arbeitsmarkt.

Für das Studium ging es dann schließlich nach Berlin. Nebenher arbeitete Leitner im europaweit angesehenen Verlag von Paul Cassirer und kam so mit der progressiven Kunst- und Literaturszene in Kontakt. Nach ihrem Abschluss kehrte sie jedoch nach Budapest zurück und begann als redaktionelle Mitarbeiterin der auflagenstarken Boulevardzeitung *Az Est (Der Abend)*.

Nach dem gewaltsamen Sturz der ungarischen Räterepublik 1919 war die erneute Rückkehr nach Berlin als politische Emigrantin gewissermaßen erzwungen. Hier politisierte sich Leitner während ihrer Tätigkeit im Verlag der sozialistischen Jugendinternationalen. Sie machte sich durch Übersetzungsarbeit amerikanischer Autoren, u.

a. von Jack Londons *Die Eiserne Ferse*, einen Namen. 1924 besuchte Leitner ihren Bruder, der in New York die linke Zeitung *Neuer Vorwärts* redigierte. Kurz nach ihrer Ankunft verstarb dieser jedoch plötzlich an einem Lungenleiden. Ein schwerer Schlag für die junge Journalistin.

Nach dieser unglücklichen ersten Reise war Leitner zwischen 1925 und 1928 erneut in den USA unterwegs, nun im Auftrag des Ullstein-Verlags. Sie verfasste zahlreiche populäre Rollenreportagen, die ihre Erlebnisse dokumentieren und sich als *Eine Frau reist durch die Welt* sowie in Romanform als *Hotel Amerika* gut verkauften. Somit war Maria Leitner Anfang der 1930er im deutschsprachigen Raum als sozialkritische Autorin bekannt geworden.

Nach einer Zwischenstation in Wien verlegte sie ihren ständigen Lebensmittelpunkt erneut nach Berlin und schrieb unter anderem für *Tempo* und die *Welt am Abend*. Diese Reportagen

setzten sich mit aktuellen Themen auseinander und waren sprichwörtlich am Puls der Zeit. Die Reporterin war dem Ton der Neuen Sachlichkeit verpflichtet. Die Vermittlung ihrer Themen profitierte von der dokumentarischen Präzision und der Verknappung der Sprache. Soziale Ungleichheit und moderne Arbeits- und Lebenswelten wurden von Leitner in kurz getakteten Sätzen umrissen und die Gegebenheiten in scharfen Kontrasten abgebildet:

„Die Straßen des großen Verkehrs, der werktätigen Geschäftigkeit, liegen gelähmt, ausgestorben da. Die Schaufenster zeigen ungeachtet alle ihre Schätze.

Die Häuser in der Stadt sind tot. Nur einige bequeme Frauen liegen in den Fenstern. Alte Leute sitzen auf den Bänken.“ Sie war aber nicht nur fleischgewordenes Kameraauge, nein, Leitner rückte die Menschen selbst als Akteure in den Fokus ihrer Reportagen. Häufig erzählten sie ihre Geschichte. Das erzeugte eine ungewöhnliche Erzählsituation, in der die Autorität einer journalistischen Stimme um eine Facette bereichert wurde, indem Erlebnisse scheinbar ganz unvermittelt für den Leser aus Sicht der Betroffenen dargestellt werden konnten. Nach der Machtergreifung Hitlers wurden diese sozialkritischen Reportagen für

Leitner zu einer existenziellen Bedrohung. Die *Welt am Abend* druckte zwar bis zum 8. Februar 1933 noch Teile ihrer Reportageserie *Frauen im Sturm der Zeit*, doch Leitner hielt es für ratsam unterzutauchen. Auf Umwegen kam sie in den nächsten Jahren nach Frankreich. Von hier kehrte Leitner dank ihres österreichischen Passes noch regelmäßig nach Deutschland zurück. Ihre Vor-Ort-Recherchen publizierte Leitner nun in der Exilpresse und verfasste auf deren Grundlage den Roman *Elisabeth, ein Hitlermädchen*. Finanziell und körperlich ausgelaugt kämpfte die Journalistin bis zuletzt um ein USA-Visum. Ihre Spur verliert sich 1941 in Marseille. Dort starb Leitner wahrscheinlich am 14. März 1942 in einem örtlichen Krankenhaus.

Hendrik Michael



Foto: Helga Schwarz/CC BY-SA 3.0/Wikimedia

„Ach, wenn Herr Reifenberg wüsste“

Wann immer es Benno Reifenberg zu feiern galt, haben die ganz Großen des deutschen Journalismus wie Friedrich Sieburg oder Erich Pfeiffer-Belli in die Tasten gegriffen. Aber auch Kritik war der Publizist immer wieder ausgesetzt.

„Dieser redliche Publizist, der sich vor menschlichem Genius zu beugen weiß“, sei „dem Wort aufs innigste verbunden“, urteilte Erik Graf Wickenburg 1953 in einer Buchbesprechung. „Die Universalität dieser Figur“, die sich „immer freudig als Journalist bezeichnet“ hat, aber „ganz Schriftsteller“ wurde und „seiner unvergleichlichen Prosa-Kunst freien Ausgang“ ließ, als das NS-Regime den Journalismus knebelte, und dem nach 1945 an einer neugegründeten Zeitung wieder „ein hervorragender Platz“ zuteil wurde, beeindruckte Friedrich Sieburg zum 70. Geburtstag am 16. Juli 1962. „Ein stattlicher, leicht gebeugter Mann mit einem weißhaarigen Haupt edelster Bildung“ hielt einen „vielschichtigen, eminent kenntnisreichen und klugen“ Vortrag, als ihm 1964 in der Paulskirche der Goethepreis verliehen wurde, bezeugt Erich Pfeiffer-Belli. Und Wilhelm Emanuel Süskind nannte ihn in seinem Nachruf 1970 „einzigartig, wenn nicht als Schriftsteller, so doch in seinem Hauptberuf als Journalist. [...] Zeitungsleute aber geben sich heute gern als harte Männer der scharfen Getränke: der Facts und der Spezialkenntnisse, und wissen wohl kaum mehr, daß sie an ihm nicht nur ihren Doyen verlieren, sondern ihren großen alten Mann schlechthin, von einer Bildung fern allem Spezialistentum und dafür strahlend von Heiterkeit, Lebenszugewandtheit und jener Jovialität, für die zwischen Umgänglichkeit und Kindlichkeit die rechte Verdeutschung liegt.“

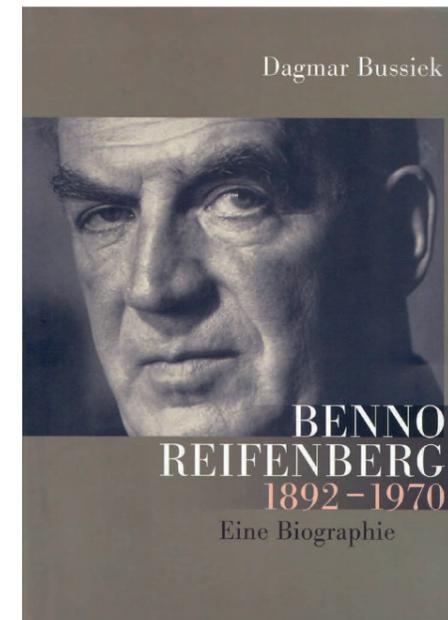
Die Rede ist von Benno Reifenberg, einem der Großen der alten *Frankfurter Zeitung* und der neuen *Frankfurter Allgemeinen*. Sohn eines Deutschen jüdischer Abstammung und einer in Indonesien aufgewachsenen Holländerin, studierter Kunsthistoriker, dessen Promotion der Weltkrieg verhinderte, Artillerieoffizier an der Westfront, verheiratet mit einer Polin, wurde Reifenberg nach der Rückkehr in seine Vaterstadt Frankfurt von Heinrich Simon für den Journalismus gewonnen. Simon war der führende Kopf der von seinem Großvater Leopold Sonnemann gegründeten *Frankfurter Zeitung*; dort wuchs Reifenberg zum Nachfolger der legendären Feuilleton-Chefs Fedor Mamroth und Rudolf Geck heran, der mit Kollegen wie Bernhard Diebold, Siegfried Kracauer, Wilhelm Hausenstein und

vielen anderen das Blatt zum „Diskursraum“ der zeitgenössischen Kultur machte. Dies, und wie Reifenberg 1930 als Korrespondent der *FZ* nach Paris ging, wie er 1932 zurück nach Frankfurt und in die Innenpolitik wechselte, wie er sich zusammen mit dem Hauptstadtkorrespondenten Rudolf Kircher mühte, die den Nationalsozialisten verhasste *FZ* mit sauberen Händen durch das „Dritte Reich“ zu retten, und sich spätestens ab 1938 aus dem hoffnungslos ungleichen Kampf zurückziehen musste, wie sich endlich nach 1945 die Tore zu neuem Wirken im Journalistenberuf wieder auftaten – all dies ist in sämtlichen Einzelheiten in der vorzüglich dokumentierten

Benno-Reifenberg-Biographie von Dagmar Bussiek – ursprünglich einer Habilitationsschrift im Fach Geschichte – nachzulesen.

Reifenbergs Wirken in der Bundesrepublik fand bei Berufskollegen, wie es W. E. Süskind mit seinem Seitenhieb auf die „harten Männer der scharfen Getränke“ angedeutet hat, keine ungeteilte Zustimmung. Der *SZ*-Journalist Fred Hepp hat das schon 1952, zu Reifenbergs 60. Geburtstag, ganz ungeschminkt bedauert: „Der Stil der *Frankfurter Zeitung*, wie er sich in Reifenbergs nobler und humaner Art zu schreiben darstellte, hat in der Nachkriegspublizistik keine Fortsetzung gefunden. Flüchtige Betrachter versuchen ihn, halb gelangweilt, halb spöttisch, als ‚old fashion‘ abzutun. Der heutige ner-

vös-aktuelle und hektisch registrierende Journalismus schreibt eine direktere, zupackendere, ungepflegtere Sprache.“ Das galt offenbar besonders für die neureichen Zyniker vom Hamburger Speersort: So hat Rudolf Augstein im *Spiegel* (16/1956) dem *FAZ*-Mitherausgeber schnöselige Nachhilfe („Ach, wenn Herr Reifenberg wüsste“) im Titelblattmachen erteilt; so war es dem *Spiegel* (19/1962) eine Meldung wert, dass Reifenberg vorgeblich „Opfer einer Freudschen Fehlleistung [wurde], als er in einem Artikel den Wilhelmine-Gatten Heinrich Lübke zweimal als ‚Wilhelm‘ Lübke bezeichnete“, so rief ihm der *Spiegel* (8/1970) noch Hämisches ins Grab nach. Doch die Parvenühaftigkeit „harter Männer der scharfen Getränke“ und bisweilen noch schärferer Rauschmittel lässt Gestalten wie Benno Reifenberg nur klarer hervortreten, die Sehnsucht nach anständigem Journalismus nur wachsen. Heinz Starkulla jr.



Das populäre Monster

Etwa 150 Millionen Mal wurde der Roman *Der Herr der Ringe* bislang verkauft. Quasi im Alleingang erschuf die Trilogie das moderne Fantasy-Genre. Doch viele Fans von heute kennen nur noch die darauf basierenden Filme.

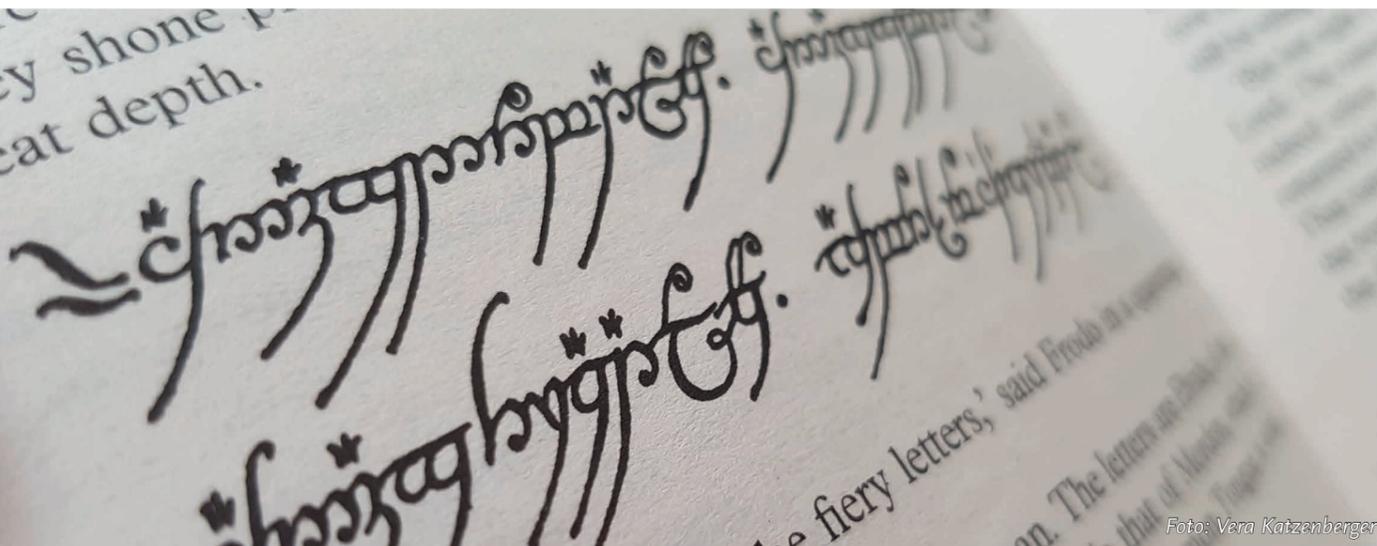


Foto: Vera Katzenberger

Der alte Mann ist außer sich vor Zorn. Auch wenn er einen Tweed-Anzug trägt und Pfeife raucht, rappt er seinen Widersacher in Grund und Boden. So tobt er: „The backstory of my box office is billions, got my children making millions of my Silmarillions.“ Milliarden werden also mit seinen Kinofilmen gemacht. Seine Familie: Alles Millionäre, nicht zuletzt dank seiner Romane wie dem *Silmarillion*. So portraitiert der erfolgreiche YouTube-Kanal „Epic Rap Battles of History“ (ERB) den zu Lebzeiten höchst biederen Philologen J. R. R. Tolkien (1892-1973). Sein Einfluss, auch 44 Jahre nach seinem Tod: ungebrochen.

So ist es kein Zufall, dass die Macher von ERB eigentlich nur einen würdigen Gegner für Tolkien aufreiben konnten. Sein Rivale für dieses Rappgefecht ist kein Geringerer als George R. R. Martin, aus dessen Feder die Romanvorlage für *Game of Thrones* stammt – jene Serie also, mit der der US-Serienproduzent Home Box Office (HBO) einen Welthit gelandet hat. Während sich bei ERB die Rapper Nice Peter (Tolkien) und EpicLOYD (Martin) mit scheinbar unversöhnlichem Hass begegnen, spricht der echte Martin voller Respekt über seinen Kollegen: „Ich bewundere Tolkien außerordentlich. Seine Bücher hatten einen enormen Einfluss auf mich.“

Martin befindet sich damit in guter Gesellschaft. So erklärte etwa Tom Shippey, seines Zeichens emeritierter Professor für altenglische Sprache: „Ich glaube nicht, dass irgendein moderner Autor epischer Fantasy Tolkiens Spuren entkommen kann.“ Tatsächlich strotzt die Liste der durch Tolkien inspirierten Romane nur so von prominenten Titeln. Die *Scheibenwelt*-Serie (Terry Pratchett) ist ebenso darauf zu finden wie *Der goldene Kompass* (Philip Pullman) oder die Romane rund um den

Zauberer *Harry Potter* (J. K. Rowling). Dabei ist es vor allem die Trilogie *Der Herr der Ringe*, die ein weltweites Echo in der Popkultur hinterlassen hat. Die Geschichte des durch den dunklen Herrscher Sauron geschmiedeten Rings wurde zuletzt durch das Kino einem Millionenpublikum bekannt. Alle drei Teile finden sich in der Top 50 der kommerziell erfolgreichsten Filme aller Zeiten wieder. Gleich 17 Oscars konnte Regisseur Peter Jackson mit ihnen Anfang des Jahrtausends einheimsen. Jackson, der zu Beginn seiner Karriere vor allem mit blutrünstigen Splatter-Movies für Aufsehen gesorgt hatte, verwandelte den mitunter pathetischen Stil der Romane dafür in ein luftiges Stück Popcorn-Kino. Dies passt zum Credo des Neuseeländers: „Ich halte mich viel mehr für einen Unterhalter als für einen Künstler.“

Die moderne Sicht auf die Bücher Tolkiens geschieht seitdem fast immer durch den Filter der Filme hindurch. Anders als bei *Harry Potter*, wo J. K. Rowling über jedes Detail die Kontrolle behielt, entfernte sich *Der Herr der Ringe* an vielen Stellen mitunter weit vom literarischen Vorbild. Dies stößt nicht nur manchen Fans sauer auf, die jede noch so kleine Abweichung akribisch in esoterisch anmutenden Blogs dokumentiert haben. Auch Tolkiens 1924 geborener Sohn Christopher fällt ein regelrecht vernichtendes Urteil über Jacksons Arbeit: „Sie haben das Buch ausgeweidet, um daraus einen Actionfilm für 15- bis 25-Jährige zu machen.“

Nun ist Christopher Tolkien jedoch nicht einfach nur ein gekränkter Sohn, der den missverstandenen Vater verteidigt. Stattdessen hat er sein Leben der monumentalen Aufgabe gewidmet, den literarischen Nachlass von John Ronald Reuel (so die ausgeschriebenen Initialen J. R. R.) im Lauf vieler Jahre

herauszugeben. Was heute „von der Schönheit, der Ernsthaftigkeit des Werks“ übrig geblieben sei, löse „die ästhetische und philosophische Kraft dieser Schöpfung in Nichts auf“. Christopher, der selbst als Dozent an der Universität Oxford tätig war, registriert demgegenüber nur noch Kommerzialisierung. Sein nüchternes Fazit: „Tolkien ist ein Monster geworden.“

Doch dieses Monster ist populär. Es ist die Gallionsfigur einer gigantischen Medienmaschinerie, die rund um seine unermüdliche Verwertung entstanden ist. Die von einem winzigen Buch zu gleich drei Blockbustern aufgeblähte *Hobbit*-Trilogie (2012-2014) spülte erneut Milliarden in die Kassen der Filmstudios. Künstlerisch erlitt sie derweil Schiffbruch: Neben eher mäßigen Kritiken konnte sie gerade einmal einen einzigen mageren Oscar nach Hause bringen. Ein Ende ist dennoch nicht in Sicht: Derzeit wird das vier Jahre nach Tolkiens Tod veröffentlichte *Silmarillion* als heißer Kandidat für den nächsten Schwung an Fantasy-Filmen gehandelt.

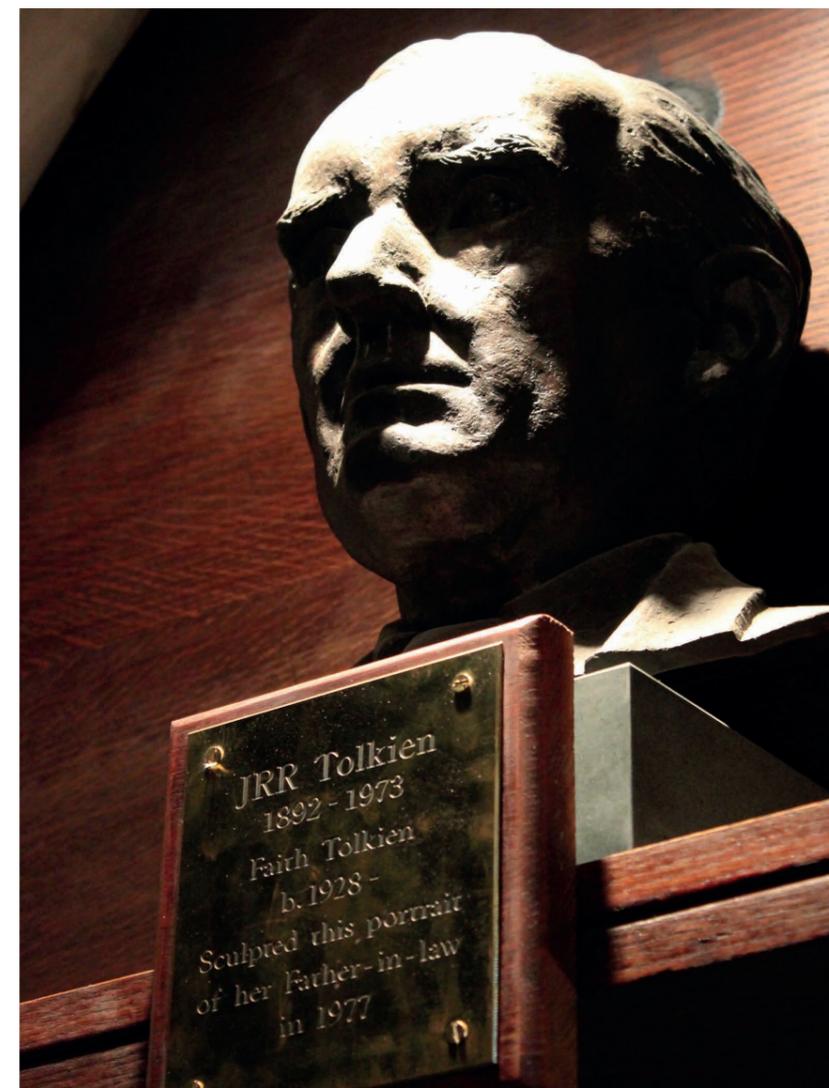
Für Tolkien selbst wäre seine Popularität auf der Filmleinwand derweil völlig unvorstellbar gewesen. So veräußerte er die Filmrechte noch zu Lebzeiten für eine vergleichsweise winzige Summe – hauptsächlich, damit nicht der von ihm verabscheute Disney-Konzern eines Tages Hand an den Stoff legen konnte. Ohnehin hielt er seine Romane für völlig unverfilmbar. Weitaus wichtiger war dem Sprachwissenschaftler Tolkien, wer seine Bücher verlegen durfte. Als ihm kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ein deutscher Verlag beispielsweise die Rechte für *Der kleine Hobbit* abkaufen wollte, war er zutiefst empört. Die Anfrage war nämlich an die Frage gekoppelt, ob Tolkien Arier sei. Tolkien, dem Faschismus grundsätzlich verhasst war, erteilte den Deutschen eine wutentbrannte Abfuhr.

Ähnlich befremdet reagierte er auf die Hippies, die in den 1960er Jahren den *Herrn der Ringe* als Manifest gegen jede Form der Umweltzerstörung interpretierten. „Tolkienmania“ war damals ein in den Medien fest eingeführter Begriff. Obwohl Tolkien tatsächlich die Industrialisierung im Großen und Ganzen mit dem Bösen gleichsetzte, empfand er es als „keinesfalls angenehm, zu Lebzeiten Gegenstand eines Kults zu sein“. Die Blumenkinder jener Zeit focht Tolkiens Zurückhaltung nicht an: Vor allem die von ihm erfundenen Baumhirten, die Ents, hatten es ihnen angetan. 1972 schrieb Greenpeace-Mitbegründer David McTaggart, dass ihn *Der Herr der Ringe* wesentlich für Öko-Themen aktiviert hätte.

Paradoxerweise mag die Kraft von Tolkiens Mythen am Ende daran liegen, dass sie so einfach banalisiert werden können. Alle Märchen und Legenden haben sich im Lauf der Jahrtausende verändert. Tolkien selbst hatte nicht den eifersüchtigen Anspruch, dass nur er selbst Hand an

sein Werk legen dürfte. Stattdessen schrieb er, Raum lassen zu wollen „für andere Köpfe und Hände, die auf dem Gebiet der Malerei und Musik und des Schauspiels tätig sind“. Natürlich hatte er dabei nicht erwartet, dass es einmal Kuriositäten wie einen *Herr der Ringe*-Porno oder von seinen Büchern inspirierte Hüllen für Smartphones geben würde. Doch was Tolkien eigentlich wollte, war seinem geliebten Heimatland einen originär englischen Mythos zu schenken, der tief in die Köpfe einsickert. Besser sollte er sein als all das „erbärmliche Zeug, das wir in den Schulbüchern finden“. Ob er damit Erfolg hatte? Gandalf der Graue, die Hobbits Frodo und Bilbo, der Elb Legolas und der Zwerg Gimli sind heute genauso bekannt wie Rotkäppchen oder Aschenputtel. Haben Sie nicht vielleicht auch an sie während der Lektüre dieses Textes gedacht – obwohl ihre Namen nie gefallen sind? *Alexander Godulla*

Dr. Alexander Godulla ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der Hochschule Würzburg-Schweinfurt.



Büste von J.R.R. Tolkien im Exeter College. Foto: Julian Nitzsche/CC BY-SA 3.0/Wikimedia

Das Jahr der Pioniere

Ob Hal Roach, Margaret Rutherford oder Harry Piel – sie gelten als Kultfiguren des 20. Jahrhunderts. Und trotz der unterschiedlichsten Genres, die sie vertreten, vereinen sie doch zwei Dinge: ihr Geburtsjahr und ihre Hingabe zum Film.

1892: Der Film steckt zu diesem Zeitpunkt noch in seinen Anfängen und ist weit entfernt von dem, was er heute ist. Erst wenige Jahre zuvor gelingt es dem Fotografen Eadweard Muybridge, Serienfotos eines galoppierenden Pferdes anzufertigen – der erste kleine „Film“ entsteht. Émile Reynaud präsentiert 1892 dann erstmals das Praxinoskop, den Vorläufer des Kinematographen. Zwar steht der große Durchbruch filmtechnischer Entwicklungen noch bevor – erst 1895, als die Brüder Lumière in Paris, die Brüder Skladanowsky in Berlin erstmals öffentlich Filme vorführen, gilt als das Geburtsjahr des Kinos. Dennoch ist das Filmjahr 1892 von großer Bedeutung, denn es ist das Geburtsjahr vieler heute noch weltbekannter Größen der Filmbranche. Vom Zeitpunkt ihrer Geburt über den Höhepunkt ihrer Karriere bis zu ihrem Tod hat sich die Filmindustrie enorm entwickelt. Sie alle erleben die Entwicklung vom ersten Kurzfilm zur Stummfilmzeit bis hin zu Farbfilm und Fernsehen intensiv mit. In ihren Berufen als Schauspieler, Regisseur und Produzent stecken sie mittendrin im Wandel. Auch 125 Jahre nach ihrer Geburt sind viele von ihnen noch immer beliebte Persönlichkeiten und bekannte Gesichter. Wer waren Oliver Hardy, Jack Warner & Co und welches Leben führten sie?

Pionier der Zweideutigkeit

Eigentlich hätte er die Schneiderei seines Vaters übernehmen sollen, doch es kommt ganz anders: **Ernst Lubitsch**, der am 29. Januar 1892 in Berlin geboren wurde, schreibt stattdessen Filmgeschichte. Fasziniert von der Schauspielerei, ist er bereits in Deutschland ein erfolgreicher Filmmacher, als er 1922 in die USA auswandert. In Hollywood konzentriert er sich vor allem auf (Liebes-)Komödien und etabliert den sogenannten „Lubitsch-Touch“: Er versteht es wie kein anderer, doppeldeutige Situationen zwischen Frauen und Männern zu schaffen, die den damals vorherrschenden Sitten keinesfalls entsprochen haben. Sein Rezept: den Zuschauern Raum für Interpretation und Vorstellung lassen.

Ein weiterer Meilenstein seiner Karriere ist der erfolgreiche Übergang vom Stumm- zum Tonfilm. Während viele Filmmacher mit der neuen Technologie zu kämpfen haben, dreht Lubitsch viele erfolgreiche Filme wie *Ärger im Paradies*. In den 1930er Jahren gehört er zu den erfolgreichsten Regisseuren Hollywoods und arbeitet mit Ikonen wie Greta Garbo und Marlene Dietrich.

1942 schafft er dann seinen wohl bekanntesten Film: *Sein oder Nichtsein*, eine Nazi-Parodie. Dass dieses Thema während des Zweiten Weltkriegs parodiert worden ist, ist damals auf scharfe

Kritik gestoßen, heute ist der Film ein Klassiker. Kurz vor seinem Tod erhält Lubitsch den Ehrenoscar für innovative Regie und sein Lebenswerk. Noch im selben Jahr erleidet Ernst Lubitsch seinen sechsten Herzinfarkt; er stirbt am 30. November 1947.

Langer Weg zum Glück

Lange Zeit steht sie im Schatten ihres Duo-Partners Karl Valentin, doch kämpft sie sich nach vorn. **Liesl Karlstadt** wird am 12. Dezember 1892 in München als Elisabeth Wellano geboren und wird mit Valentin zur Ikone der Comedy.

1911 trifft sie ihren zukünftigen Bühnen- und Schauspielpartner, nutzt auf seine Empfehlung hin den Künstlernamen Liesl Karlstadt und lernt, in die verschiedensten Rollen zu schlüpfen. Vor allem ihre Männerrollen spielt sie so überzeugend, dass sie Heiratsanträge von Frauen bekommt. Trotzdem hat sie bei Kritikern stets die Rolle des „Sidekick“ von Karl Valentin inne.

Zur unzureichenden Anerkennung kommen die Belastungen der Zusammenarbeit mit Valentin. Seine Egozentrik sowie seine Angstzustände, üblen Launen und Rücksichtslosigkeit belasten sie immer mehr, bis sie nach einer schlechten Investition Valentins auch noch all ihr Geld verliert und sich aus Verzweiflung in die Isar stürzt. Nach ihrer Rettung wiederholen sich Klinikaufenthalte und Krisen, bis sie nach zwei Jahren in Abgeschiedenheit wieder zu sich findet.

Nach Valentins Tod 1948 wendet sie sich vom Kabarett ab und widmet sich zunehmend Film und Rundfunk. Ihre Wandlungsfähigkeit wird hier jedoch nicht mehr gebraucht: Sie spielt in Theatern, Radio, Film und Fernsehen meist die humorvolle, mütterliche Frau mit gutem Herz. Überwältigenden Erfolg hat sie ab 1952 in der Hörspielserie des Bayerischen Rundfunks *Familie Brandl*.

Schlussendlich zeigt sich, dass sie auch ohne Valentin erfolgreich – und vor allem glücklich – sein kann.

Der Mann der tausend Sensationen

Der „Dynamit-Regisseur“ **Harry Piel**, der am 12. Juli 1892 in Benrath geboren wurde, macht seinem Spitznamen alle Ehre: Seine zahlreichen inszenierten Sprengungen führen zu spektakulären Szenen, die er in seine Filme einzubauen weiß. Explodierende Brücken und Häuser machen unter anderem die Spannung seiner Filme aus. Doch Harry Piel wird die Arbeit hinter der Kamera schnell zu langweilig und er beginnt, sich auch vor der Kamera zu versuchen: Der Sensationsdarsteller ist geboren und will spektakuläre Abenteuer verkörpern,

indem er, so sagt er, alle Stunts selbst durchführt. Die Pionierarbeit von Harry Piel ist unumstritten. Als erster deutscher Filmmacher geht er in die Berge, macht Außenaufnahmen im Ausland und spielt regelmäßig für spektakuläre Bilder mit seinem Leben, wird oftmals schwer verletzt. Für viele ist er lange Zeit der Inbegriff des Abenteuerlichen und des Wagemuts und er prägt das Action-Genre in Deutschland.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wird ihm im Zuge der Entnazifizierung eine halbjährige Haft und ein fünfjähriges Berufsverbot auferlegt. Danach gelingt es ihm nicht mehr, im Filmgeschäft Fuß zu fassen. Die Kinobesucher können angesichts des realen Schreckens, den sie während des Kriegs erlebt haben, nicht mehr von seinen Filmen beeindruckt werden.

„I am Mr. Hardy and this is my friend Mr. Laurel“

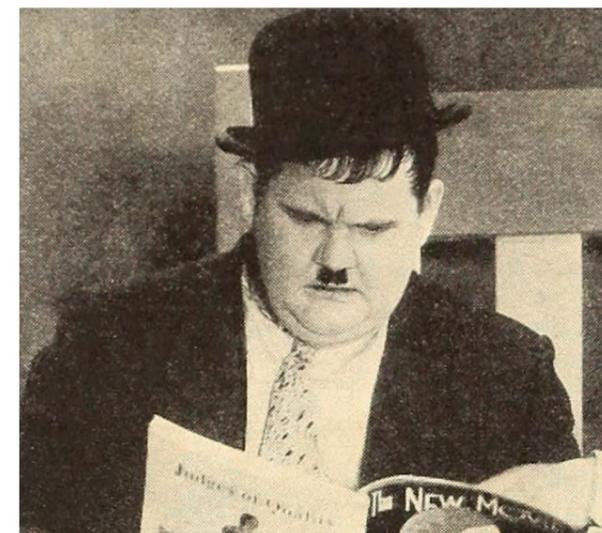
Komiker, Schauspieler und Stummfilmregisseur. Seine Markenzeichen: sein leidender Blick in die Kamera, wenn seinem Partner wieder einmal ein Missgeschick passierte, sein Bowlerhut und der berühmte „tie twiddle“, das verlegene Rummeln an der Krawatte. Als Teil des Komikerduos Laurel & Hardy (Dick & Doof) wird er an der Seite von Stan Laurel in den 1920er und 1930er Jahren weltberühmt und gilt bis heute als einer der talentiertesten Komiker der Filmgeschichte. Die Rede ist von **Oliver „Babe“ Hardy**. Den Spitznamen verdient er sich wegen seines rundlichen Gesichts. Stolz 15 Pfund bringt er bereits bei seiner Geburt am 18. Januar 1892 auf die Waage. Hardys eigentliches großes Talent ist immer seine Stimme gewesen. Als Schüler schwänzt er häufig den Gesangsunterricht, um in einem Stummfilm-Kino Reklamesprüche zu singen. Die Filme und Schauspieler, die er dort sieht, faszinieren ihn und er beschließt: Was die können, kann ich auch! Er soll Recht behalten: Insgesamt ist Hardy in mehr als 370 Filmen zu sehen. In 106 davon spielt er an der Seite seines engsten Freundes und Schauspielpartners Stan Laurel seine Paraderolle des korpulenten Besserwissers. Dem ungleichen Duo gelingt als einem von wenigen erfolgreich der Sprung vom Stumm- zum Tonfilm. 1932 werden sie mit einem Oscar für *The Music Box* ausgezeichnet. Ihre Karrieren sind bis zuletzt untrennbar verschweißt. Denn ohne Dick kein Doof und andersherum!

Die „wahre“ Miss Marple

Den meisten ist sie bekannt als die liebenswerte, schrullige Hobbydetektivin Miss Marple, die stets ihre Nase in die Angelegenheit anderer steckt: **Margaret Rutherford**. Die englische Schauspielerin dreht zwischen 1961 und 1964 vier Miss-Marple-Filme. Es ist die Rolle ihres Lebens. Das Publikum liebt sie. Ironischerweise ist Rutherford selbst anfangs nicht überzeugt: Sie fürchtet alles Kriminalistische und verabscheut die Gewalt. Denn hinter der Fassade der liebenswerten Ermittlerin ist sie eine tragische Figur. Wie sie selbst einmal sagt: „Sie werden nie einen Komödianten finden, der nicht auch einen starken Hang zur Traurigkeit hat“. Am 11. Mai 1892 in London



Liesl Karlstadt Foto: Willy Pragher/CC BY-SA 3.0/Wikimedia



Oliver „Babe“ Hardy Foto: The New Movie Magazine



Jack Leonard Foto: ABC Television

zur Welt gekommen, wird sie in eine Familie hineingeboren, deren Geschichte ähnlich schicksalhaft ist wie die Tragödien, mit der ihre Figur Miss Marple konfrontiert wird. Ihr Vater hat seinen eigenen Vater mit einem Nachtopf erschlagen und verbringt den Rest seines Lebens in einer psychiatrischen Einrichtung; ihre Mutter begeht wenig später Suizid. Rutherford ist zu diesem Zeitpunkt zwei Jahre alt und wächst bei ihrer Tante auf. Der Traumberuf Schauspielerin scheint lange Zeit unerreichbar, ihr Leben lang kämpft sie mit schweren Depressionen. Doch Rutherford beschreitet ihren Weg nach oben, wird zur Perfektionistin mit exaktem Timing und mimischer Ausdruckskraft: „Wenn man so ein Gesicht hat wie ich – die Amerikaner haben es ‚ein englisches Muffin‘ genannt – muss man lernen, damit zu leben. Das ist mir, glaube ich, gelungen.“ Gerade ihr unverwechselbares Gesicht und ihre Mimik machen sie einzigartig, machen sie zu der einzig „wahren“ Miss Marple.

Der Mann hinter Hollywoods „laugh factory“

Am 14. Januar 1892 wird der „Pionier des Lachens“ geboren, 100 Jahre später reist er zur Berlinale und erhält dort den Ehrenpreis für sein Lebenswerk, die Berlinale Kamera.

Hal Roach wird vom Kleinstadler zum Millionär: Solche Traumkarrieren sind in der „Goldenen Ära“ der Filmindustrie in Amerika auch für Quereinsteiger noch möglich. Sein erstes Geld verdient er im echten Leben als Goldsucher, Cowboy und Eisverkäufer – in Filmen spielt er lediglich Statistenrollen. Eine Erbschaft von 3.000 US-Dollar ist sein Sprung ins Glück: Gemeinsam mit seinem Partner Dan Linthicum gründet er die Rolin Studios – später bekannt als die Hal Roach Studios in Culver City, „Hollywoods größte Spaßfabrik“. Hal Roach wird zu einem der größten Filmproduzenten aller Zeiten: Von den 1910er Jahren bis in die 1960er Jahre produziert er über 2.000 Filme und Fernsehsendungen. Es sind fast ausschließlich Komödien, denn für Roach ist das Lachen essenziell: „Lachen ist eine sehr wichtige Sache, man sollte die Menschen auf der Welt so oft wie möglich dazu bringen, denn man kann kaum etwas Böses tun, während man lacht.“

Sein Erfolgsgeheimnis ist zum einen sein einzigartiger Riecher für besonders begabte Komiker, zum anderen aber auch, die kreative Freiheit, die er seinen Künstlern für die Entfaltung ihrer Talente lässt. Stan Laurel und Oliver Hardy, Harold Lloyd und *Die kleinen Strolche*: Sie alle machte er zu Stars an Hollywoods Filmhimmel. Sie bescherten ihm im Gegenzug drei Oscars.

Der „John Wayne“ der Alpen

Seine Leidenschaft fürs Bergsteigen bringt **Luis Trenker** durch Zufall zunächst als Schauspieler, später dann auch als Regisseur, in die Filmbranche. Eigentlich hat ihn Arnold Fanck 1921 für seinen Film *Berge des Schicksals* als Bergführer engagiert. Doch als dieser feststellt, dass sein Hauptdarsteller nicht klettern kann, übernimmt Trenker die Hauptrolle. Die

Berge, Schnee und Eis sind sein Terrain. Auch für seine eigenen Filme wählt er Motive seiner Tiroler Heimat. Ihn auf die Rolle des Bergfilmers festzulegen, ist jedoch falsch, denn er inszeniert ebenso Abenteuerfilme, Komödien, Krimis und Historienfilme.

Am 4. Oktober 1892 in Südtirol geboren, gerät er in den dreißiger Jahren zwischen die Fronten des nationalsozialistischen Deutschlands und des faschistischen Italiens, was auch seine Arbeit als Filmemacher stark beeinflusst. Seine Natur- und Heimatverbundenheit machen Luis Trenker zum Objekt der Instrumentalisierung durch das Regime. Viele werfen ihm opportunistisches Verhalten vor, andere wiederum werten, Trenker sei weder ein „kraxelnder Freiheitsheld noch ein kriecherisch-unterwürfiger Handlanger oder Kollaborateur“ gewesen, sondern eher ein Mensch, „der auch in schwierigsten Situationen in erster Linie darauf bedacht ist, [...] sich seine ökonomischen Möglichkeiten und die berufliche Entfaltung nicht vermiesen zu lassen.“

Seine Person ist ein Mythos mit vielen Gesichtern. Der gebräunte, gestählte Bergfex-Körper repräsentiert das neue deutsche Starimage der 1930er Jahre. Legendar wurde schließlich auch seine für den Bayerischen Rundfunk von 1959 bis 1973 produzierte Fernsehreihe *Luis Trenker erzählt*. Die Welt nennt den am 12. April 1990 mit 97 Jahren Gestorbenen den „John Wayne der Alpen“. In seiner Heimat ist er einfach der Bera Luis – der Herr Luis.

Der Dinosaurier der Unterhaltungsbranche

Dass drei der zwölf Kinder einer polnischen Auswandererfamilie die Traumfabrik Hollywood mitbegründen und formen würden, konnte niemand ahnen. Einer davon ist **Jack Leonard Warner**, der am 2. August 1892 in London, Kanada, geboren wurde.

Nach einigen Anfangsschwierigkeiten gründet er mit seinen Brüdern Harry und Sam die Filmgesellschaft „Warner Brothers Pictures, Inc“ im Jahr 1923 (heute Warner Bros. Entertainment, Umsatz 2015: knapp 13 Milliarden Dollar) und verbucht erste Erfolge. Doch das Märchen der drei Geschwister soll nicht lange andauern: Nur vier Jahre später stirbt Sam und Jack übernimmt die Leitung des Unternehmens. Seitdem verschlechtert sich nicht nur die Beziehung zum verbleibenden Warner Brother Harry bis zur Feindschaft, auch sein Ruf innerhalb des Unternehmens und in ganz Hollywood ist von Rücksichtslosigkeit und Sturheit geprägt – er gilt als einer der unangenehmsten Geschäftspartner im Filmbusiness.

Trotzdem ist einer der Gründerväter des schillernden Hollywoods, das wir heute kennen. Er produziert Filme wie *Casablanca* (1942), entdeckt Größen wie James Cagney und gehört zu den 36 Gründungsmitgliedern der Academy of Motion Pictures Arts and Sciences. Sie verleiht noch heute jedes Jahr den begehrtesten Preis der Filmbranche – den Oscar.

Ann-Kristin Lohmann und Betty Lauerbach

The father of the adventure strip

Mit seinem „singenden Schwert“ kämpft der wagemutige Ritter Prinz Eisenherz gegen Seeräuber, Araber, Hunnen und erobert den Thron seines Vaters zurück. Sein Erfinder Hal Foster kreiert mit dem schwarzen Pilzkopf einen der bekanntesten Comichelden.

Die epische Helden- und Abenteuergeschichte über Prinz Eisenherz und seine Gefährten entwickelt der am 16. August 1892 in der kanadischen Stadt Halifax geborene Harold R. Foster, genannt Hal. Geprägt durch seine Jugend, die er zusammen mit seinem Stiefvater häufig beim Fischen und Jagen in der Natur verbringt, gestaltet und zeichnet er seinen Comic. Eisenherz sei genau wie er selber zu sein wünsche, sagte Foster einst über seinen Protagonisten – heldenhaft, vorbildlich und athletisch.

Den Grundstein für seine Karriere legte Foster bereits mit 18 Jahren: Als Reklamezeichner für ein kanadisches Versandhaus verdient er sein erstes Geld. Seinen Einstieg als Comic-Zeichner hatte der an der Chicago Academy of Fine Arts ausgebildete Künstler weitere 18 Jahre später – mit einem Dschungelheld. Foster adaptiert Edgar Rice Burroughs 1928 *Tarzan* für eine Zeitungs-Cartoon-Serie, die bald auch in Heftform erschien.

Seine Zeichnungen für die *Tarzan*-Serie weckten das Interesse des Medienmoguls William Randolph Hearst, der ihm in seinem *New York Journal* die Möglichkeit bot, einen Comic ganz nach seinen Vorstellungen zu gestalten – die

Geburtsstunde von *Prinz Eisenherz*. Die Ritter-Comics erscheinen nicht wie üblich mit Sprechblasen, sondern mit einem Begleittext, der neben oder unter den Bildern verläuft. Dies ermöglicht einen ausgefeilteren Text. Zu Beginn erhalten die Geschichten eine Seite pro Woche. Ab 1954 wird *Prinz Eisenherz* dann als eigenständige Serie publiziert. Um eine Seite fertigzustellen, benötigt Foster 50 Stunden: ein Fulltimejob. *Prinz Eisenherz* ist ein kommerzieller, für Zeitungsseiten konzipierter Strip mit einem hohen Wiedererkennungseffekt. Foster zeichnet seinen Helden stets gleich gekleidet und frisiert: dies ändert sich auch im Laufe der Jahre nicht. Die detaillierten Zeichnungen der Anatomie und das Verhältnis der

Proportionen seiner Figur zeigen dem Leser einen durch und durch athletischen Ritter. Auch die Natur versuchte er so echt wie möglich zu skizzieren, ebenso ausführlich geht er bei Rüstungen, Waffen und Materialien vor. Er kreiert dadurch einen idealtypischen Helden, der in einer historisch nicht völlig korrekten Kulisse jegliche Hindernisse bewältigt und dabei auch etliche Gegner ins Jenseits befördert.



Mit seinen Comibüchern entführt Hal Foster in die Welt von König Artus und seiner Tafelrunde.

In Deutschland wird die Figur 1939 in der Kinderzeitung *Der Papagei* zuerst als Prinz Waldemar bekannt. Die letzte Seite jeder Ausgabe ist dem US-Comichelden mit einer ganzseitigen Bildergeschichte gewidmet. Anders als im Original ist allerdings sein blonder Gefährte Arn Hauptfigur des Comics, denn dieser entspricht viel mehr den arischen Vorstellungen im NS-Staat. Ein Jahr später kämpft Fosters Held gegen die Hunnen, was im englischen Sprachraum eine gängige Beleidigung für die Deutschen war. Auch die Nazis verstanden es so und verbieten kurzerhand die Comicserie. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg erscheint *Prinz Eisenherz* auch in Deutschland unverfälscht in Zeitungen und Zeitschriften. Die erste Folge wird 1950 in der *Badischen Illustrierten* publiziert.

34 Jahre lang, bis 1971, zeichnet Foster die Abenteuer des Prinzen selbst: 1.788 Seiten *Eisenherz*. Dann übernimmt John Cullen Murphy. Die Texte aber schreibt Foster weiter, bis zu seinem Tod am 27. Juli 1982. Hal Foster ist Vorbild für viele Zeichner; er prägt die Entwicklung der Comics in den USA durch seine besondere Darstellungsweise und hinterlässt mit seiner Figur Prinz Eisenherz einen der Comic-Klassiker schlechthin. Sein herausragender Zeichenstil verleiht ihm den Titel „The father of the adventure strip“. Sein Lebensziel, „zur Summe menschlichen Wissens oder zur Freude etwas Dauerhaftes beizutragen, das bedeutet für mich wahren Erfolg“, hat er sich damit vermutlich erfüllt.

Anja Elser

Good Deal!

Vor 150 Jahren verkauft Russland die damalige Kolonie Alaska an die USA. Trotz Spottpreis hadert das Land lange mit dem Kauf – bis Gold und dann Öl entdeckt werden.

Mit seinen ungefähr drei Wochen ist es ein kurzer Oktober 1867. Bedingt wird diese Rarität durch den Sprung vom Julianischen zum Gregorianischen Kalender. Trubel vor dem Haus des Gouverneurs zieht Aufmerksamkeit auf sich: Soldaten zweierlei Couleur halten gemeinsam eine Parade ab. Sie versammeln sich um den Fahnenmast, einige treten an ihn heran. Stetig senkt sich die flatternde Fahne des russischen Zarenreichs, nur um kurz darauf, begleitet von Salutschüssen, von einer anderen ersetzt zu werden. Der Wind nimmt die Flagge der Vereinigten Staaten in Empfang – dies beschließt

Außenminister Seward im Zugewinn Alaskas eine Möglichkeit, britische Kolonien in Kanada zu umrahmen und klein zu halten. Mit klaren politischen Synergien sowie jeweils großer, die nationale Öffentlichkeit bestimmender Kritik beendete man am 30. März 1867 die Verhandlungen. Für 7,2 Millionen Dollar kaufte Seward das Stück Land von der Größe halb Westeuropas – nicht einmal fünf Dollar pro Quadratkilometer. Dennoch sprach die öffentliche Meinung

dem Schnäppchen und Seward Sinn und Verstand ab: Weit entferntes Land mitsamt unwilligen Eingeborenen habe er gekauft, karg und leergewildert sei es – die *New York Tribune* beispielsweise sprach von einer „gefrorenen Wildnis“. Trotzige Stimmen verbreiteten, dass Alaska nicht einmal als Geschenk hätte angenommen werden dürfen und dass es sich um einen vollkommen wertlosen Landstrich handle. Außer natürlich, es würde Gold gefunden! Und siehe da – als man 30 Jahre nach dem Deal am Klondike-River tatsächlich fündig wurde, schien es beinahe, als wolle der ge-

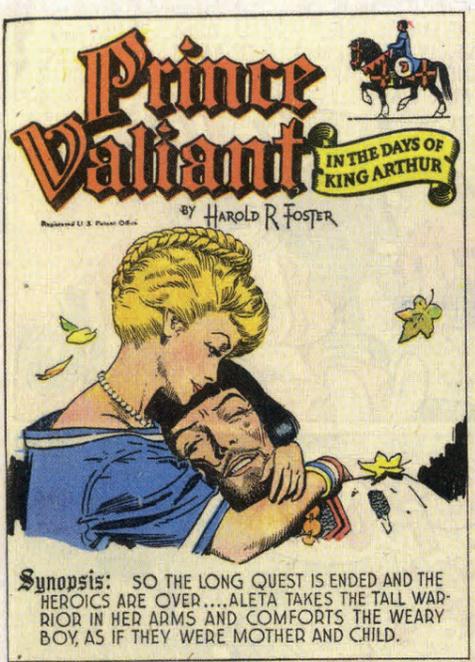
schmähte Streifen Land seinen Wert beweisen. Dies natürlich sehr zum Ärger der Verkäufer. Zu allem Überfluss sollte es für die Russen auch nicht bei einem einmaligen Bereuen bleiben. Neben dem vergebenen Edelmetall fanden die Amerikaner auch reiche Lagerstätten des „Schwarzen Goldes“, Öl, und die geopolitische Lage der Halbinsel stellte sich vor allem im gegeneinander geführten „Kalten Krieg“ als günstig heraus. Über die nur 82 Kilometer der Beringstraße, die beide Staaten, beide Kontinente, trennt, war der Wunsch nach Rückeroberung in dieser angespannten Zeit deutlich zu vernehmen. Bis heute kann man ihn noch hallen hören.

Yannic Kollum

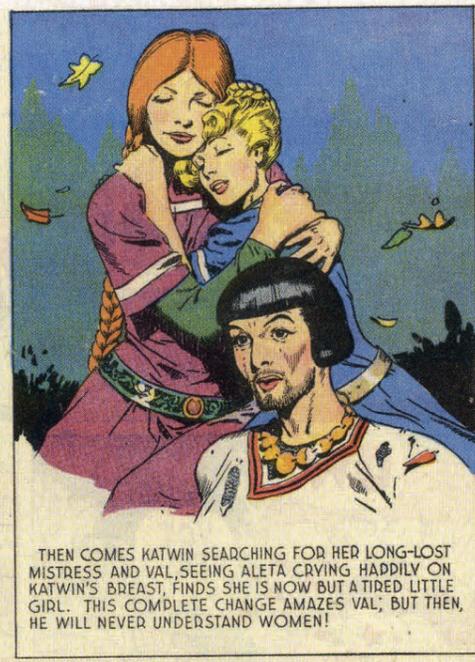


Quelle: Architect of the Capitol

die Übergabezeremonie. Man befindet sich nun auf amerikanischem Boden und es ist damit offiziell der 18. Oktober, ein Tag, der bis heute als „Alaska Day“ gefeiert wird. Das, obwohl die Nordhalbinsel des amerikanischen Kontinents zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht Alaska – aleutisch für „Wo sich die See bricht“ – heißt. Ein vergleichbares Geschäft dieser Parteien wäre heute kaum vorstellbar – damals aber lag dem Verkauf der Nordspitze Amerikas politisches Kalkül zugrunde: Während das durch den laufenden Krimkrieg dringend Geld benötigende Zarenreich befürchtete, Alaska könne durch Annexion seitens der verfeindeten Engländer verloren werden, sah der amerikanische



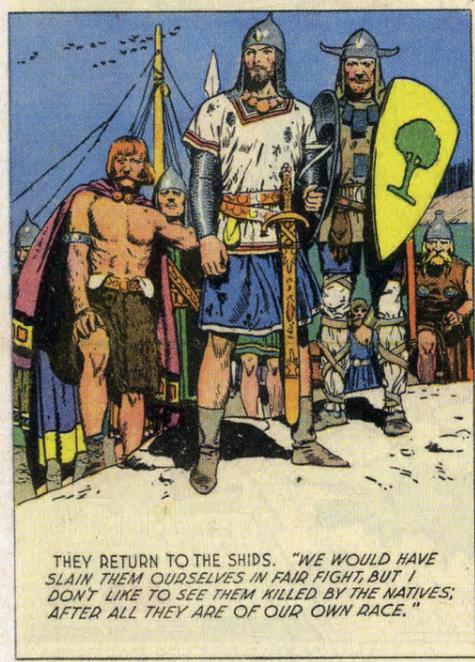
Synopsis: SO THE LONG QUEST IS ENDED AND THE HEROICS ARE OVER....ALETA TAKES THE TALL WARRIOR IN HER ARMS AND COMFORTS THE WEARY BOY, AS IF THEY WERE MOTHER AND CHILD.



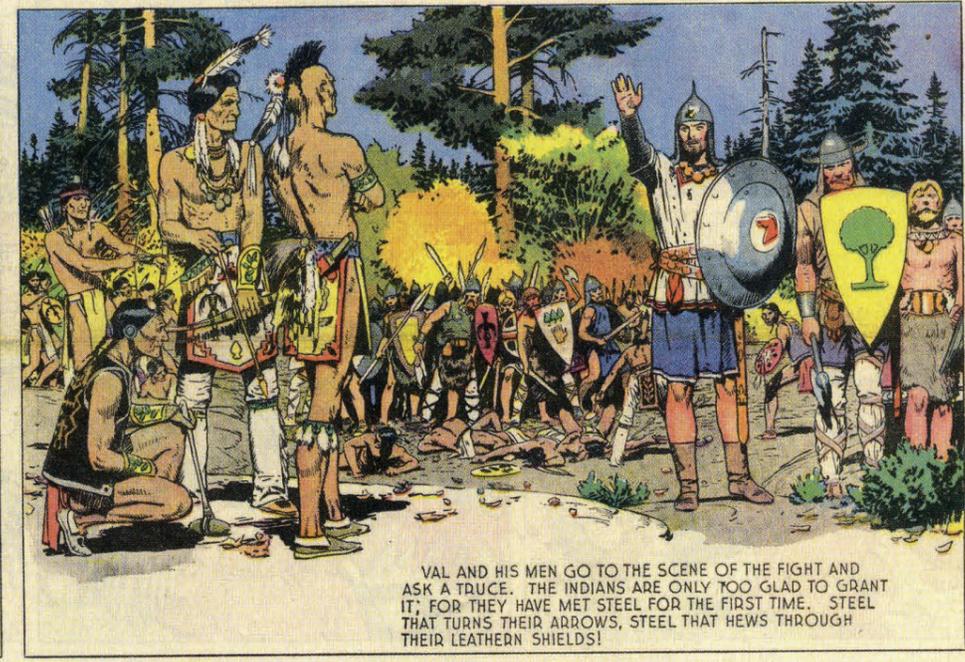
THEN COMES KATWIN SEARCHING FOR HER LONG-LOST MISTRESS AND VAL, SEEING ALETA CRYING HAPPILY ON KATWIN'S BREAST, FINDS SHE IS NOW BUT A TIRED LITTLE GIRL. THIS COMPLETE CHANGE AMAZES VAL, BUT THEN HE WILL NEVER UNDERSTAND WOMEN!



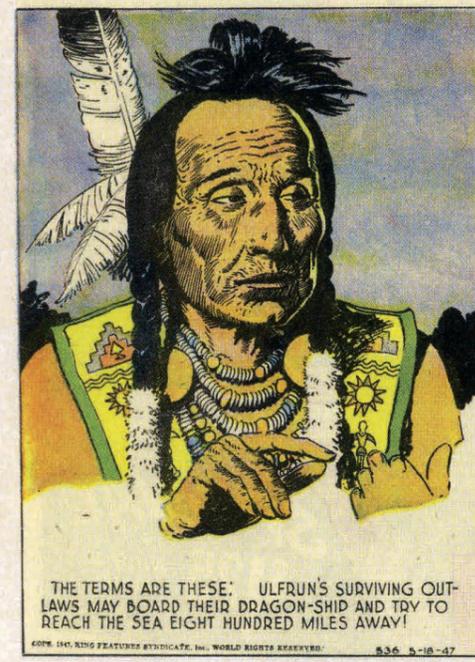
A MESSENGER INTERRUPTS, BRINGING HIM BACK TO THE COMFORTABLE MAN'S WORLD. "ULFRUN'S MEN, WHO ESCAPED INTO THE FOREST, ARE LOCKED IN BATTLE WITH THE NATIVES!"



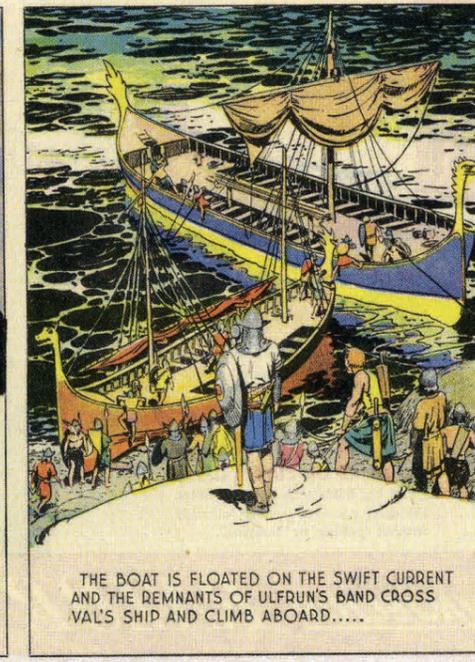
THEY RETURN TO THE SHIPS. "WE WOULD HAVE SLAIN THEM OURSELVES IN FAIR FIGHT, BUT I DON'T LIKE TO SEE THEM KILLED BY THE NATIVES; AFTER ALL THEY ARE OF OUR OWN RACE."



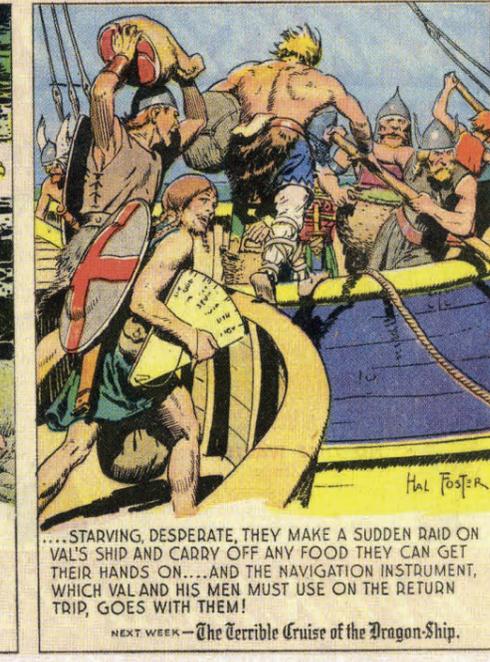
VAL AND HIS MEN GO TO THE SCENE OF THE FIGHT AND ASK A TRUCE. THE INDIANS ARE ONLY TOO GLAD TO GRANT IT; FOR THEY HAVE MET STEEL FOR THE FIRST TIME. STEEL THAT TURNS THEIR ARROWS, STEEL THAT HEWS THROUGH THEIR LEATHERN SHIELDS!



THE TERMS ARE THESE: ULFRUN'S SURVIVING OUTLAWS MAY BOARD THEIR DRAGON-SHIP AND TRY TO REACH THE SEA EIGHT HUNDRED MILES AWAY!



THE BOAT IS FLOATED ON THE SWIFT CURRENT AND THE REMNANTS OF ULFRUN'S BAND CROSS VAL'S SHIP AND CLIMB ABOARD.....



.... STARVING, DESPERATE, THEY MAKE A SUDDEN RAID ON VAL'S SHIP AND CARRY OFF ANY FOOD THEY CAN GET THEIR HANDS ON.... AND THE NAVIGATION INSTRUMENT, WHICH VAL AND HIS MEN MUST USE ON THE RETURN TRIP, GOES WITH THEM!
NEXT WEEK - The Terrible Cruise of the Dragon-Ship.

„Die blankeste Feder des deutschen Sozialismus“

Der Mann, der am 7. November 1918 den Freistaat Bayern ausrief und sein erster Ministerpräsident wurde, war stets ein politischer Geist – und Journalist. Am 14. Mai 1867 wurde Kurt Eisner in Berlin geboren.

„Die hundert Tage der Regierung Eisners“, so sagte Heinrich Mann im März 1919 über den kurz zuvor Ermordeten, „haben mehr Ideen, mehr Freuden der Vernunft, mehr Belebung der Geister gebracht, als die fünfzig Jahre vorher. Sein Glaube an die Kraft des Gedankens, sich in Wirklichkeit zu verwandeln, ergriff selbst Ungläubige.“

Als weltfremder, realitätsferner Idealist, gar Utopist wurde Kurt Eisner von vielen abgetan, als einer, der – so der Publizist Walter von Cube – „aus München, aus Bayern, ja aus ganz Europa eine Art Friedens- und Sozialschwabing“ habe machen wollen, und sein Andenken ist bis heute oft überschattet durch die chaotischen März- und Aprilwochen der Münchner Räterepublik. Doch war er tatsächlich wesentlich vernunftgesteuert, stets lag ihm viel an Sachorientierung, an einer Politik des Ausgleichs – bei aller Klarheit seiner Überzeugungen, aller Direktheit seiner Linie. Sebastian Haffner galt er gar als „1918 der einzige revolutionäre Realpolitiker in Deutschland“. So, wenn er sich offen zur deutschen Kriegsschuld bekannte, so, wenn er, der USPD-Politiker, nach Kompromissen suchte mit der Mehrheitssozialdemokratie, so, wenn er als Journalist sozialistische Positionen pragmatisch vertrat.

Um ihn, den Journalisten Kurt Eisner soll es im Folgenden gehen. Als „blankeste Feder des deutschen Sozialismus [...], das vielleicht farbigste, in grazilem Schwung kräftigste Talent unserer Presse“, hat ihn (noch ein Zitat sei gestattet) Maximilian Harden einst bezeichnet.

Früh schon zog es den Sohn eines jüdischen Kaufmanns, Militäreffekthändler und Hoflieferant mit einem Geschäft Unter den Linden, zur Presse. 1889 brach Eisner sein Philosophiestudium ab. Er arbeitete zunächst als Nachredakteur bei der *Frankfurter Zeitung*, ging dann 1893 als politischer Redakteur zur *Hessischen Landeszeitung* nach Marburg. Nebenher schrieb er für verschiedene Zeitschriften kurze politische Essays und Satiren. Häufig spottete er in diesen sogenannten „Provinzialbriefen“ über wilhelminische Politik, Junkertum und Feudalsystem, was ihm Ende 1897 eine neunmonatige Gefängnisstrafe wegen „Majestätsbeleidigung“ eintrug.

Durch den Prozess auf ihn aufmerksam geworden, bot Wilhelm Liebknecht, damals Chefredakteur des *Vorwärts*, Eisner nach der Haftentlassung eine Redakteursstellung im SPD-Zentralorgan an, die der noch 1898 antrat. Schon lange vorher hatte sich Eisner mehr und mehr der Sozialdemokratie zugewandt. In den Marburger Jahren hatte er einen, so Franz J. Bauer, „ganz eigenen, von der Tradition der deutschen Aufklärung hergeleiteten, Kant und Fichte mit Marx verbindenden, ‚ethischen‘ Zugang zum Sozialismus“ gefunden.

Schon bald überlies der greise Wilhelm Liebknecht Eisner die tatsächliche Leitung des *Vorwärts*, und auch als nach Liebknechts Tod im August 1900 die Führung des Blattes formal auf ein zehnköpfiges Redaktionskollektiv überging, blieb Eisner als Primus inter pares weiterhin tonangebend.

Um 1899 kam es in der SPD zum offenen Streit zwischen orthodoxen Marxisten und einem Reformflügel um den künftigen Kurs der Partei: weiterhin kategorische Ablehnung des „Klassenstaats“ und Verharren in strikter Protesthaltung in der Hoffnung auf baldigen Umsturz der Gesellschaftsordnung oder aktive politische Mitwirkung in allen Institutionen des Staates mit dem Ziel der allmählichen Machteroberung beziehungsweise einer schrittweisen Transformation der kapitalistischen in eine sozialistische Gesellschaftsordnung. Eisner versuchte im „Revisionismusstreit“ den *Vorwärts* für alle Meinungen offen zu halten und einen Mittelkurs zwischen Radikalen und Reformern zu steuern, wurde aber bald als vermeintlicher Revisionist scharf angegriffen und geriet innerhalb der Partei in eine isolierte Stellung. Im Oktober 1905 musste er, zusammen mit fünf weiteren Redakteuren, im „*Vorwärts*-Konflikt“ aus der Redaktion des Parteiblattes ausscheiden.

1907 verließ Eisner das ihm lange verhasste Preußen und zog nach Nürnberg, wo er die Leitung der *Fränkischen Tagespost* übernahm. Sein spezielles Interesse galt mittlerweile außenpolitischen Themen, und so versuchte er das Nürnberger SPD-Parteiblatt von einem primär regionalem Mitteilungsblatt zu einem „Organ weltpolitischer Aufklärung“ umzuwandeln. Er geriet damit aber in Konflikt mit der örtlichen Parteileitung.

1910 kündigte Eisner und übersiedelte, mittlerweile als bayerischer Staatsbürger, nach München. Hier schrieb er politische Kommentare und Theaterkritiken für die *Münchener Post*, arbeitete im Auftrag des SPD-Landesvorstands als Landtagsberichterstatteur für die bayerische Parteipresse und gab ein „Arbeiterfeuilleton“ heraus, das von fast allen sozialdemokratischen Blättern verwandt wurde.

Bei Ausbruch des Weltkrieges sprach sich Eisner, im Glauben, es ginge um eine Verteidigung des Vaterlandes gegen eine drohende russische Aggression, für die Bewilligung von Kriegskrediten aus. Noch im August 1914 kam er aber zur Überzeugung, dass der Weltkrieg nichts anderes als „eine Fortsetzung der aggressiven deutschen Marokkopolitik“ sei, dass also das wilhelminische Kaiserreich der eigentliche Kriegstreiber gewesen sei.

Friedensfrage und Aufklärungskampf gegen die deutsche Kriegspolitik rückten nun ganz in den Mittelpunkt seines politischen Interesses und Handelns. Seine publizistischen



Foto:
Germaine Krull
(1918)/Münchner
Stadtmuseum

Wirkungsmöglichkeiten waren freilich gering, zumal sein bislang harmonisches Verhältnis zur bayerischen SPD an seiner kompromisslosen Antikriegshaltung zerbrach. Die Landtagsberichterstattung und die Mitarbeit im Politikressort der *Münchener Post* musste er aufgeben, Zeitschriftenartikel wurden immer wieder durch die Zensur unterdrückt, und auch das „Arbeiterfeuilleton“ musste er bald mangels Abnehmern einstellen.

Eisners einziges regelmäßiges Forum waren in der Kriegszeit Diskussionsabende, die er ab Januar 1917 wöchentlich in einer Münchener Wirtschaft veranstaltete. Mit bis zu hundert meist jungen Leuten debattierte er, wie sich ein Diskussionsteilnehmer, Eisners späterer Sekretär Felix Fechenbach, 1929 erinnerte, „Fragen des Krieges und des Sozialismus“. Hier bildete sich praktisch die „Keimzelle“ der Münchener Novemberrevolution. Das weitere ist Geschichte.

Hundert Tage nur dauerte schließlich seine Amtszeit als

bayerischer Ministerpräsident. Kurt Eisners Ermordung durch den rechtsextremen, perfide aufgehetzten Wirtskopf Anton Graf Arco auf Valley am 21. Februar 1919 war das Fanal für eine Radikalisierung der Politik, erster von vielen Anschlägen auf idealistische Politiker in der jungen Republik. *Markus Behmer*

Anno-Herausgeber Prof. Dr. Markus Behmer arbeitet gerade an einem Buch über die Pressepolitik in Bayern der Revolutionszeit 1918/19, das zum hundertjährigen Jubiläum der Novemberrevolution erscheinen soll.

Veranstaltungshinweis: „Revolutionär und Ministerpräsident – Kurt Eisner (1867-1919)“, unter diesem Titel zeigt das Münchner Stadtmuseum vom 12. Mai bis zum 8. Oktober 2017 eine große Gedenkausstellung.

Märchen für Erwachsene

Es war einmal ein Aschenputtel, das gab nicht auf: Hedwig Courths-Mahler hatte es nicht leicht in ihrer Kindheit und Jugend. Und auch später hatte sie mit gravierenden Rückschlägen zu kämpfen. Dennoch wurde sie Deutschlands erfolgreichste Autorin.

Am 18. Februar 1867 wurde Ernestine in Nebra an der Unstruth geboren. Ihre Mutter war alleinerziehend und entsprechend schwierig waren die Kindertage des Mädchens. Frühzeitig von der Schule genommen, um Geld zu verdienen, wurde Ernestine mit 14 Jahren bereits Dienstmädchen. Sehr schnell begann sie, der Mutter des Hausherrn aus der Zeitschrift *Die Gartenlaube* vorzulesen. Dadurch entdeckte sie die Welten der Fortsetzungsromane. Sie floh in die Fiktionen – ersann sich eigene, andere Lebensrealitäten, auch einen neuen Vornamen: Hedwig, den sie fortan tatsächlich trug.

Mit 17 begann sie selbst zu schreiben und schickte ihre Werke auch an Verleger. Ihre Geschichten und Romane wurden jedoch nur zurückgewiesen – aber Hedwig gab nicht auf. Im Kerzenlicht schrieb sie unermüdlich weiter.

Schließlich wurde sie veröffentlicht: 1904 erschien ihr erster Roman – in Fortsetzungen im *Chemnitzer Tagblatt*. Somit war der Grundstein für eine herausragende Karriere gelegt. Doch märchenhaft war ihr Leben deswegen noch lange nicht. Inzwischen verheiratet, zog sie nach Chemnitz. Dort baute sie sich ein Netzwerk von Verlegern auf. Aber ihr Mann wurde nach Berlin versetzt und erneut warteten Geldsorgen auf die Familie. Deswegen musste Hedwig nach dem Umzug die Familie finanziell über Wasser halten – ohne jegliche Kontakte zu Verlegern. Notgedrungen verpflichtete sie sich schließlich zu einem Knebelvertrag: In den nächsten zehn Jahre musste sie jährlich drei Bücher veröffentlichen. Pro Werk bekam sie lediglich 100 Mark. Aber: Ihre Beliebtheit stieg bei den Lesern, doch profitierte zunächst nur der Verleger davon. Doch nach dessen Tod kaufte sich die Autorin die Rechte an ihren eigenen Romanen zurück. Von da an ging es stetig bergauf. Das Arbeitstempo behielt sie bei, steigerte es sogar noch; so publizierte sie allein im Jahr 1920 14 Romane.

Hedwig schrieb nicht für Intellektuelle. Sie verfasste seichte, romantische Unterhaltungsromane und wollte mit ihnen bewusst die Arbeiterschicht ansprechen. „Ich habe schwer arbeitenden Menschen jenes Leben gezeigt, nach dem immer ihre



Quelle: A. Binder/Wikimedia

Sehnsucht ging.“ An ihren Werken sollte sich das Herz der kleinen Leute erwärmen können. „Ich habe Märchen für große Kinder erdacht.“ Die Leser der Unterhaltungsliteratur liebten sie für die märchenhaften Zufluchtsorte. Ihnen sprach Courts-Mahler aus der Seele. Als eine der ihrigen kannte sie schließlich das Leben der schwer Arbeitenden. Es verwundert folglich nicht, dass die Romane alle autobiografische Züge aufweisen, wahrscheinlich einer der Gründe, warum die kitschgespickten Bücher so großen Zuspruch fanden. Andererseits wurde sie

von intellektuellen Kritikern zerrissen, aber sie ließ sich nicht beirren. Und die Verkaufszahlen sprachen ja schließlich auch für sie. Titel wie *Griseldis*, *Untreu*, *Die schöne Unbekannte* oder *Rote Rosen* wurden allesamt Bestseller.

Doch der Erfolg kam nicht von ungefähr. Für ihre zahlreichen Werke brauchte sie Anregungen und holte sich diese zunehmend in vermeintlichen Urlauben. Drei Monate im Jahr verbrachte sie im Ausland: in der Schweiz, in Italien, Holland oder Österreich – immer war ihr Notizbuch dabei. „Der Schriftsteller muß immer bereit sein; für ihn gibt es keinen Achtstundentag. Tag und Nacht muß er sich einen Gedanken zur Verfügung stellen.“

Die Machtergreifung 1933 bedeutete jedoch einen Einschnitt auch in ihrer Karriere. Courts-Mahler

war aufgefordert worden, die Bösewichte ihrer Erzählungen eindeutig jüdisch zu kennzeichnen. Und: Sie sollte in ihren Büchern die Adelligen durch SAler oder SSler ersetzen. Sie weigerte sich. Deswegen bekam ihr Verlag mit Kriegsbeginn keine Papierzulieferungen mehr.

Dennoch war ihre Beliebtheit bei den Lesern nicht gebrochen. Courts-Mahlers Märchen ging weiter. Bis zu ihrem Tod schrieb sie 208 Liebes- und Familienromane.

Am 26. November 1950 starb Hedwig Courths-Mahler schließlich als erfolgreichste deutsche Schriftstellerin. Ihre Werke wurden in viele andere Sprachen übersetzt, in den 1970er Jahren wurden sie erfolgreich verfilmt und noch heute werden sie in Romanheftform nachgedruckt, sind überall an Bahnhofskiosken erhältlich.

Alena Weigand

Das Superhirn

Chinesisch und Arabisch, Finnisch und Armenisch, Englisch, Französisch – und, klar, auch Griechisch und Latein: Emil Krebs beherrschte sie und viele andere, mehr als 60 Sprachen, die er sich allesamt selbst beigebracht hat.

Emil Krebs wurde am 15. November 1867 in Freiburg in Niederschlesien (heute: Swiebodzice) geboren. Dort besuchte er von 1878 bis 1880 die Höhere Schule, dann wechselte er auf das Gymnasium in Schweidnitz (heute: Świndnica). Schon als Schüler fiel er durch seine ungewöhnliche Sprachbegabung auf. In Breslau studierte er seit 1887 Theologie und Philosophie, wechselte jedoch bald nach Berlin, wo er sich in der juristischen Fakultät und am Seminar für Orientalische Sprachen einschrieb. 1890 bestand er das Examen im Fach Chinesisch, 1891 das erste juristische Staatsexamen jeweils mit der Note „gut“, was damals noch „gut“ bedeutete; zur orientalistischen Prüfungskommission gehörte der bedeutende Sprachwissenschaftler Georg von der Gabelentz (1840-1893).

Danach absolvierte er das juristische Referendariat. Das deutsche Auswärtige Amt sandte ihn 1893 mit einem Zehnjahresvertrag als Dolmetscher an die deutsche Botschaft in China. 1897 besetzten deutsche Truppen die Bucht von Kiautschou mit der Stadt Tsingtau. Krebs hatte die Aufgabe, dem chinesischen General Zhang klarzumachen, dass es sich nicht um eine militärische Übung, sondern eine Annexion handelte. Danach arbeitete Krebs in der Verwaltung dieses „Schutzgebietes“. Beim „Boxeraufstand“ wurde der deutsche Botschafter Clemens von Ketteler am 20. Juni 1900 in Peking getötet. Die Strafaktion der Europäer („Germans to the front!“) war durchgreifend, der Aufstand brach rasch zusammen.

Im Oktober 1900 kehrte Krebs als „Erster Dolmetscher bei der Kaiserlichen Gesandtschaft“ nach Peking zurück. Dort blieb er bis 1917. Als Chefdolmetscher erwarb er sich überragende Kenntnisse des chinesischen Rechts und der dortigen Sprachenvielfalt; neben dem Chinesischen und seinen „Dialekten“ konnte er Mandschurisch, Mongolisch, Tibetisch, Japanisch, Koreanisch und Thai. Er beherrschte die meisten europäischen Sprachen und mehrere Alte Sprachen, weiterhin das Türkkeitürkische, Arabische, Finnische, Ungarische, Georgische und Armenische so gut, dass er aus diesen Sprachen übersetzen konnte. Im Sprachendienst des Auswärtigen Amtes war er nach seiner Rückkehr nach Berlin in der Lage, aus über 40 Sprachen amtlich zu übersetzen. Krebs war ein Autodidakt, der sich über 60 Sprachen selbst erarbeitet hat. Zum Erwerb einer neuen Sprache verwendete er oft bereits beherrschte „Mittlersprachen“.

Krebs starb 1930 in Berlin. Sein Gehirn wird bis heute für Forschungszwecke im Hirnforschungszentrum Jülich der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf aufbewahrt. Seine



Quelle: Nachlass Emil Krebs

Privatbibliothek mit Schriften in über 100 Sprachen erwarb 1932 die amerikanische Nationalbibliothek (Library of Congress) in Washington D.C.

Die soeben im Verlag Harrassowitz erschienene Krebs-Biografie von Eckhard Hoffmann beschreibt Leben und Wirken, Erfolge, Enttäuschungen und Begegnungen dieses außergewöhnlichen Menschen.

Helmut Glück

Dr. Helmut Glück ist emeritierter Professor für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Bamberg.

Der Kritiker-Titan

Theaterkritiker gehörten einst, im Kaiserreich und der Weimarer Republik, zur Prominenz. Alfred Kerr war der wohl berühmteste unter ihnen – bis ihn die Nazis als „jüdischen Volksverderber“ ins Exil vertrieben.

Würde man heutigen Studenten der Kommunikationswissenschaft den Namen Kerr vorgeben, dann assoziierten sie dazu wahrscheinlich den Vornamen Judith; denn die Verfasserin des Kinderbuches *Als Hitler das rosa Kaninchen stahl* dürfte vielen geläufig sein. Aber wüssten sie auch, dass Judith Kerrs an Weihnachten 1867 in Breslau geborener Vater Alfred einmal Deutschlands vielleicht berühmtester Theaterkritiker war? Und würde es sie – Kinder einer Zeit, in der die billigen Pop-Titanen nur so über den Boulevard laufen – überhaupt beeindrucken,

wenn man ihnen versicherte, dass dieser Alfred Kerr ein Kritiker-Titan gewesen ist, aber ein richtiger? Man muss sich freilich in eine internet- und fernsehlose Zeit zurückdenken, in der Theater und Presse einen ganz anderen Rang in Unterhaltung, Berichterstattung und Kritik einnahmen als heute, wenn man seine Bedeutung erfassen will. Alfred Kempner, der seinen Namen

in Kerr änderte, um nicht in verwandtschaftliche Nähe zum „schlesischen Schwan“, der unfreiwillig humorvollen Lyrikerin Friederike Kempner, gerückt zu werden, studierte in Breslau, Berlin und Halle und wurde 1894 mit einer germanistischen Arbeit über Clemens Brentano promoviert. Hatte er schon als Student für journalistische Arbeiten Lob vom alten Theodor Fontane eingeholt, eroberte er sich Berlin, indem er dem Feuilleton führender Kulturzeitschriften und Hauptstadtblätter glanzvolle Arbeiten beisteuerte. Und nicht nur diesen: Von Berlin aus sandte er regelmäßige Feuilleton-Korrespondenzen an große Provinzblätter in Breslau und Königsberg. Auch gab Kerr zeitweise seine eigene Kulturzeitschrift, den *Pan*, heraus. Wer feinste Einzelheiten zu Kerrs Lebensgeschichte erfahren will, der sei auf die herausragende Biographie verwiesen, die die Germanistin Deborah Vietor-Engländer pünktlich zum 150.

Geburtstag des Kritikers geschrieben hat. (Judith Kerr: „Alles, was ich über meinen Vater nie wusste. Brilliant!“) Und es sind nicht nur die Fakten eines langen und umgetriebenen Lebens, die die Mitherausgeberin der Werke Kerrs im angestammten S. Fischer Verlag – erste Werksammlungen Kerrs waren dort schon ab 1917 erschienen – hingebungsvoll zusammengetragen hat.

Sie zeichnet auch ein Psychogramm dieses schwierigen Menschen, verweist auf die Selbstzweifel hinter Kerrs allzuoft narzisstisch anmutender Außendarstellung, wiegt sein manieriertes Unfehlbarkeitsgehabe ab gegen die sprachlichen und sachlichen Köstlichkeiten im künstlerischen Urteil des Kritikers. Auch schließt sie nicht die Augen davor, dass sich die publizistischen Hahnenkämpfe zwischen den jüdischen Großkritikern Kerr, Jacobsohn, Harden und Kraus ins Ekelhafte – bisweilen sogar mit antisemitischem Zungenschlag – steigerten; auch Kerrs Gerangel mit dem Brecht-Förderer Herbert Jhering nahm groteske Formen an. Deborah Vietor-Engländer Kerr-Porträt bleibt scharf und lebensecht.

Erfolgreiche Rückkehr mit tragischem Ende

Dazu trägt nicht zuletzt ihre bemerkenswerten Quellen-Erschließung bei: Hatte schon ihr Mitstreiter Günther Rühle Kerrs allsonntäglichen „Berliner Brief“ an die *Breslauer Zeitung* (1895–1900) wiederentdeckt, so trägt Deborah Vietor-Engländer seit Jahren zäh Kerrs wöchentliche „Berliner Plauderbriebe“ in der *Königsberger Allgemeinen Zeitung* (1900–1922) zusammen. Das ist eine Herkulesarbeit, denn die KAZ ist – bis auf geringe Splitterbestände – mit ihrer Heimatstadt 1944/45 untergegangen. Doch schon sind die meisten dieser Feuilletons gefunden und harren der Veröffentlichung. Und sie erweisen sich als unschätzbare Fundgrube für Kerrs Leben.

Jenseits dieser Zeitspanne wird sich für Alfred Kerr, seine Frau und seine zwei Kinder das Exil auf tun, in das die Nationalsozialisten den Mann jagen, den sie für einen der großen jüdischen Volksverderber auf dem Gebiet der Publizistik halten. Prag, Zürich, Paris und schließlich London sind die Stationen, auf denen die Kerrs das „Dritte Reich“ überdauern. Nach dem Krieg kam Kerr zu Besuchen nach Deutschland. Die scheue Verehrung, die ihm Gustaf Gründgens in der *Welt* zum 80. Geburtstag zollte, in Kerrs typischem Schreibstil durch römische Ziffern gegliedert, spricht Bände. Doch Alfred Kerr vermochte in Deutschland nicht mehr Fuß zu fassen. Auf Besuch in Hamburg 1948 erlitt er einen Schlaganfall; am 11. Oktober beendete er im britischen Militärhospital mit einem Schlafmittel selbst seine Qual.

Heinz Starkulla jr.



Foto: Robert Sennecke

Der Simpl-Hund

Thomas Theodor Heine zeichnete Arme und Reiche, schnöselige Offiziere und unfähige Politiker, karikierte soziale Probleme, künstlerische Absonderlichkeiten und Skurrilitäten der Mode – und immer wieder eine kleine, rote Bulldogge. So prägte er den *Simplicissimus*.

Auf der Titelseite der achten Nummer des ersten Jahrgangs des *Simplicissimus*, am 23. Mai 1896 ist sie erschienen, griff das große Münchner Satireblatt Probleme mit der Obrigkeit auf. „Vom Kriegsschauplatz in Wien“ ist die Zeichnung überschrieben. Dargestellt ist, wie dort die vorangegangene Ausgabe konfisziert worden war: „Wachorgane beteiligen sich an ihrer Vernichtung mit der Seitenwaffe“, sie schlagen das Werbeplakat von der Litfaßsäule.

Unten links liegt ein Hefestapel in Ketten – und rechts, ganz in Rot auf dem ansonsten hauptsächlich schwarz-weißen Bild, steht sie erstmals, die Bulldogge, bald legendäre Symbolfigur des *Simplicissimus*, und hebt, bissig wie stets, ihr Bein. Zwischen Hefestapel und Hund ist die Signatur des Zeichners: Th. Th. Heine.

13 Jahre später schrieb der berühmte Maler Lovis Corinth: „Man kann sagen: sein Monogramm kennt fast jedes Kind. [...] so ist es gekommen, daß Thomas Theodor Heine [...] als eine der wichtigsten Personen für die Erziehung des Volkes genannt werden muß.“ Eine der wichtigsten Personen des *Simplicissimus* war er allemal. 35 Jahre blieb er beim Blatt, mehr als 2.000 Zeichnungen steuerte er bei, darunter unzählige Titelbilder und große Serien wie „Bilder aus dem Familienleben“ und „Durchs dunkelste Deutschland“.

Immer wieder eckte er an bei den Mächtigen im Staate, 1898 wurde er gar inhaftiert. Auf dem Titel der „Palästina-Nummer“ des *Simplicissimus* schütteten sich die Kreuzfahrer Barbarossa und Gottfried von Bouillon aus vor Lachen über den Tropenhelm und die Kreuzritterallüren Wilhelms II. und in einem Gedicht machte sich Frank Wedekind lächerlich über den Kaiser. Heine verbüßte dafür eine sechsmonatige, Wedekind gar eine siebenmonatige Festungshaft.

Geboren wurde Thomas Theodor Heine am 28. Februar 1867 in Leipzig; in Düsseldorf studierte er an der Kunstakademie. 1889 kam er nach München, arbeitete zunächst als impressionistischer Landschaftsmaler, zeichnete bald für die *Fliegenden Blätter*, Deutschlands langlebigste, 1844 gegründete Karikaturenzeitschrift. Dann gründete Albert Langen den *Simplicissimus* und Heine war von Anfang an dabei – bis 1933. Dann musste er, höchst unzufrieden über die sich anpassende Haltung seines Blattes, die *Simpl*-Redaktion verlassen, musste – jüdischer Herkunft, den Nazis lange verhasst und auf der Verhaftungsliste der Gestapo stehend – emigrieren. Nach Prag und Brünn ging er zunächst, dann nach der Besetzung des Sudetenlandes nach Norwegen, schließlich

1942 nach Schweden, wo er für verschiedene Tageszeitungen zeichnete und eine satirische Autobiographie verfasste: *Ich warte auf Wunder*. Was kam, war am 26. Januar 1948 der Tod. „Heine ist eigentlich der *Simplicissimus*“, hatte Ludwig Thoma,



damals selbst Redakteur des *Simplicissimus*, 1905 in sein Tagebuch geschrieben. „Opfert alles einem guten Witz, manchmal auch einem schlechten.“

Schmunzeln, auch laut lachen kann man heute noch über seine Zeichnungen. Und sie sind mehr als nur „Witze“, nämlich entlarvende Sitten- und Gesellschaftsbilder des Kaiserreichs und der Weimarer Republik.

Markus Behmer

„Luja sog i“

Egal ob Bayer oder „Preiß“. Die *Lausbubengeschichten* aus der Feder Ludwig Thomas sind weit über die Grenzen des Freistaats hinaus bekannt. Dass der Urbayer als Journalist auch bedenkliche, gar bösartige Texte verfasste, wissen weit kleinere.

Ein junger Bursche, der von seiner Mutter in die städtische Erziehungsanstalt gesteckt wird, weitab von der idyllischen Heimat im tiefsten Oberbayern. Einige bringen ihn in Zusammenhang mit einem ausgefuchsten Schlitzohr, der nicht nur Tante Frieda und Onkel Filser auf Trab hält, sondern auch den Rest der Familie. Diese Beschreibung Ludwig Thomas wird vielen ein Begriff sein. 150 Jahre alt wäre Ludwig Thoma heuer am 21. Januar geworden.

Doch sind die vielen Geschichten und Erzählungen nur Fiktion, reine Erfindung von Charakteren? Weit gefehlt. Thoma beschreibt in ihnen seine eigene Kindheit und gibt Einblicke in die Zeit, in der Prinzregent Luitpold über das Bayernland herrschte.

Fiktion und Realität gehen Hand in Hand. Der junge Thoma, Sohn eines Oberförsters, lebt in dörflichen Strukturen im bayerischen Oberland. Geboren in Oberammergau und aufgewachsen in Vorderriß im Karwendelgebirge, besucht er später die Lateinschule in Landshut und die Gymnasien in Neuburg an der Donau und Burghausen.

Bereits mit sieben Jahren wird Ludwig Halbweise. Dass der Bub eigensinnig und durchsetzungskräftig ist, wird in den Filmen sowie im wahren Leben deutlich.

Thoma und die Spießer

Das schriftstellerische Wirken Thomas geht viel weiter, weg von den Pennälergeschichten. Nach dem Studium der Forstwissenschaft, das er bald abbricht, und der Rechtswissenschaften, ist er zunächst als Anwalt in Dachau tätig. Um die Jahrhundertwende sind es insbesondere Reisen nach Wien, Venedig und Paris, die seinen Horizont erweitern und seine



Quelle: zeno.org

Art zu schreiben beeinflussen. In diese Zeit fallen auch seine ersten Veröffentlichungen: Gedichte, Bauerngeschichten. Der *Simplicissimus* ist es, der den Freigeist Thoma samt seiner satirischen Art bestens gebrauchen kann. Publikationen mit gesellschaftskritischem Hintergrund füllen zunehmend die Seiten der Münchner Satirezeitschrift. Beispielsweise verspottet er in seiner bekannten „Eröffnungshymne“ das bayerische Parlament, wie die zweite Strophe zeigt: „Und wo sind die dicksten Köpfe? Dicke Köpfe gibt es viel, denken wir nur an Geschöpfe wie Rhinozerosse im Nil. Dick´re hat – o Sakrament! – Bayerns neues Parlament.“

Das Spottgedicht erregt Anstoß. Wegen „Beleidigung einiger Mitglieder eines Sittlichkeitsvereines“, so der Vorwurf, muss Thoma im Jahr 1906 eine sechswöchige Haftstrafe in Stadelheim antreten. Trotzdem gelingt es ihm, auch als Chefredakteur seine eher linksliberalen Gedanken zu verschriftlichen. Unter dem Pseudonym Peter Schlemihl tritt er dort auf. In seinem Gedicht „Der Zweikampf“ schreibt Thoma hitzig über die Ehre: „Und wer sie hat? Das lässt sich nicht erklären; Nur wer sie nicht hat, kann ich Ihnen sagen: Die sich und andern täglich Brot verdienen und von der Arbeit wüste Schwielen tragen.“

Der *Simplicissimus*-Verleger Albert Langen bietet Thoma im Jahr 1906 ebenfalls an, in der Halbmonatsschrift *März* zu publizieren. Freiheitliches Denken wird vorausgesetzt. Was ihn vor allem bewegt zu schreiben ist, jegliche Ausprägungen des Spießbürgertums vorzuführen und die vermeintliche Scheinmoral bloßzustellen. Aufgrund seiner ländlichen Herkunft ist der Provinzialismus ein großes Thema in seinen satirischen Veröffentlichungen. Doch dann ändert sich viel im Leben Thomas. Ab dem Jahr 1915 ist er zunächst als Kriegsberichterstatler, dann als Sanitäter an der Front in Galizien eingesetzt. Kurz darauf erkrankt er und widmet sich ab 1916 wieder stärker

dem Schreiben. Den verlorenen Weltkrieg verkraftet der Vaterlandstreue nicht. In ihm entsteht immer mehr Hass gegen Minderheiten und die aufstrebende Weimarer Republik. Texte mit hetzerischem, ja nationalsozialistischem Tenor entstehen. Thoma, der sich immer gegen Obrigkeiten, gegen Militarismus aussprach, stößt nun mit sichtlich konträren Themen an. Der *Miesbacher Anzeiger* bietet Thoma ausreichend Plattform, antidemokratische, gar antisemitische Äußerungen publik zu machen. „Affenwerk von Weimar“ wird die Republik geheißen, die Juden werden als „galizische Rotzlöffel“ tituiert. Keine Rede mehr vom Landidyll im Försterhaus. Ludwig Thoma ist weitaus mehr als der lustige Schriftsteller mit Lausbubencharakter. Antidemokratische Hetzschriften und eine generelle Abneigung gegenüber Homosexuellen und Juden prägen im Alter seine Veröffentlichungen. An den Folgen eines Magenkrebses stirbt Thoma am 26. August 1921. Ein Mensch, der ein Publikum begeistert, das breitgefächerter wohl nicht sein kann. In Erinnerung bleiben seine Volksstücke, seine Jugendgeschichten.

Wer weiß, ob er da oben nicht gerade Hosianna singt und frohlockt, wie er es in seiner bekannten Geschichte *Ein Münchner im Himmel* dargestellt hat.

Katharina Stumpf

Unvergängliche Blumen

Am 31. August 1867 stirbt Charles Baudelaire, Dichter der *Fleurs du Mal*.

Ein Strafprozess „wegen obszöner und unmoralischer Passagen“. Ergänzt man, dass es sich um Gedichtpassagen handelt, erinnern diese Worte an Geschehnisse jüngerer Vergangenheit. Doch ist es noch ein wenig früh, ein Jubiläum im Namen der Causa Böhmermann auszurufen. So sei der Blick auf das Jahr 1857 gerichtet – nach Paris, nicht nach Köln oder Ankara, wohl angemerkt.

Sechs Gedichte, und mit ihnen ihr Verfasser Charles Baudelaire, waren es, die „wegen empörendster Obszönität“ und Blasphemie, die ihnen von einem Starkritiker des *Figaro* unterstellt wurden, ins rechtsstaatliche Visier gerieten. Aus Sicht der zeitgenössischen Jurisprudenz sehr treffend benannt, sind die Texte Teil des im selben Jahr erschienen Gedichtbandes *Les Fleurs du Mal* – die Blumen des Bösen. Baudelaire wurde ihretwegen zu einer hohen Geldstrafe verurteilt.

Düster sind die Blumen. Die ausgefeilte Sprache Baudelaires skizziert eine von Grund auf melancholische, pessimistische Weltanschauung, die zwar zwischen Gut und Böse unterscheidet, den Weg des Guten jedoch nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Innovativ ist der thematische Einbezug der Stadt, die sich wie das zeitgenössische, überfüllte Paris als ekelhaft und finster entpuppt.

Bereits in Jugendjahren hatte sich Baudelaire eine recht negative Perspektive angeeignet. Nach einem zunächst gescheiterten Schulabschluss trieben die weiteren Lebenswendungen

den notorischen Schwarzseher von exzessivem Drogen- und Alkoholkonsum bis zum Selbstmordversuch. Auch mit Geldnot hatte der zu Depressionen neigende Lyriker immer wieder zu kämpfen. Jene Lyrik jedoch war zu Lebzeiten weniger Baudelaires Aushängeschild.

Für diejenigen, denen sein Name überhaupt etwas sagte, war er vielmehr Literaturkritiker und Autor zahlreicher Berichte von Kunstausstellungen. Zudem war er großer Bewunderer zweier Persönlichkeiten, mit deren Werken er sich bevorzugt auseinandersetzte: dem Komponisten Richard Wagner sowie dem Schriftsteller E. A. Poe, den er als Verbundenen im Geiste betrachtete. So stammt von Baudelaire unter anderem eine übersetzte Sammlung von Erzählungen des Amerikaners, deren französisches Vorwort – ebenfalls häufig übersetzt – gerne als zeitgenössische Quelle über Poe verwendet wird.

Heute als dichterisches Hauptwerk des äußerst renommierten Baudelaires geltend, vermochten seinerzeit nur wenige Freidenker, darunter der helllauf begeisterte Victor Hugo, den Wert der *Fleurs du Mal* zu erkennen.

Dass er bereits der folgenden Dichtergeneration, zu denen Arthur Rimbaud oder Stephané Mallarmé zählten, als großes Vorbild galt, konnte Baudelaire nicht mehr erleben. Nach einem Schlaganfall gelähmt und sprechunfähig, starb Charles Baudelaire am 1867, erst 46 Jahre alt, in einer Pariser Klinik.

Yannic Kollum

Über die Grenzen von Zeit und Raum hinweg

Mit *Faust* und *Nathan* startete Anton Philipp Reclam vor 150 Jahren eine neue Edition: Reclams Universal-Bibliothek. In kleinem Format und zu kleinem Preis vermittelte sie Hochkultur wie aktuelle Literatur – und macht das heute noch.

Dass eine bestimmte Buchreihe in einem Roman erwähnt wird, kommt nicht gerade häufig vor. Theodor Fontane notiert in seinem erst posthum veröffentlichten Alterswerk *Mathilde Möhring* über die Hauptfigur, den Bürgermeistersohn Hugo Großmann: „Was er las, waren Romane, besonders auch Stücke, von denen er jeden zweiten, dritten Tag mehrere nach Hause brachte; es waren die kleinen Reclam-Bändchen, von denen immer mehrere auf dem Sofatisch lagen, eingeknickt und mit Zeichen oder auch mit Bleistiftstrichen versehen.“ Fontane hat seinen Roman 1891 geschrieben. Damals gab es seit genau 24 Jahren Reclams Universal-Bibliothek – die „kleinen Bändchen“ waren innerhalb der bürgerlichen Kultur bereits ein Begriff.

Die neue Buchreihe verdankt ihre Existenz nicht zuletzt ökonomischen Erwägungen: Am 9. November 1867 war die Schutzfrist für die Werke jener Autoren erloschen, die vor dreißig und mehr Jahren gestorben waren. Damit konnten Klassiker wie Goethe, Schiller oder Lessing honorarfrei legal nachgedruckt werden. Neben anderen Verlegern nutzte auch Anton Philipp Reclam (1807–1896) diese Chance, um kostengünstige Bücher zu produzieren. Bereits mit 21 Jahren hatte Reclam, der einer Buchhändlerfamilie entstammte, in Leipzig einen eigenen Verlag gegründet. Das Programm enthielt klassische und aktuelle Titel, wobei ein Schwerpunkt auf linksliberalen und oppositionellen Schriften lag. Der Verleger hatte ein Faible für die jungdeutsche Bewegung. Er veröffentlichte zum Beispiel einige frühe Bücher von Heinrich Laube, die dann Ende

1835 zusammen mit den anderen Publikationen des Jungen Deutschland von der Bundesversammlung verboten wurden. Universal-Bibliothek – die neue Reihe betont schon im Titel einen universellen Anspruch im Sinne von Goethes Begriff der Weltliteratur: Die Auswahl soll die Grenzen von Raum und Zeit überwinden – die Werke der Antike sollen ebenso Aufnahme finden wie aktuelle Texte aus fremden Sprachen und fernen Nationen. Der hohe Anspruch zeigt sich gleich am Beginn: Die Reihe wird eröffnet mit dem ersten Teil von Goethes *Faust*. Der zweite Teil des *Faust* und Lessings *Nathan der Weise* schließen sich an. Mit Theodor Körners Gedichtband *Leyer und Schwert* wird ein Dokument aus den Freiheitskriegen abgedruckt. Es folgen Werke von Shakespeare, Müllner, Hauff, Kleist, wieder Shakespeare und Lessing, dann von Börne und – als Band 12 – Schillers *Wilhelm Tell*, der bis heute mit mehr als zehn Millionen verkauften Exemplaren der Bestseller Nr. 1 geblieben ist. Für den immensen Absatzerfolg, mit dem Reclam die Klassikerreihen konkurrierender Verlage bald überflügelte, gibt es mehrere Gründe: Die Bände waren sorgfältig ediert, inhaltlich abgeschlossen und einzeln zu erwerben (keine Subskription, kein Abonnement). Moderne Produktionstechniken wie Rotationsdruck und Stereotypie machten Massenaufgaben und damit niedrige Verkaufspreise möglich: Pro Nummer wurden nur zwei Silbergroschen verlangt, und dieser Preis konnte ein halbes Jahrhundert gehalten werden. Er galt für einen Umfang von durchschnittlich fünf Bogen (80 Seiten); längere Texte wurden als Mehrfachnummern angeboten. Wichtig war auch die

optische Wiedererkennbarkeit: Die Gestaltung der broschierten Taschenbücher im Kleinformat wandelte sich nur in kleinen Schritten, sodass der Reihencharakter über die Jahrzehnte sichtbar blieb und die Leserbindung förderte. Thomas Mann konstatierte treffend in seiner Festrede zum hundertjährigen Bestehen des Verlags im Jahre 1928, kurz bevor er selbst den Nobelpreis für Literatur erhielt: „Reclam glaubte an die Nachfrage, den Hunger der breiten Massen des deutschen Volkes nach dem Guten, nach Wissen, Bildung, Schönheit oder doch geistig anständiger Unterhaltung, und dieser Glaube, mit Vorsicht erworben, mit Vorsicht betätigt, wurde nicht enttäuscht. Seine Firma erstarkte, er verdiente Geld, sein sozialer Idealismus hatte sich als geschäftsklug erwiesen.“

Anton Philipp Reclam und sein Sohn Hans Heinrich als späterer Teilhaber der Firma hatten den richtigen Riecher: Im Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft war vor allem der Rohstoff Bildung gefragt. „Wissen ist Macht“ – die Leitformel, die der Philosoph Francis Bacon bereits 1597 in der ersten Ausgabe seiner *Essays* formuliert hatte, wurde wieder entdeckt. „Volksbildung“ lautet der aktuelle Imperativ: Volkshochschulen werden gegründet, Volksbüchereien eröffnet, Arbeiter- und Handwerkerbildungsvereine und auch die langsam entstehenden politischen Parteien engagieren sich hier. „Emporlesen“ heißt die Devise (und nicht „downloaden“ wie heutzutage). Vater und Sohn Reclam erkennen die Nachfrage und liefern das entsprechende Angebot. Die Universal-Bibliothek hat einerseits das schon mehr oder weniger etablierte Bildungsbürgertum im Blick, andererseits die sozialen Aufsteiger und die politisch sensiblen Reformer. Kein Wunder, dass die Textauswahl sich stark am Bedarf von Schule und Studium orientiert – und hier wiederum selbst Kanon bildend wirkt. Pflichtlektüren für Schulklassen und Universitätsseminare garantieren eine dauerhafte Nachfrage, die durch Nachdrucke kontinuierlich befriedigt wird. Hinzu kommt ein innovatives Marketing: Am Beginn des vergangenen Jahrhunderts wurden eigens Bücherautomaten konstruiert, die an stark frequentierten Plätzen eine Auswahl von jeweils zwölf verschiedenen Bänden anboten. Für Buchhändler gab es spezielle Präsentations-schränke, und das neueste Gesamtverzeichnis offeriert eine „Reclam Universal-Kultur tasche“ aus Kunstleder (Werbetext: „Der wahre Reclam-Fan hat bekanntlich immer ein UB-Bändchen dabei – oder auch zwei“).

Das Programm der Universal-Bibliothek ist in den 150 Jahren seit der Gründung immer weiter expandiert, die Gesamtzahl der erschienenen Titel inzwischen unüberschaubar. An die Seite der Literatur traten neue Verlagsprodukte: philosophische Quellentexte sowie Sachbücher und Nachschlagewerke zu Musik und Theater, Film und Medien, Kunst und Architektur, Geschichte und Religion, Naturwissenschaft und Technik. Die gelbe Reihe der Textausgaben wurde längst ergänzt durch spezielle Reihen mit andersfarbigem Cover. Einige Ausgaben erschienen nicht nur in broschierter Form, sondern auch in

gebundener Form als Leinen- oder Lederbände, teilweise sogar in Luxusversion mit Goldschnitt. Das Verlagsprogramm hat auch inhaltlich manche Wandlungen erlebt.

Ab 1920 wurden vermehrt Werke zeitgenössischer Schriftsteller aufgenommen, die noch tantiemenpflichtig waren. Während der Zeit des „Dritten Reiches“ mussten jüdische und politisch unerwünschte Autoren aus dem Programm genommen werden. Ihre Werke fielen teilweise der Bücherverbrennung zum Opfer. Die weitere Produktion passte sich teilweise den Vorgaben der nationalsozialistischen Einheitspartei an, versuchte aber andererseits das traditionelle Profil so weit wie möglich zu wahren. Nach einigen mageren Jahren brachte paradoxerweise der Krieg einen finanziellen Aufschwung: Die Feldpostausgaben, die in speziellen Behältern an die Front gelangten, waren bei den Soldaten sehr begehrt. Welche Popularität die Universal-Bibliothek erlangt hatte, zeigt sich auch daran, dass mehr als dreißig antifaschistische Tarnschriften im vertrauten Gewande der Reclam-Bände illegal verbreitet wurden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war nicht nur das Land, sondern auch der Verlag geteilt: Das Stammhaus in Leipzig wurde zeitweise als volkseigener Betrieb weitergeführt und schließlich 2006 aufgelöst. Der westdeutsche Zweig des Verlages hat seit 1947 seinen Sitz in Stuttgart und seit 1980 im nahe gelegenen Ditzingen. Während der deutschen Teilung erschienen zwei Versionen der Universal-Bibliothek, wobei in Ostdeutschland besonders die proletarisch-sozialistische Literaturtradition gepflegt wurde.

Manche der noch immer aktiven Verlage in Deutschland sind deutlich älter als Reclam. Aber keiner hat eine Buchreihe solange am Leben erhalten und immer weiter ausgebaut. Der aktuelle Jubiläumskatalog verzeichnet ungefähr 3.000 Titel der Universal-Bibliothek und 500 weitere Bände. Die Reihe ist längst zu einer Marke geworden.

Auf der Buchmesse 1992 schwärmte der Schriftsteller Ludwig Harig: „Von Reclam habe ich gelernt, was eine Bibliothek und was das Universale ist.“ Selbst in der politischen Polemik hat die Verlagsproduktion ihren Platz gefunden: So beschimpfte Franz Josef Strauß 1976 Kollegen aus der Schwesterpartei CDU als „Reclam-Ausgabe von Politikern“.

Generationen von Schülern und Studenten sind mit den iPhone-großen Bändchen der Universal-Bibliothek groß geworden. Diese Reihe wird nicht nur in diversen literarischen Werken erwähnt, etwa von Bertolt Brecht, Robert Musil und Heimito von Doderer – auch in der bildenden Kunst, im Theater und in der Werbung hat sie Beachtung gefunden und ist längst zu einem Teil unseres kulturellen Gedächtnisses geworden.

Walter Hömberg

Prof. Dr. Walter Hömberg war Lehrstuhlinhaber für Journalistik an der Katholischen Universität Eichstätt. Er lehrt als Gastprofessor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien.



Eine Sammlung von Reclam-Heften unterschiedlicher Erscheinungsjahre.

Foto: Markus Behmer

„Ich will wirken in dieser Zeit“

Käthe Kollwitz war nicht nur eine große Künstlerin. Ihre Werke waren auch ein Medium für ihre politischen und gesellschaftskritischen Botschaften. Nach dem Tod ihres Sohnes im Ersten Weltkrieg setzte sie sich vor allem für Abrüstung und ein friedliches Miteinander ein.

1914. Es ist ein heißer Sommertag. In der warmen Luft liegt der Geruch von versiegttem Regen. Begleitet vom Jubelruf der Bevölkerung marschieren junge Männer durch die Straßen Berlins. Ein Schleier der Euphorie liegt über der Stadt. Es sind Tage des Aufbruchs.

empfang ich die absolute Gemeinsamkeit des Volkes. Ich empfand ein Neu-Werden in mir.“

Gut zwei Wochen nach seinem Ausrücken erfährt die Mutter, dass Peter tot ist. Gefallen in Flandern. Von einer Kugel durchbohrt. Die Welt der Käthe Kollwitz ist erschüttert. Dieses Ereignis prägt die Frau, an die wir uns heute erinnern.

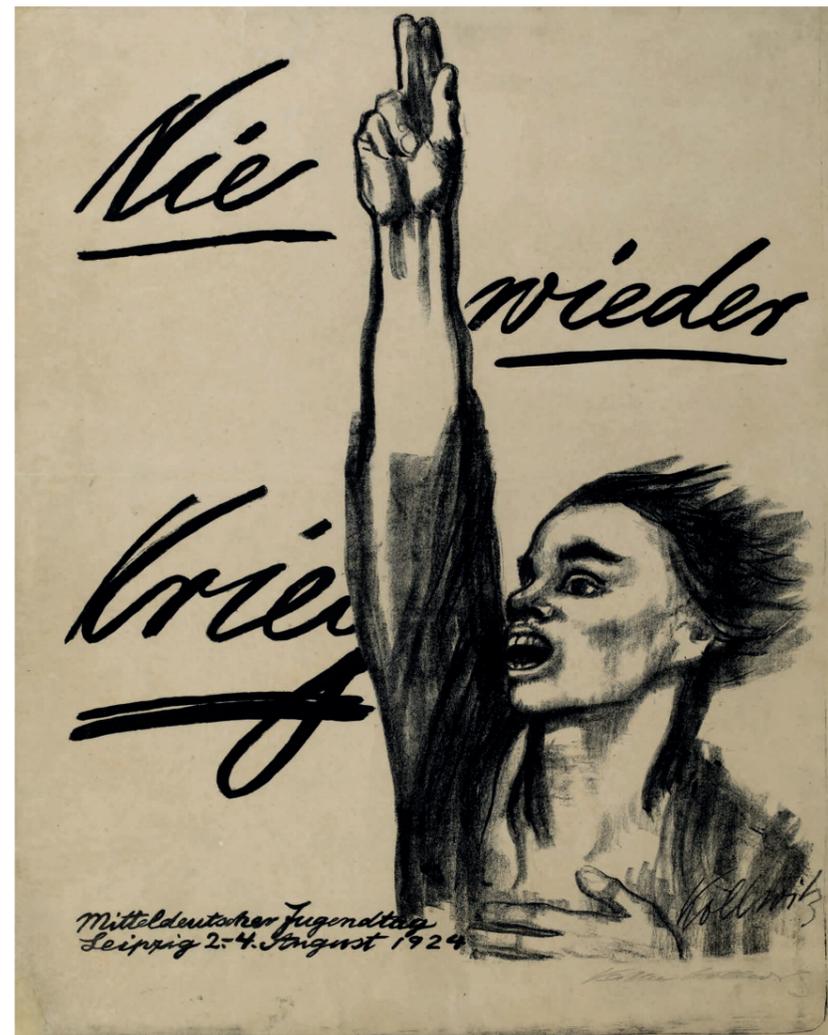
150 Jahre nach ihrer Geburt am 8. Juli 1867. Käthe Kollwitz die Künstlerin, die Grafikerin, Malerin und Bildhauerin. Käthe Kollwitz die Stimme der Armen, die Gerechte. Käthe Kollwitz die Politische und Sozialkritische. Dieses Ereignis erschafft Käthe Kollwitz, die Pazifistin. Schon immer dient Kollwitz Kunst als Medium, um Themen wie Leid, Not, Tod und Hunger darzustellen.

In der Weimarer Republik erinnert Kollwitz durch ihre Kunst an die Leiden des Kriegs, um Abrüstung und ein friedliches Miteinander der Völker zu fördern. Die Möglichkeit das Aggressionspotential einer Gesellschaft zu senken, sieht sie in einem sozialistischen Gesellschaftsmodell.

Zu Beginn ihres öffentlichen Wirkens dient literarischer und historischer Stoff als Ausgangspunkt ihrer Werke. Der künstlerische Durchbruch gelingt ihr 1898 mit dem druckgrafischen Zyklus *Ein Weberaufstand*, in Anlehnung an Gerhard Hauptmanns Drama *Die Weber*. Zehn Jahre später ergreift Kollwitz in ihren Werken mehr und mehr Partei für die Armen. Sie stellt die gesellschaftspolitischen Probleme der Arbeiterschaft dar. Als Bühne dazu dient die satirische Zeitschrift *Simplicissimus*. Kollwitz Zeichnungen zeigen Hunger, Kindersterblichkeit, Armut und ihre

Folgen. In ihr Tagebuch schreibt Kollwitz: „Ungelöste Probleme wie Prostitution, Arbeitslosigkeit, quälten und beunruhigten mich und wirkten mit als Ursache dieser meiner Gebundenheit an die Darstellung des niederen Volkes.“

Ab den 1920er Jahren folgen verschiedene Werke zum Thema Krieg und sie schreibt: „Wenn ich mich mitarbeiten weiß in einer internationalen Gemeinschaft gegen den Krieg, hab‘



Käthe Kollwitz, Nie wieder Krieg, 1924, Kreide- und Pinselithographie

Quelle: Käthe-Kollwitz-Museum Köln

Gepackt von dem Gefühl, gebraucht zu werden, großartige Taten zu vollbringen, will auch Peter Kollwitz sich in die Reihen der Marschierenden eingliedern. Er will im Krieg kämpfen, seinem Vaterland dienen. Die Mutter lässt den minderjährigen Sohn ziehen. Käthe Kollwitz, die den Sozialdemokraten nahe steht, schreibt in ihr Tagebuch: „Ich muss etwas zu meiner veränderten Einstellung zum Krieg sagen. Zum ersten Mal

ich ein warmes, durchströmendes und befriedigendes Gefühl [...] Ich bin einverstanden damit, dass meine Kunst Zwecke hat. Ich will wirken in dieser Zeit, in der die Menschen so ratlos und hilfsbedürftig sind.“ Es entstehen unter anderem die berühmten Antikriegsplakate „Die Überlebenden. Krieg dem Kriege!“ und „Nie wieder Krieg“. Fast 20 Jahre nach dem Tod des Sohnes Peter, wird auf dem Militärfriedhof in Vladsloo, Flandern die Skulptur „Die Eltern“ aufgestellt. Sie zeigt zwei Trauernde mit den Gesichtern von Käthe und Karl Kollwitz.

Im selben Jahr, 1932, versucht Käthe Kollwitz eine nationalsozialistische Mehrheit durch die Unterstützung des „Dringenden Appells“ zu verhindern, in dem ein Zusammenschluss der SPD und KPD gefordert wird. Im NS-Regime erhält die Künstlerin ein offizielles Ausstellungsverbot. 1936 wird sie von der Gestapo verhört, weil sie der russischen Zeitung *Iswestija* ein Interview gab. Ihre letzte Plastik, „Zwei wartende Soldatenfrauen“, schafft Kollwitz 1943, bevor sie zwei Jahre später stirbt.

„Ich will wirken in dieser Zeit“, schrieb Käthe Kollwitz einmal. Gegen Armut und soziale Ungerechtigkeit, aber vor allem gegen Krieg. Doch was ist von diesem Wirken übrig? Leben wir heute in dem Frieden, für den die Pazifistin gekämpft hat?

„Es ist eine Errungenschaft der Neuzeit zu sagen: Krieg ist etwas Schlimmes, etwas das wir eigentlich nicht haben wollen“, sagt die Juristin und VW-Vorstandsmitglied Christiane

Hohmann-Dennhardt im Berliner Käthe-Kollwitz-Museum. Am 21. November diskutiert man hier unter dem Motto „Krieg für den Frieden oder Pazifismus?“

Ja, in Deutschland ist es ruhig geworden. Oder haben wir heute einfach nur ein anderes Kriegsverständnis? „Wir wollen eine Ordnung schaffen, in der Krieg kein angemessenes Mittel der Verteilung von strategischen Ressourcen ist“, sagt der Politologe Herfried Münkler. Gleichzeitig soll in kriegszerrütteten Gebieten Frieden erzwungen werden – selbstverständlich mit Gewalt. Zum Schutz der Bevölkerung wird in anderen Ländern militärisch interveniert. Das ist nicht unproblematisch, findet Hohmann-Dennhardt: „Kommt da nicht auch die Situation auf: Da, wo es mir Recht und von Nutzen ist, da mache ich es, und sage, ich mache das unter dem Vorzeichen der Menschenrechte, und da, wo es mir nicht viel nutzt aber auch die Menschenrechte mit Füßen getreten werden, da greife ich halt nicht ein?“

Leben wir heute im Frieden? Oder ist Krieg für uns einfach nur hier weniger sichtbar geworden, weil unsere Kämpfe woanders ausgetragen werden? Vielleicht hat sich Krieg ja bloß verändert. Und so sind Käthe Kollwitz' Worte wohl auch heute noch so aktuell wie damals, als sie sie 1918 schrieb: „Es ist genug gestorben! Keiner darf mehr fallen!“

Stina Ödén

ANZEIGE

DIE ENTDECKUNG DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT

100 Jahre kommunikationswissenschaftliche Fachtradition in Leipzig: Von der Zeitungskunde zur Kommunikations- und Medienwissenschaft



ERIK KOENEN (Hrsg.)
Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft, 14
2016, 290 S., 42 Abb., 2 Tab., Broschur,
213 x 142 mm, dt.
ISBN 978-3-86962-236-1 (Print)
ISBN 978-3-86962-237-8 (E-Book)



SUSANNE KINNEBROCK /
CHRISTIAN SCHWARZENEGGER /
THOMAS BIRKNER (HRSG.)
Öffentlichkeit und Geschichte, 8
2015, 328 S., 6 Abb., 1 Tab., Broschur,
ISBN 978-3-86962-091-6 (Print)
ISBN 978-3-86962-129-6 (E-Book)

HV HERBERT VON HALEM VERLAG
www.halem-verlag.de
twitter.com/halemverlag
facebook.com/halemverlag

BLexKom blexkom.halem-verlag.de
BIOGRAFISCHES LEXIKON DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT

Aufklärer systembedingter Unmündigkeit

1867 erscheint im Schul- und Medizinbuchverlag Otto Meissner der erste Band des *Kapital*. Marx analysiert in ihm Strukturen des kapitalistischen Gesellschaftssystems. Seine angewandten Methoden für Ökonomie, Soziologie und Philosophie sind bis heute wegweisend.

Die Beschäftigung mit ökonomischen Fragestellungen nimmt Marx bereits 1844 in Paris auf. In der gesellschaftlichen Organisation der produktiven Tätigkeit des Menschen erkennt er das konkrete Material der geschichtlichen Gestaltungskraft des Menschen, die Hegel und seine linkshegelianische Schülergeneration nur ideell als Bewegung eines absoluten Selbstbewusstseins dargestellt hatten. Marx verschafft sich zwar noch in Paris einen Überblick über zentrale Ökonomietheorien seiner Zeit, aber erst im Londoner Exil gewinnt sein kritisches Projekt Kontur. Die Niederschrift erfolgt nach mehreren Konzeptionsphasen in den Jahren 1861 bis 1867. Bis Anfang 1866 glaubt Marx, die Analyse der kapitalistischen Gesellschaftsformation als Ganzes, das heißt hinsichtlich des Produktions- und des Zirkulationsprozesses des Kapitals sowie seiner historischen Erscheinungsformen als Profit, Zins, Grundrente und so weiter veröffentlichen zu können. Doch muss er dieses Vorhaben aus gesundheitlichen Gründen aufgeben. Nur der Erste Band der *Kritik der politischen Ökonomie* erscheint zu seinen Lebzeiten. Nach Marx' Tod wird Friedrich Engels aus dem Nachlass die Bände 2 und 3, sowie die dritte und vierte Auflage von Band 1 herausgeben.

Obwohl dessen Titel den *Produktionsprozess des Kapitals* als Gegenstand der Untersuchung anzeigt, befasst sich Marx hier nicht nur mit Problemen der Volkswirtschaftslehre. Vielmehr thematisiert er die Standards, nach denen kapitalistische Gesellschaften alle Bereiche ihrer Lebensäußerung regulieren. Das unterscheidende Kennzeichen dieser Ökonomie ist die Warenform, welche Gebrauchsgüter hier annehmen müssen, um Wert bilden zu können. Dessen abstrakten Maßstab verkörpert das Geld, das als Kapital zum Selbstzweck eines Verwertungsprozesses wird, der die soziale Ungleichheit in einer Gesellschaft zur klassenspezifischen Ausbeutung der Arbeiter durch die Kapital-Eigentümer verschärft. Unter dem Anschein der Mehrung von Wohlstand produziert der Kapitalismus auf diese Weise systemisch Armut. Marx beschreibt die Struktur des Ausbeutungsverhältnisses und seine destruktiven Auswirkungen in der Verelendung des Proletariats. Anders als im *Kommunistischen Manifest* argumentiert er aber im *Kapital* nicht polemisch, sondern zeigt nüchtern die selbstzerstörerische Funktionsweise der kapitalistischen Ökonomie auf.

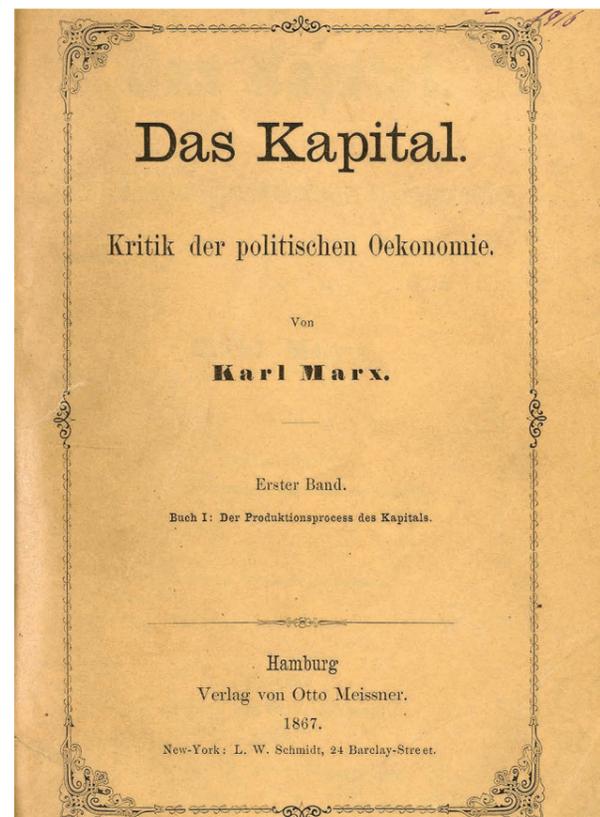
Da ihr antagonistischer Charakter den betroffenen Menschen, Kapitalisten wie Arbeitern, verborgen bleiben muss, leitet Marx' Untersuchung eine emanzipatorische Intention. Sie will die von Feuerbachs Religionskritik angestoßene Aufklärung des Menschen über sich selbst als dem autonomen Subjekt einer eigenen Geschichte strukturell auf deren

sozio-ökonomische Basis ausdehnen. Ziel der wissenschaftlichen Kritik von Marx ist es, die wesentliche Produktivität des Menschen in eine gemeinschaftliche Praxis zu überführen, die nicht mehr dem falschen Bewusstsein der Sachzwänge des Warenfetischismus und seiner Ökonomie der Verwertung gehorcht, sondern die Würde des Menschen durch eine humane Organisation der Arbeit zu entfalten erlaubt.

Mit diesem aufgeklärten Ansatz gehört *Das Kapital* zu den Grundlagenwerken des Selbstverständnisses auch unserer spätmodernen Welt. Seine dekonstruktive Methode weist in den Wissenschaften strukturalistischen wie funktionalistischen Ansätzen den Weg. So unterschiedliche Autoren wie Enrique Dussel, Jaques Derrida oder Thomas Piketty schreiben Marx' Analysen in vielfältiger Weise fort. Politisch ist sein Hauptwerk ein Klassiker der Ideologiekritik und zählt – nicht zuletzt mit Blick auf die Russische Revolution, deren 100. Jahrestag mit dem 150-jährigen Jubiläum der Erscheinung des *Kapitals* zusammenfällt – zu den einflussreichsten Büchern, die je geschrieben wurden.

Jürgen Bründl

Dr. Jürgen Bründl ist Professor für Fundamentaltheologie an der Universität Bamberg.



Blaue Bilder

Als John F. W. Herschel 1871 stirbt, verliert England einen seiner größten Astronomen. Was daneben häufig verblasst, sind seine Pionierarbeiten auf dem Gebiet der Fotografie. 1842 erfand er die Cyanotypie.

So groß ist bei Herschels Tod sein Ruhm, dass er in Westminster Abbey beigesetzt wird – als direkter Nachbar von Charles Darwin. Vor allem als Astronom hat Herschel zuvor Maßstäbe gesetzt: Er ist Entdecker von Sternen, Himmelskartograph und wird einer breiten Öffentlichkeit nicht zuletzt dadurch bekannt, dass er 1835 angeblich geflügelte Menschen auf dem Mond gesehen hat. Tatsächlich hatte die berüchtigte *New York Sun* die Geschichte jedoch erfunden, um ihre Auflage in die Höhe zu treiben.

Tatsächlich zu neuen Höhen gebracht hat er die Fotografie. In der Mitte des 19. Jahrhunderts plagten sich Forscher in ganz Europa damit ab, die Lichtbildkunst weiterzuentwickeln. Kurz gesagt geht es allen darum, die umständlichen, detailarmen und teuren Verfahren jener Zeit zu übertreffen. Herschel ist einer von ihnen. Am 17. November 1842 vermeldet er endlich einen Erfolg – die Cyanotypie wird geboren. Dieses sogenannte Edeldruckverfahren können selbst Laien spielend identifizieren. Seinen hohen Wiedererkennungswert verdankt es der cyanblauen Farbe, in der es die Wirklichkeit wiedergibt. Der charakteristische Farbton entsteht durch den chemischen Prozess, der auf dem Einsatz von Eisen beruht. Herschel selbst schreibt von einem Bild von „violettblauer Farbe auf grünlichgelbem Grund, das einen hohen Grad an Schärfe besitzt und von besonderer Schönheit und Delikatesse der Farbe ist“. Seine Mitstreiter setzen derweil auf Silber und bringen so schließlich das Schwarzweißbild an den Markt.

Besonderen Erfolg hat dabei der Franzose Louis Daguerre, dessen benutzerfreundliche Technik der nach ihm benannten Daguerreotypie schon 1839 für Aufsehen sorgt. So schreibt die Pariser *Gazette de France* am 6. Januar: „Seine Entdeckung scheint wie ein unglaubliches Wunder.“ Auf Jahrzehnte sollte Daguerres Erfindung den Markt beherrschen, während Herschels Arbeit nie ihre Bekanntheit erreicht. Künstler und Retro-Fans können

sich jedoch bis heute für die Cyanotypie begeistern:

Eine Reihe von Anbietern offeriert sogar Komplett-Sets im Internet. Neben der Schönheit der Cyanotypie gibt es auch einen historischen Grund, warum sich der Blick auf diese alte Technik lohnt: Die mit Herschel befreundete Anna Atkins nutzte sein Verfahren, um Englands Pflanzenwelt auf hundert von Bildern festzuhalten. Wahrscheinlich macht sie dies zur ersten bekannten Fotografin. Alexander Godulla

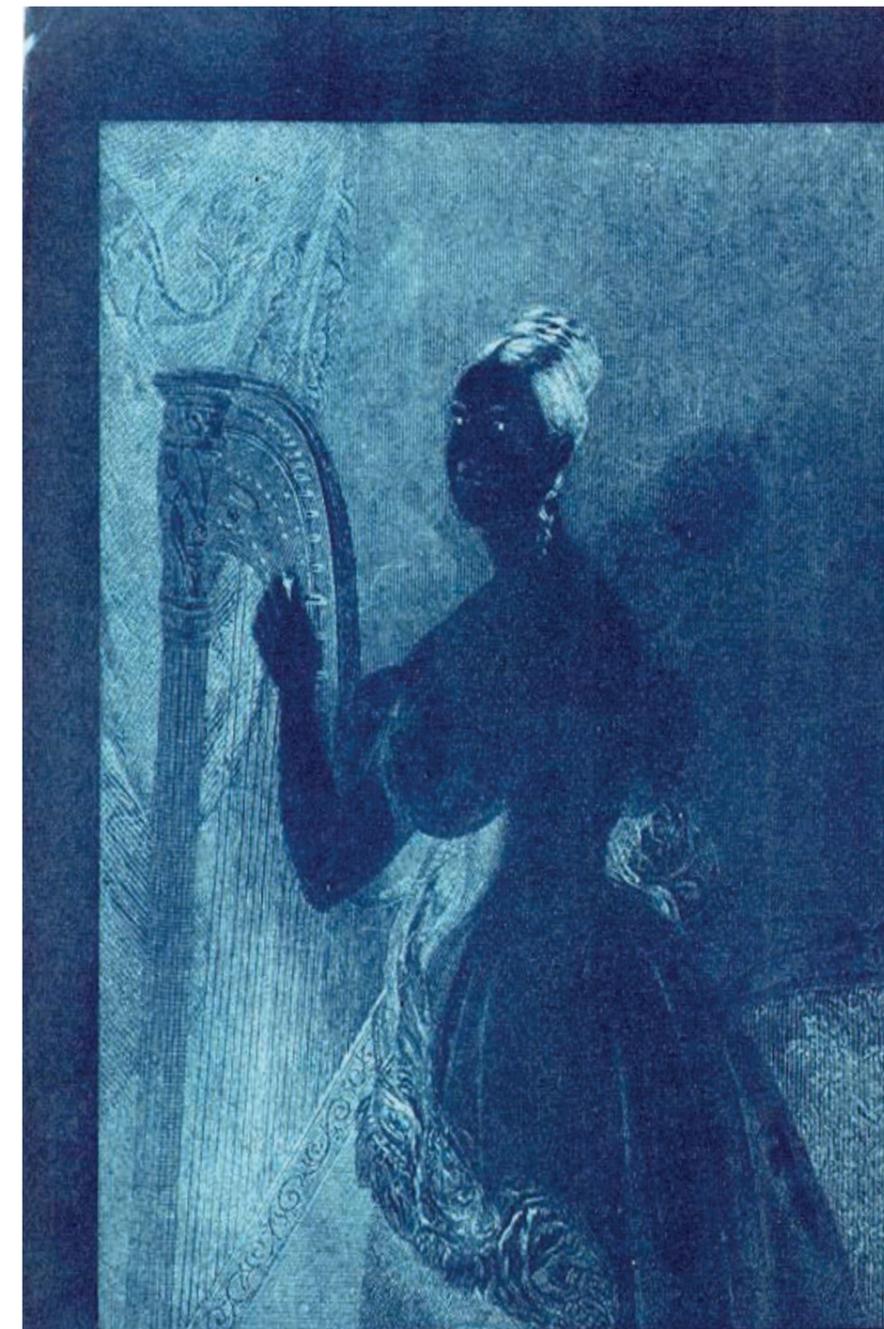


Bild: Lady with a Harp, John F. W. Herschel (1842)

„Ich bin wirklich Old Shatterhand“

Vom Taschendieb und Landstreicher zu einem der meistgelesenen deutschen Schriftsteller – mit seinen Wild-West-Romanen rund um den Indianerhauptling Winnetou macht sich Karl May einen Namen. Dabei reist May erst lange nach dem literarischen Durchbruch nach Amerika.

51 Tage – so lange dauert es, alle Bücher von Karl May hintereinander vorzulesen. Herausgefunden haben das May-Fans bei der längsten Nonstop-Lesung der Welt in Mittweida: Aus einer kleinen Gefängniszelle heraus lasen Hunderte Western-Liebhaber das Gesamtwerk des Autors. Denn was viele nicht wissen: Bevor May mit seinen Abenteuerromanen den großen Erfolg feiert, landet er immer wieder hinter Gittern. Mal wegen

des Diebstahls einer Taschenuhr, mal wegen eines Techtelmechtels mit der Frau seines Wirtes. Dabei hatten seine Eltern mit ihm große Pläne.

Aber der Reihe nach. Vor 175 Jahren, am 25. Februar 1842, wird Carl Friedrich May als fünftes von 14 Kindern geboren. Seine Eltern sind arme Weber im sächsischen Ernstthal. Die meisten seiner Geschwister sterben in den ersten Lebensmonaten. Als einzig verbliebener Sohn soll May den Aufstieg schaffen: Er soll Lehrer werden. Die Ausbildung schließt er ab. Dann aber landet er immer wieder im Gefängnis – unter anderem sitzt er für einige Wochen 1870 in der besagten Mittweider Zelle in Untersuchungshaft. Als er alle Strafen abgesessen hat, beginnt er als freier Schriftsteller zu arbeiten.

Der Durchbruch gelingt May erst mit über 50 Jahren mit seiner Buchserie *Carl May's gesammelte Reiseromane*. In der Reihe erscheint auch sein dreibändiger *Winnetou*. Mit seinen Büchern löst May einen regelrechten Starrummel aus. Er schwingt sich zum Helden seiner Ich-Romane auf: „Ich bin wirklich Old Shatterhand“, behauptet May immer wieder in Interviews. Er beharrt darauf, dass er das, was er schrieb, selbst erlebt hat. Ein Büschel aus Pferdehaaren gibt er als Schopf von Winnetou aus. Und das Gewehr des Helden, die Silberbüchse, lässt er nachbauen, um damit zu prahlen. Er beantwortet Leserbriefe zu Winnetous Tod, verschickt Autogrammkarten, trifft sich mit Fans und erzählt von Reiseabenteuern in Amerika und im Orient.

Dabei war der Schriftsteller erst einige Jahre nach seinem literarischen Erfolg im Nahen Osten und Wilden Westen. Als May mit seinen Abenteuerromanen endlich genug Geld verdient, kann er sich



Karl May verkleidet als Mann des Wilden Westens.

Bilder: Karl-May-Gesellschaft

die Reisen leisten. Seine Streifzüge im Orient öffnen ihm die Augen: Seine Frau Klara berichtet, dass May unterwegs gleich zwei Zusammenbrüche erleidet. Zu krass ist der Gegensatz zwischen den in seinen Büchern konstruierten Scheinwelten und der Realität. Schon zuvor hatte sein Schriftstellerkollege Arnold Zweig moniert: „Alle seine Darstellungen sind falsch.“ In der Literaturszene ist May umstritten. Immer wieder muss er sich gegen Plagiatsvorwürfe wehren. Karl May, der Lügner und Betrüger? May streitet die Anschuldigungen immer ab. Mittlerweile aber ist klar, dass er abgeschrieben hat – vor allem beim Abenteuerschriftsteller Friedrich Gerstäcker.

Am 30. März 1912 stirbt Karl May. Nach seinem Tod werden Mays Bücher zu Filmvorlagen, die Filme zu Kinoshlagern. 1966 schlüpft Uschi Glas in die Rolle des Halbbluts Apanatschi und Pierre Brice macht sich einen Namen als

Apachenhäuptling Winnetou. Das *TV-Spielfilm-Filmlexikon* ist begeistert von dem „noch nie dagewesenen Einsatz an pyrotechnischen Effekten. [...] So schmeißen die Helden Winnetou und Old Shatterhand in wilder Folge ganze Magazine von selbst gebastelten Handgranaten durch die Gegend.“ Auch die *Rheinische Post* kann von den Spezialeffekten gar nicht genug bekommen: „Es wurde auch diesmal an nichts gespart, und wenn gegen Schluß eine ganze Stadt durch Dynamit zerstört wird, dann fliegen die brennenden Balken nur so herum.“ Noch heute ist May einer der meistgelesenen deutschen Schriftsteller. Bis zu 100.000 Bücher jährlich werden vom in Bamberg sitzenden Karl-May-Verlag abgesetzt. Über mangelnde Nachfrage beschwert sich dort niemand. Im Verlag heißt es: „Karl May wird immer wieder gern totgesagt, aber er ist nicht tot.“

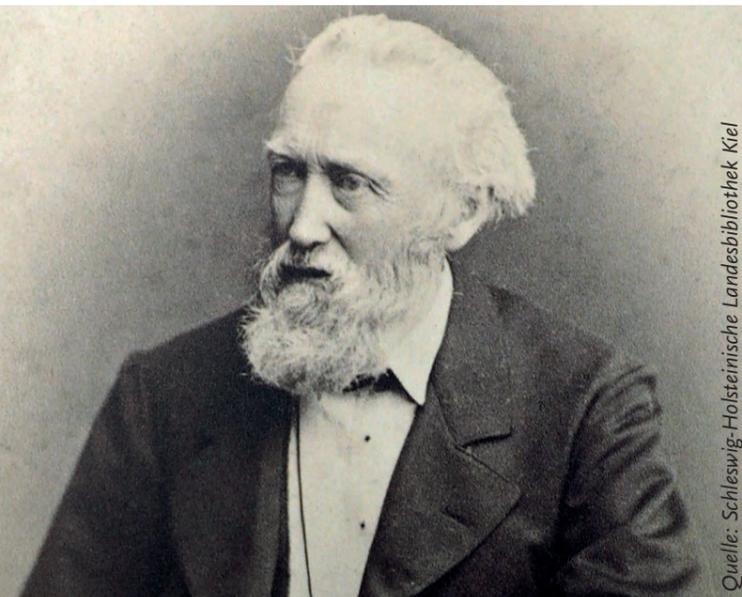
Vera Katzenberger



Realistischer Blick in den Abgrund

Unter einer (scheinbar) ruhigen Meeresoberfläche fließen gefährliche Unterströmungen – so könnte man das literarische Werk von Theodor Storm, einem der bekanntesten deutschen Realisten, beschreiben. Seine Texte sind gerade in ihrer Abgründigkeit zeitlos.

Am 14. September 1817 in Husum geboren, scheint zunächst nichts auf eine so nachhaltige literarische Wirkung Theodor Storms hinzudeuten. Nach dem Besuch des Katharineums in Lübeck, wo übrigens später auch Heinrich und Thomas Mann zur Schule gehen werden, studiert Storm zunächst in Kiel und Berlin Jura, lässt sich in Husum als Advokat nieder und arbeitet später als Gerichtsassessor und Kreisrichter in Potsdam und Heiligenstadt. Husum bleibt jedoch zeitlebens Storms Ankerpunkt und zudem indirekt die Welt seiner literarischen Werke. Sein Leben wirkt auf den ersten Blick zu unspektakulär, um zum Klischeebild eines Künstlers zu passen: Jurist, gesetzter



Quelle: Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel

Familienvater, Bürger eines Provinzstädtchens, Gründungsmitglied zweier Gesangsvereine. Und doch: Die glatte Oberfläche ist trügerisch, Storms Leben und Texte verlaufen brüchiger, als auf den ersten Blick anzunehmen ist. Persönlich mögen dies zwei gescheiterte Verlobungsversuche (mit Emma Kühl und Bertha von Buchan) sowie eine eigenartige Dreiecksbeziehung mit seiner Cousine und ersten Ehefrau Constanze Esmarch und Dorothea Jensen, die er nach Constanzes Tod schließlich ebenfalls heiratete, andeuten.

Storms Texte erzählen des Gleichen immer wieder von tabuisiertem und dabei umso zerstörerischem Begehren: Ein häufig auftretendes Handlungsmuster ist die zunächst kindlich-unschuldige Liebe eines Geschwisterpaares, die sich durch das Heranreifen des älteren Jungen zum Mann verändert. In ihm wächst ein ‚erwachsenes‘ Interesse an dem – noch immer kindlichen – Mädchen und eine inzestuös-pädophile

Begehrensstruktur wird leise angedeutet, die mitunter zum Untergang des Mädchens führt (so etwa in *Auf dem Staatshof*). Die Novelle *Der Herr Etatsrat* zeigt uns ebenfalls ein Geschwisterpaar, bei der der Bruder seine Schwester wohl etwas zu sehr liebt; das Mädchen lebt außerdem in einer deutlich zu engen Beziehung mit ihrem gewalttätigen, alkoholabhängigen Vater, was auf (unausgesprochene, unaussprechliche!) Weise schließlich zu ihrem frühen Tod führt.

Generell sind die Familien in Storms Texten häufig von Gewalt und Einengung geprägt. Die Söhne leiden unter einer zerstörerischen Dominanz der Väter (*Hans und Heinz Kirch*), ja die Kinder büßen für eine Schuld ihrer Eltern (*Ein Doppelgänger*, *Aquis submersus*), aus der sie sich lebenslang nicht lösen können. Im Grunde thematisieren alle Werke Storms die tragischen Grenzen eines selbstbestimmten Lebens: Hauke Haien beispielsweise scheitert in *Der Schimmelreiter* an der Unmöglichkeit einer Verbindung von Natur und Technik, Aberglaube und Rationalität, individuellen Glücksvorstellungen und gesellschaftlichen Rollenvorgaben beziehungsweise ökonomischen Zwängen. Hier greifen anthropologische, überzeitliche Fragen mit einem kritischen Zeit- und Gesellschaftsbild ineinander.

Selbst wenn Storm sicher keiner der agitatorischen Autoren des Vormärz oder der sozialkritischen Schriftsteller des späteren Naturalismus ist und in seinen Texten die aktuelle Tagespolitik eher ausgeblendet wird, so finden sich doch durchaus Spuren eines sozialkritischen Engagements im Leben und Werk dieses Autors. Storm unterzeichnet 1849 eine Protestresolution an den dänischen Landeskommissar, engagiert sich für die schleswig-holsteinische Volksbewegung und verliert daraufhin phasenweise seine Zulassung als Advokat. Auch in Storms Novellen werden zeitbezogene ökonomische wie politische Probleme angedeutet: der Warencharakter von Dingen und Menschen im Kontext eines kapitalistischen Tauschhandels (*Bulemanns Haus*, *Hans und Heinz Kirch*), Armutserfahrungen und ihre zersetzenden Folgen für das Familienleben (*Ein Doppelgänger*) oder auch Andeutungen von Technisierung und Industrialisierung (gespiegelt etwa in der Kattunfabrik in *Pole Poppenspärer*).

Auch wenn Storms Leben und Werk scheinbar im Harmlos-Provinziellen eines Städtchens wie Husum situiert sind, auch wenn dieser Autor recht apolitisch zu schreiben scheint, auch wenn seine Texte im Stil betont unspektakulär und reduziert daher kommen – unter der glatten Meeresoberfläche fließen gefährliche Unterströmungen. Sich diesem abgründigen Leseerlebnis auch heute, 200 Jahre nach Storms Geburt, auszusetzen, lohnt sich unbedingt.

Andrea Bartl

Feuer am Wartenberg

Im Herbst 1817 feiern Studenten auf der symbolträchtigen Wartburg bei Eisenach. Nach dem Sieg über Napoleon fordern sie stimmgewaltig staatsbürgerliche Rechte und nationale Einheit. Mit ihrer öffentlichen Demonstration rufen sie mächtige Gegner auf den Plan.

Nein – so konnte und sollte es nicht weitergehen. Mit einer großen, festlichen Zusammenkunft wollten sich Studenten verschiedener deutscher, meist protestantischer Universitäten, Gehör verschaffen. Vor zweihundert Jahren, am 18. und 19. Oktober 1817, fand ihr Treffen statt. Ihr Wartburgfest bekam einen bedeutenden Platz in der jüngeren deutschen Geschichte. Es wurde eine der prägenden Wegmarken im langen Ringen bis zur deutschen Reichsgründung im Januar 1871.

Die Initiative zum Treffen ergriffen zuerst Studenten der Universität Jena. Bereits zwei Jahre zuvor hatten sie dort, im Juni 1815, die erste „Ur-Burschenschaft“ gegründet. Das studentische Leben sollte reformiert, ein neuer Geist von Freundschaft und Gemeinschaft gelebt werden. Nationalstaatliche Einheit und staatsbürgerliche Freiheiten, in diesem Spektrum bewegten sich ihre Zukunftshoffnungen. Das Großherzogtum Sachsen-Weimar, in dessen Herrschaftsbereich Jena und auch die Wartburg lag, bot ein geeignetes Umfeld. Ein Jahr zuvor hatte man sich dort eine neue Verfassung gegeben. Sie galt als die modernste der deutschen Einzelstaaten und ließ auch eine großzügige Pressefreiheit zu. Im Spätsommer 1817 versandten die Jenaer Burschenschaftler ihre Einladungen. Anlässe zum Treffen gab es genügend: Luthers Thesenanschlag jährte sich zum dreihundertsten Mal, die Völkerschlacht bei Leipzig lag vier Jahre zurück. Die Wartburg, unweit von Jena, lag zentral in den deutschen Landen. Ihre Rolle als Zufluchtsort Luthers verlieh ihr eine hohe Symbolkraft.

Burschenschaftler ziehen auf den Berg

So fanden sich dort am 18. Oktober 1817, nebst einigen Professoren, annähernd fünfhundert Studenten von etwa zwölf Universitäten ein. Bei kaum zehntausend Studenten an allen deutschen Universitäten, darunter etwa zweitausend Burschenschaftlern, war das eine bemerkenswerte Resonanz. Angehende Juristen und Theologen stellten die Mehrheit, natürlich dominierten Angehörige des Bildungsbürgertums.

Revolution lag sicher nicht in der Luft, Unmut gab es allerdings genügend. Viele der Angereisten hatten „die Knochen hingehalten“ und an den schlussendlich siegreichen Befreiungskriegen gegen Napoleons Herrschaft in Europa teilgenommen. Die Burschenschaften hatten Schwarz-Rot-Gold als Symbolfarben ihrer Bewegung bestimmt. Es waren die Farben des Lützow'schen Freikorps, in dem Freiwillige aus vielen deutschen Staaten gekämpft hatten. Von der politischen Lage in den deutschen Staaten seit Kriegsende waren viele Burschenschaftler aber enttäuscht. Seit Gründung des wenig machtvollen Deutschen Bundes auf dem Wiener Kongress von 1815 hatte

sich nach ihrer Meinung zu wenig getan. Sie beklagten die fortgesetzte Kleinstaaterei und das Innehalten oder gar Zurücknehmen von sinnvollen Staatsreformen und -modernisierungen. Solche hatte es ja unter Napoleon auch gegeben, etwa bei Verwaltung und Rechtsprechung. Einer der abendlichen Redner, der Burschenschaftler und angehende Philologe Ludwig Rödiger, brachte es auf den Punkt: „Denn Eins hat das deutsche Volk gewonnen, die Kraft des Selbstvertrauens [...] Wer bluten darf für das Vaterland, der darf auch davon reden, wie er ihm am besten diene im Frieden.“ Mit dem Wartburgfest wurde das herrschaftliche Monopol auf politische Festveranstaltungen beendet. Es schuf eine neue Form politischer Aktion, die Demonstration einer öffentlichen Meinung. Der Abend des 18. Oktobers erfuhr jedoch noch eine plakative Zuspitzung. Einige Burschenschaftler, darunter radikale Schüler des populären Friedrich Ludwig Jahn, der mit seinen Turnern die Nationalbewegung unterstützte, veranstalteten auf dem nahe gelegenen Wartenberg noch eine symbolische Bücherverbrennung. Vermeintlich „undeutsche“, reaktionäre Bücher und mit Titeln beschriftete Makulaturballen wanderten ins Feuer; Symbole der verhassten stehenden Heere wie Korporalstock und Zopf gleich mit.

Allerdings rief das lebhafteste Treiben mächtige Gegner auf den Plan. Darunter besonders die Staatslenker der „Heiligen Allianz“, eines Bündnisses der Napoleon-Bezwinger Russland, Österreich und Preußen. Diese Anhänger des Erhalts der traditionellen Machtverhältnisse, der sogenannten Restauration, wollten keinerlei liberale und nationale Bestrebungen dulden. Sie fürchteten ein Fanal für politischen Umsturz; für sie war der Bogen nun überspannt. Es hagelte Gegenmaßnahmen: Professoren, die am Wartburgfest teilgenommen hatten, wurden zu ihrem Dienstherrn zitiert und mussten sich erklären. Der vielseitig engagierte Mediziner Lorenz Oken, Herausgeber des Blattes *Isis* oder *Encyclopädische Zeitschrift*, sowie bekannter

1817

Verfechter der Pressefreiheit, verlor zeitweilig seine Anstellung. Er hatte Redeauszüge vom Wartburgfest veröffentlicht. Auch das europäische Ausland hielt nicht still. Der französische Gesandte am Sitz des Deutschen Bundes in Frankfurt erkannte angesichts der Wartburg-Ereignisse gar ein Déjà-vu mit dem Vorabend der Französischen Revolution. Er analysierte trocken: „C'est la crise française de 1788“.

Doch es kam anders. Zwar gelang den Burschenschafnern am 18. Oktober 1818 noch die Gründung der „Allgemeinen Deutschen Burschenschaft“. Auf der Basis der vom populären Jenauer Studenten Riemann mit formulierten „Grundsätze der Wartburgfeier“ war sie nun die Gesamtorganisation der deutschen Studenten. Die Beschlüsse forderten die Gleichheit aller Deutschen vor dem Gesetz sowie die von einer Verfassung

zu garantierende Meinungs- und Pressefreiheit. Im März 1819 wurde jedoch der Schriftsteller, Kritiker der Burschenschaft und Berichterstatter der russischen Regierung August von Kotzebue ermordet. Der Täter, der Student Karl Ludwig Sand, ein glühender Anhänger der Nationalbewegung, wurde in der Folge hingerichtet. Im Kreise seiner Gleichgesinnten avancierte er jedoch zum Helden und Märtyrer.

Für die restaurativen Kräfte war nun die Zeit des Abwartens und Zögerns vorbei. Metternich setzte in Karlsbad Gegenmaßnahmen in Gang. Die Karlsbader Beschlüsse prägten die folgenden Jahre. Universitäten und ihre Lehrer wurden überprüft, die Burschenschaften verboten, die Presse zensiert. Das Bürgertum zog sich meist aufs Persönlich-Heimische zurück: Die Biedermeierzeit begann. *Ulrich Meer*

Unabhängig, ungehorsam, unwiderstehlich

Hochgebildet strebte Henry David Thoreau nach Einfachheit, nach Klarheit. Muße war ihm der Weg zum „wirklichen Leben“. Nur sich selbst und seinen Mitmenschen sah er sich dabei verpflichtet, nicht dem Staat, keiner Vereinigung.

Viele von Thoreaus Aussagen wirken wie gestanzte, wie vorformuliert für das Poesiealbum von Hippies und Reformbewegten. „Ich bin nicht für den Zwang geboren. Ich werde nach meiner Art atmen“, schrieb er 1849 im legendären Essay *Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat* (im Original schlicht: *Civil Disobedience*). Und: „Unter einer Regierung, die irgend jemanden unrechtmäßig einsperrt, ist das Gefängnis der angemessene Platz für einen gerechten Menschen.“ „Statt Edelleuten lasst uns Edelstädte voller Leute haben“, erträumte er sich in *Walden*.

Ein schmales Werk hat er hinterlassen, kurz war sein Leben. Henry David Thoreau ist am 12. Juli 1817 in Concord geboren, hier lebte er, hier ist er am 6. Mai 1862 an Tuberkulose gestorben. Concord war damals – und ist heute noch – ein kleines, protestantisch geprägtes Städtchen in Massachusetts, das als eine Art Klein-Weimar der amerikanischen Literatur gilt, lebten hier doch auch, zeitgleich mit Thoreau, Ralph Waldo Emerson und Nathaniel Hawthorne. Thoreaus Großvater war von der Kanalinsel Jersey eingewandert, sein Vater betrieb eine kleine, ärmliche Bleistiftminenmanufaktur. Er selbst war klug, studierte am örtlichen College unter anderem Griechisch, Latein und Mathematik, wurde Lehrer, ging mit seinen Schülern wandern. Bald quittierte er den Dienst, als er gezwungen werden sollte, die übliche Prügelstrafe anzuwenden. Zusammen mit seinem Bruder gründete er eine eigene Schule, die sie aber bald wieder schließen mussten. Henry David wurde Hausangestellter bei Emerson, publizierte erste Gedichte in einer Zeitschrift seines Förderers. Dann baute er sich eine Blockhütte am nahen Walden Pond auf einem Grundstück Emersons – und

am 4. Juli 1845, dem Unabhängigkeitstag, zog er dort ein. Unabhängig wollte er sein, nachhaltig leben, lange bevor es den Begriff gab, gar zum Allerweltschlagwort mutierte. Zwei Jahre blieb er allein in der Hütte am Teich, schrieb dann sein großes Buch *Walden* über das kleine „Leben in den Wäldern“ (so der Untertitel). Fortan lebte er von Gelegenheitsarbeiten, zeitweise als Landvermesser.

Steuern zahlte er jahrelang keine, um nicht einen Staat zu unterstützen, in dem es die Sklaverei gab, einen Staat auch, der von 1846 bis 1848 einen Annexionskrieg gegen Mexiko führte. Eine Nacht musste er dafür ins Gefängnis, doch er rechtfertigte sein Verhalten als Notwendigkeit, als Pflicht eben zum Ungehorsam gegen den Unrechtsstaat. „Die beste Regierung ist die, welche am wenigsten regiert“, erhob er zu seinem Wahlanspruch im ersten Satz des Essays.

Klein war sein Wirkensfeld, seine Schriften wurden zu seiner Lebzeit wenig wahrgenommen – und gingen schließlich um die Welt. Ghandi soll Thoreaus kleine Schrift *Über die Pflicht zum Ungehorsam* bei allen seinen Gefängnisaufenthalten bei sich gehabt haben; *Civil Disobedience* wurde schließlich zum friedvollen Kampfbegriff der amerikanischen Bürgerrechts- und der deutschen Studentenbewegung, mit *Walden* wurde Thoreau, so die FAZ, zum „Uhrhahn aller Ökos und Alternativen“. *Walden*, so heißt nun auch der jüngste, 2015 gegründete Spross der *Geo*-Zeitschriftenfamilie; seit 2015 bietet Gruner & Jahr Männern Berichte über „Abenteuer vor der Haustür“. So wurde Thoreaus Anspruch, „nach meiner Art atmen“ zu können, 200 Jahre nach der Geburt des Freidenkers zum kommerzialisierten Motto für Outdoorfans. *Markus Behmer*

Lob der Kontemplation

„Im ersten Sommer las ich keine Bücher; ich pflanzte Bohnen. Nein, oft tat ich noch etwas Besseres. Es gab Zeiten, in denen ich mich nicht entschließen konnte, die Blüte des Augenblicks irgendwelcher Arbeit des Kopfes oder der Hände zu opfern. Ich lasse gern einen breiten Rand an meinem Leben. An manchem Sommermorgen saß ich, nachdem ich mein gewohntes Bad genommen hatte, von Sonnenaufgang bis Mittag in Träumereien versunken, auf meiner sonnenbeschienenen Türschwelle zwischen Fichten, Walnussbäumen und Sumach in ungestörter Einsamkeit und Stille, während die Vögel ringsumher sangen oder leise durch das Haus flatterten [...]. In solchen Stunden wuchs ich wie das Korn in der Nacht; sie waren viel besser, als irgendwelches Werk meiner Hände gewesen wäre. Es war keine meinem Leben abgezogene, sondern um soviel dreingegebene Zeit. [...] Der Tag stieg empor, als ob er mein Werk beleuchten wolle. Es war Morgen, aber siehe, nun ist es Abend geworden, und nichts Berichtenswertes ward getan.“

Henry David Thoreau: *Walden oder Leben in den Wäldern*. Zürich 1979, S. 117f.

Zensor und Aufklärer

Er war Geheimbündler und oberster Minister – Zensor und Verfechter der Pressefreiheit. Vor 200 Jahren wurde Maximilian Graf von Montgelas aus vermeintlich gesundheitlichen Gründen von Bayerns König Maximilian entlassen.

„Es ist heute erwiesen, daß es die grobe Unwissenheit der Völker ist und nicht die vernünftige und dem Stand eines jeden entsprechende Bildung, die man ihnen vermittelt, welche Revolutionen hervorruft und Reiche umstürzt. Je aufgeklärter die Menschen sind, desto mehr lieben sie ihre Pflicht und stehen zu einer Regierung, die sich wirklich um ihr Glück bemüht.“ In seiner Zeit an der Universität von Ingolstadt hatte Montgelas den Philosophen und Kirchenrechtler Adam Weishaupt kennengelernt, der 1776 die Illuminaten gründete. Montgelas gehörte bald selbst zu den 20 „Illuminati maiores“. Ziel der Vereinigung war die Aufklärung und sittliche Verbesserung des Menschen, sodass die Herrschaft von Menschen über Menschen überflüssig sei. Weishaupt setzte damit eine Entwicklung fort, die bereits mit der Gründung der Großen Freimaurerloge 1717 in London einsetzte. Die Illuminaten ermöglichten die Begegnung verschiedener Stände und Berufe auf gleicher Ebene. Das Erkennungszeichen der Geheimgesellschaft war die Eule der Minerva, das Symbol von Klugheit und Weisheit.

Da es das Ziel der Illuminaten war, die überkommene Ordnung durch Unterwanderung der öffentlichen Ämter zu verändern, wurden sie 1785 durch Kurfürst Karl-Theodor als „landesverräterisch und religionsfeindlich“ verboten. Montgelas distanzierte sich von Weishaupt, doch die aufklärerischen Gedanken behielt er auch während seines weiteren Werdegangs bei.

Seine Vorstellungen von einer modernen Regierungsreform und seine positive Einstellung den Ideen der französischen Revolution (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit) gegenüber deckten sich mit denen Weishaupts. Das zeigt sich auch in einer zentrale Schrift Montgelas, dem *Ansbacher Memoire* von 1796, in der er sich unter anderem für Pressefreiheit und Volksbildung ausspricht. Wer war dieser absolutistische Minister mit den aufklärerischen Gedanken?

Maximilian Carl Joseph Franz de Paula Hieronymus Graf von Montgelas kommt am 12. September 1759 als zweites Kind des bayerischen Generalmajors Janus Freiherr von Montgelas und dessen Gattin Ursula Gräfin Traumer in München zur Welt. Seine standesgemäße Ausbildung erfährt er in Nancy und an den Universitäten von Straßburg und Ingolstadt.

1777 wird der begabte Jurist zum kurbayerischen Hofrat unter Kurfürst Max III. Joseph und drei Jahre später durch Kurfürst Karl Theodor zum Mitglied des Bücherzensurkollegiums ernannt. Später setzt er seine Karriere im Herzogtum Pfalz-Zweibrücken als Legationsrat und Regierungsrat fort. Mit seiner Berufung 1799 nach München wächst er in die Rolle

eines der überragenden Politikerpersönlichkeiten Bayerns, wenn nicht Europas. Er ist nun Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und des Landesherrlichen Hauses, später auch Finanz- und Innenminister. Er ist maßgeblich am Zustandekommen des Bogenhausener Vertrags von 1805 beteiligt. Durch dieses Bündnis mit Herrscher Napoleon wird Bayern ab dem 1. Januar 1806 zum Königreich.

In Montgelas zeigen sich die Umbrüche im Zeitalter der französischen Revolution, den Übergang vom Absolutismus zur Aufklärung: Während seine Mitgliedschaft bei den Illuminaten seine positive Haltung zur Presse- und Gedankenfreiheit zum Ausdruck bringt, agiert er später als einer der führenden Zensoren in Bayern, lässt hierbei allerdings nicht nur aufgeklärtes Gedankengut verbieten, sondern auch Gebetsbücher mit „übertriebenen Verehrungen der Heiligen, gar zu sinnlichen Andächtigkeiten, in ungeheurer Menge versprochenen Ablässen“.

Nicht nur in der Diskussion zu den Karlsbader Beschlüssen wendet er sich gegen die dort genannten Einschränkungen der Pressefreiheit, sondern auch die Lockerung der Zensur und die Einführung der Pressefreiheit, wie sie in den bayerischen Verfassungen zwischen 1808 und 1818 festgeschrieben sind, tragen seine Handschrift.

Große Macht und viele Feinde

Die Verabschiedung der Verfassung von 1818 erlebt er allerdings nicht mehr als Minister. Das Verhältnis zu Kronprinz Ludwig verschlechtert sich zusehends und seine Machtfülle ist zusätzlich zahlreichen Mitgliedern der höfischen Gesellschaft ein Dorn im Auge. Nach einer gesundheitlichen Krise fällt er einer Verschwörung am Hofe zum Opfer: Der bayerische Generalfeldmarschall Carl Philipp von Wrede überzeugt den König (fälschlicherweise) davon, dass Montgelas gesundheitlich nicht mehr in der Lage sei, die Amtsgeschäfte zu führen, und so kommt es am 2. Februar 1817, Maria Lichtmess, dem Tag im Jahr, an dem traditionell auch die Diensthofboten entlassen werden, zur Entlassung Montgelas durch König Maximilian. Nach seiner Entlassung hält Montgelas sich meist in München oder auf einem seiner Landgüter auf. Nach dem Tod seiner Frau 1820 sieht man ihn kaum noch in der Öffentlichkeit. Er widmet sich der Erziehung seiner acht Kinder. Am 14. Juni 1838 ist Montgelas im Alter von 79 Jahren in seinem Münchner Stadtpalais verstorben.

Joachim Schüller

Joachim Schüller ist Politologe, Presseexperte und Stadtführer in München.

Linke Hummel wird zu Bismarcks rechter Hand

Lothar Buchers Leben und Wirken ist geprägt von den großen Umbrüchen des 19. Jahrhunderts. Er gehörte zu den Revolutionären anno 1848. Er verbrachte die 1850er Jahre im Exil; er gehörte schließlich zu den Mitgestaltern der deutschen Einheit.

Als Lothar Bucher am 25. Oktober 1817 im hinterpommerschen Neustettin geboren wurde, schien die altpreußische Welt gerade wieder in Ordnung gekommen zu sein: Die demütigende Niederlage, die Napoleon der nach dem Tode Friedrich des Großen auf ihren Lorbeeren eingeschlafenen „kleinsten europäischen Großmacht“ zugefügt hatte, war nach dem Sieg der verbündeten Europäer über den französischen Kaiser und nach dem Wiener Kongress ausgewetzt; Friedrich Wilhelm III. saß wieder fest auf dem preußischen Thron. Doch die gesellschaftlichen Umbrüche nach der Französischen Revolution und das Heraufkommen der Industrialisierung, die das alte Europa umkrempten, machten auch an den preußischen Grenzen nicht halt. Der „Vormärz“ mündete in die Revolution von 1848; erste publizistische Arbeiten machten den Juristen Bucher bekannt und führten zu seiner Wahl in die Preußische Nationalversammlung, in deren zweiter Kammer er für die äußerste Linke agitierte. Doch nachdem die Gegenrevolution die Macht König Friedrich Wilhelms IV. wiederhergestellt hatte, wurde Lothar Bucher 1850 mit anderen Mitgliedern der Kammer wegen versuchten Auftritts angeklagt.

Der über ihn verhängten Festungshaft entzog er sich durch Flucht nach London; dort wirkte er bis 1861 als Korrespondent der 1848 in Berlin gegründeten liberalen *National-Zeitung*. Auch begann er, seine Berichte zu Büchern mit Weltblick zu verarbeiten. Schon 1851 erschienen *Kulturhistorische Skizzen aus der Industrieausstellung aller Völker* in London; nach der Heimkehr nach Deutschland 1861 folgten zwei Bände *Bilder aus der Fremde*. In deren Vorspruch beklagt Bucher die „Mangelhaftigkeit einer Schriftstellerei [...], wie ich sie seit dem Jahre 1850 im Auslande getrieben habe“, die „Lücken seines Wissens“ in den Dingen, an die er nur „angestreift“ sei. Freilich werde er „von Andern damit getröstet, das liege einmal in der Journalistik“, und er tröste sich selbst damit, dass der Journalist „das Geschäft der Hummel versieht, die, von einer Blüthe zur anderen gehend, die Gräser befruchtet“.

1864 geschieht Unglaubliches: Bucher, der auslandserfahrene Revolutionär, der inzwischen zu gemäßigeren Anschauungen gefunden hat, wird im preußischen Auswärtigen Amt angestellt.

Was da geschah, ist in kürzester Form vielleicht nirgends einflussreicher gewürdigt worden als in der *Frankfurter Zeitung* vom 13. Oktober 1942 zu Lothar Buchers fünfzigstem Todestag. Unter der Überschrift „Bismarcks ‚rechte Hand‘“ und unter Kürzel r. s. (das den Autor Theodor Heuss zu verhüllen hatte) steht zu lesen: „In großartiger Unbefangenheit hatte Bismarck den ‚Flüchtling von gestern‘, dessen Sachwissen, Arbeitskraft und

menschliche Sauberkeit er erkannte, an sich herangezogen – das Gewesene störte ihn nicht. Bucher wurde seine ‚rechte Hand‘. Er formulierte 1866 den Entwurf der Norddeutschen



Journalist im Exil: Lothar Bucher. Zeichnung: Christian Wilhelm Allers

Verfassung, er war 1870 Berater und Agent in der spanischen Thronfolgefrage, er ging mit nach Versailles [...] – der Kanzler hatte neben sich kaum einen anderen Beamten, der so rasch, zuverlässig, mit einer spürenden Einfühlung den Wünschen und Anordnungen die richtige Form gab.“ Der überbürdete Offiziosus der preußischen Regierung, der 1886, gesundheitlich angeschlagen, aus dem Staatsdienst schied, unterstützte den Fürsten Bismarck mit letzter Kraft maßgeblich bei der Abfassung seiner *Gedanken und Erinnerungen*. Bei Buchers plötzlichem Tode 1892 war seine Vergangenheit bereits durch die ersten zwei Bände von Heinrich von Poschingers Bucher-Biographie *Ein Achtundvierziger* in helles Licht gerückt; sein Wirken in preußischen Diensten schilderte der 1894 erschienene dritte Band.

Heinz Starkulla jr.

Revolutionärin durch und durch

Achtundvierzigerin, Frauenrechtlerin, Pädagogin und vor allem: Journalistin. Vor 200 Jahren wird Mathilde Franziska Anneke, eine der Führerinnen der amerikanischen Frauenbewegung, in Westfalen geboren.

Im Alter von nur 32 Jahren notierte Mathilde Franziska Anneke 1849: „Ich glaube, ich habe auf dieser Erde schon viele Leben ausgelebt.“ Doch waren da nur ihre erste Ehe und die Revolution in Deutschland gescheitert, als Frauenrechtlerin, Reformpädagogin und Journalistin in den USA warteten noch viele weitere Aufgaben auf sie.

Angesichts der Lebensgeschichte dieser Revolutionärin – sei es in Sachen Demokratie, Frauenrechte und Pädagogik – möchte man zuweilen daran zweifeln, dass sie ein Kind des 19., nicht des späten 20. Jahrhunderts gewesen ist.

Zunächst verlief ihr Leben für eine bürgerliche Tochter jedoch eher zeittypisch. Zur Welt kommt sie am 3. April 1817 in einer idyllischen Gegend Westfalens im heutigen Sprockhövel. Ihr Vater, Franz Giesler, ist ein angesehenen Bürger und vermöglicher Finanzverwalter. Und Mathilde erhält dank zusätzlichen Privatunterrichts eine für Frauen vergleichsweise gute Schulbildung. Die Biedermeier-Idylle nimmt jedoch ein jähes Ende, als der Vater sich verspekuliert und Geldsorgen den Alltag dominieren. Deshalb kommt es Familie Giesler durchaus gelegen, ihre Tochter Mathilde 1836 mit dem wohlhabenden Mühlheimer Weinhändler Alfred von Tabouillot zu verheiraten, zumal die neuen Schwiegereltern die Bürgerschaft für Franz Gieslers Schulden übernehmen.

Die Ehe mit Alfred von Tabouillot, die Mathilde zunächst als Liebesehe ansah, endet im Fiasko. Alkoholismus und häusliche Gewalt lassen Mathilde kurz nach der Geburt ihrer gemeinsamen Tochter Johanna 1837 nach Wesel und schließlich Münster fliehen.

An dieser Stelle beginnt eine Geschichte, die untypisch ist für eine Frau der damaligen Zeit. Mathilde geht vor Gericht und kann in einem langwierigen Scheidungsprozess über drei Instanzen durchsetzen, dass sie das Sorgerecht für ihre Tochter erhält. Zu angemessenen Unterhaltszahlungen wird Alfred von Tabouillot allerdings nicht verpflichtet, so weit will das Gericht dann doch nicht gehen. Die Alleinerziehende muss sich also nach einem Erwerb umsehen – und fängt in Münster an, als Schriftstellerin und Übersetzerin zu arbeiten. Sie publiziert zunächst Literarisches, arbeitet dann aber seit 1843 auch als „Reporterin“ für angesehene Blätter mit überregionaler Verbreitung wie die Augsburger *Allgemeine Zeitung* und die *Kölnische Zeitung*.

In Münster ist es aber weniger die am selben Ort ansässige Schriftstellerin Annette von Droste-Hülshoff, die Mathilde in ihrem Kreis willkommen heißt – die adelige Künstlerin ist eher befremdet von der Vorstellung, um des Erwerbes willen schreiben zu müssen. Positive Resonanz erhält Mathilde

vielmehr von Vertretern des Jungen Deutschlands (vor allem von Karl Gutzkow), aber auch von politisch noch radikaleren Dichtern des Vormärzes wie beispielsweise Georg Herwegh und Ferdinand Freiligrath. Hier entsteht Mathildes literarische und politische Heimat. Von Münster aus unterstützt sie die Aktivitäten der westfälischen Frühsozialisten und lernt so auch ihren künftigen Mann Fritz Anneke kennen.

Kampf für Menschenrechte

Ähnlich wie die geschiedene Alleinerziehende bewegt sich auch der ehemalige Leutnant Fritz Anneke am Rande des bürgerlich Akzeptablen. 1846 ist er endgültig vom preußischen Militärdienst entlassen worden – sein Vergehen war seine politische Gesinnung. Beide beschließen, sich in Köln eine neue, gemeinsame Existenz aufzubauen, geraten aber schon nach ein paar Monaten in den Sog der politischen Ereignisse. Die französische Februarrevolution schwappt auf die Rheinprovinzen über und bereits am 3. März 1848 führt Fritz Anneke eine Demonstration vor dem Kölner Rathaus an. Heute selbstverständliche demokratische Grundrechte wie allgemeine Wahlen und Volkssouveränität, aber auch Meinungs-, Presse- und Vereinigungsfreiheit werden gefordert. Neben diesen klassisch liberalen Forderungen wird aber auch der Wohlfahrtsstaat verlangt, nämlich „die Sicherstellung der menschlichen Lebensbedürfnisse“ und kostenfreie Schulbildung für alle.

So normal und angemessen uns heute solche Forderungen erscheinen mögen, so revolutionär wurden die Kölner Märzforderungen damals wahrgenommen. Die Versammlung vor dem Rathaus wird von der preußischen Infanterie aufgelöst, Fritz Anneke wird verhaftet, und verbringt trotz zeitweiliger Entlassung im Frühjahr die meiste Zeit des Jahres 1848 im Gefängnis.

An dieser Stelle kommt wieder seine – inzwischen hochschwangere – Frau ins Spiel. Mathilde Anneke unterstützt die Märzrevolution mit der Feder. Während ihr Mann seit Anfang Juli wieder im Gefängnis sitzt, bringt sie – fast nebenbei – den gemeinsamen Sohn Fritz zur Welt und sorgt dafür, dass ab September die *Neue Kölnische Zeitung* herauskommen kann. Offiziell wird sie von ihrem einsitzenden Mann und Fritz Beust herausgegeben, de facto aber von Mathilde Anneke gemacht und unter das Motto gestellt „Wohlstand, Freiheit und Bildung für alle“. Als gut zwei Wochen nach ihrem ersten Erscheinen die *Neue Kölnische Zeitung* verboten wird, gründet Mathilde Anneke die *Frauen-Zeitung*, deren Titel aber nicht hält, was er verspricht. Denn es handelt sich eben nicht um eine klassische Frauenzeitschrift, sondern um eine Fortführung der *Neuen*

Kölnischen Zeitung, die, sobald ihr Verbot Anfang Oktober 1848 aufgehoben war, wieder unter altem Namen erscheint. Bis zum Juni 1849 bringt Mathilde Anneke die *Neue Kölnische Zeitung* heraus und hält damit die demokratisch-publizistische Stellung in Köln. Denn ihr Mann hat bereits im Vormonat Köln verlassen, um am Badisch-Pfälzischen Feldzug teilzunehmen. Auch Karl Marx hat seine ebenfalls in Köln erscheinende *Neue Rheinische Zeitung* im Mai schon eingestellt – nicht ohne Mathilde Annekes Zeitung seiner Leserschaft als Nachfolgeorgan ans Herz zu legen. Dann aber verlässt auch Mathilde Anneke Köln, reist zu ihrem Mann, nimmt als imposante Erscheinung – immerhin war sie 1,83 Meter groß – am erfolglosen Feldzug der Freischärler teil und kann gerade noch aus dem belagerten Rastatt flüchten.

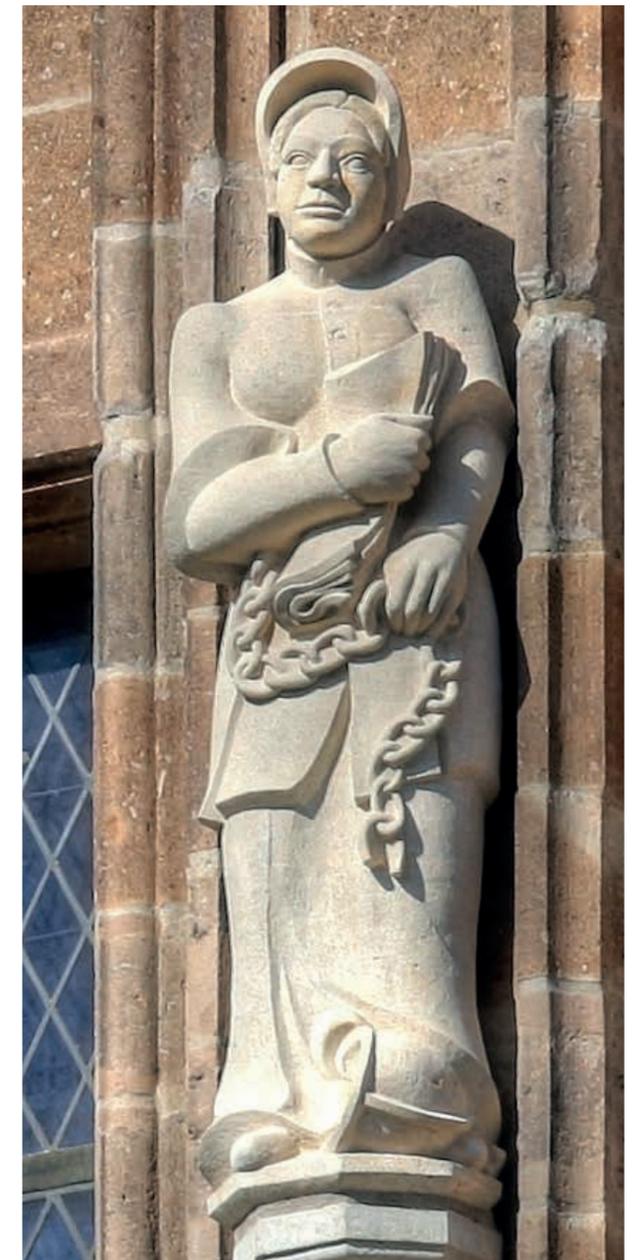
Wortgewandte und weitgereiste Frauenrechtlerin

Im Juli 1849 steht sie also einmal mehr vor den Ruinen ihrer Existenz und emigriert wie viele „Forty Eighters“ mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in die USA. Bedingt durch die verschiedenen Anstellungen von Fritz Anneke muss die Familie viel umherziehen, findet aber schließlich ihren Lebensmittelpunkt in Milwaukee, wo Mathilde Anneke von 1852 bis 1854 die *Deutsche Frauen-Zeitung* herausbringt. Dieses Mal handelt es sich wirklich um ein Blatt, das sich primär an Frauen richtet und Partizipationsrechte für Frauen einfordert (das geht so weit, dass der Satz anfangs ausschließlich von Setzerinnen getätigt wurde). Auch wenn Mathilde Anneke um des Erwerbs willen weiterhin vieles schreibt – vor allem als USA-Korrespondentin namhafter deutscher Blätter –, so verlagert sie ihren Arbeitsschwerpunkt mehr und mehr in Richtung Frauenemanzipation.

Während in Deutschland die Niederschlagung der Revolution alle Ansätze zu einer Frauenbewegung im Keim erstickt hat, stößt Mathilde Anneke in den USA auf eine wohl organisierte Reformbewegung, die mit anderen Bewegungen (vor allem mit der Anti-Sklaverei-Bewegung und der Prohibitionsbewegung) gut vernetzt ist und die die weitgereiste Deutsche mit offenen Armen empfängt. Sie kooperiert mit namhaften US-amerikanischen Stimmrechtlerinnen (darunter Susan B. Anthony, Elizabeth Cady Stanton und Lucretia Mott), hält seit 1853 regelmäßig auf Frauenversammlungen Vorträge und wird 1872 eine der Vizepräsidentinnen der National Woman Suffrage Association.

In enger Verbindung mit ihren feministischen Schriften und dem Engagement in der US-amerikanischen Stimmrechtsbewegung steht auch die Gründung einer Mädchenschule. 1865 gründet sie zusammen mit Cäcilie Kapp das Milwaukee-Töchter-Institut mit dem Untertitel „German, French, English Academy“.

Trotz des damals ungewöhnlichen, weil sehr akademischen Lehrplans entwickelt sich die Schule zu einer gleichermaßen angesehenen wie profitablen Bildungsinstitution, so dass Mathilde Anneke am Lebensende schließlich keine Geldsorgen



Frauenrechtlerin als Säulenheilige: Mathilde F. Anneke am Kölner Rathaus. Foto: Raimond Spekking/CC BY-SA 4.0/Wikimedia

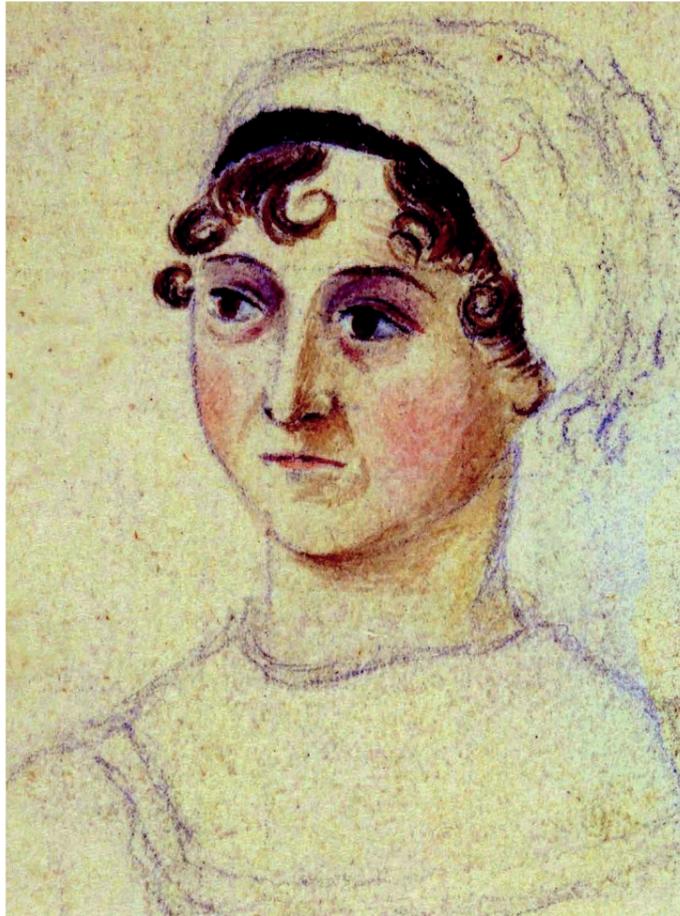
mehr plagen. Wenigstens eine Sorge weniger, möchte man hinzufügen. Denn was sonstige Sorgen anbelangt, so ist Mathilde Anneke dann doch wieder klar eine Figur aus dem 19. Jahrhundert. Acht Kinder brachte sie auf die Welt, fünf davon starben im Kindesalter – meist an Krankheiten, die uns heute kaum mehr plagen, wie zum Beispiel Pocken. Dass über all dieses Leid auch ihre Ehe Schaden nahm und sie mit Depressionen zu kämpfen hatte, erstaunt nicht wirklich. Mathilde Franziska Anneke starb schließlich 1884 im Alter von 67 Jahren in Milwaukee.

Susanne Kinnebrock

Dr. Susanne Kinnebrock ist Professorin für Kommunikationswissenschaft an der Universität Augsburg.

Meisterin der Romantic Comedy

Sie erschuf unterhaltsame Liebesgeschichten, die auch heute noch für reichlich Filmstoff sorgen und ihr Publikum begeistern. Am 18. Juli 1817 ist die britische Schriftstellerin Jane Austen gestorben.



Jane Austen, gemalt von ihrer Schwester.

Bild: Cassandra Austen

Es ist kalt und regnerisch, ein typisch britischer Herbst also, als sich im September 1995 neun Millionen Briten vor den Fernsehern versammeln, um die Liebesgeschichte von Elizabeth Bennet und Mr. Darcy zu verfolgen. Die BBC-Miniserie *Pride & Prejudice* löst einen regelrechten Hype um Jane Austen (1775-1817) aus und führt dazu, dass die britische Schriftstellerin in den 1990er Jahren so populär ist wie lange nicht mehr. Plötzlich finden sich ihre Bücher wieder in den Bestseller-Listen, allen voran *Pride & Prejudice*. Neben der Miniserie tragen dazu auch die Fernsehverfilmungen weiterer Austen-Klassiker wie *Persuasion* (1995) oder *Emma* (1996) mit Kate Beckinsale bei. Hollywood springt ebenfalls auf den Erfolgsszug auf und verfilmt *Emma* (1996) mit Gwyneth Paltrow in der Hauptrolle sowie *Sense and Sensibility* (1995) mit Emma Thompson, Kate Winslet und Hugh Grant. Letzterer Kinofilm heimst 1996 sieben Oscar-Nominierungen ein, am Ende springt der Oscar für „Bestes adaptiertes Drehbuch“ heraus. Schon früh entdeckt die

Unterhaltungsindustrie Austens Werke für sich. *Pride & Prejudice* wird als Theaterstück und Musical diverse Male aufgeführt und schon 1940 in Hollywood zum ersten Mal verfilmt. Bis heute ist *Pride & Prejudice* der meistverfilmte Roman von Jane Austen, zuletzt in Szene gesetzt 2005 mit Keira Knightley in der Hauptrolle. Auch 200 Jahre nach ihrem Tod ist der Stoff, von dem sie erzählt, kein bisschen alt. Im Mittelpunkt stehen – meist junge – Frauen, die mal mehr, mal weniger energisch auf der Suche nach der großen Liebe sind und am Ende immer den perfekten Partner finden. Kein Happy End? Bei Jane Austen unvorstellbar. Was sich wie eine typische Rosamunde-Pilcher-Story anhört, ist doch so viel mehr: Denn Jane Austens Frauenfiguren sind selbstbewusst, schlagfertig, intelligent und sprühen vor Sprachwitz. Romantic Comedy par excellence.

So kommt es, dass ihre Liebesgeschichten noch heute das Publikum begeistern. Im Frühling 2007 feiert der britische Privatsender ITV „The Jane Austen Season“ mit Neufilmungen von *Mansfield Park*, *Persuasion* sowie *Northanger Abbey* mit den damals wenig bekannten Schauspielerinnen Felicity Jones und Carey Mulligan. 2009 legt die BBC eine vierteilige Neufilmung von *Emma* nach. Und auch weiterhin kann die Filmindustrie nicht von Jane Austen lassen: 2016 kommt der auf Austens Briefroman *Lady Susan* basierende Film *Love & Friendship* in die Kinos, von dem *Die Zeit* schreibt, dass Niedertracht selten schöner war.

Wie sehr Jane Austen die Romantic Comedy geprägt hat, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass in diversen Filmen immer wieder Referenzen zur Schriftstellerin und ihren Romanen hergestellt werden. Das ist zum einen in *E-Mail für dich* der Fall, wo sich das zukünftige Liebespaar über Jane-Austen-Bücher austauscht, oder noch viel deutlicher in *Bridget Jones*. Der Film ist in zweierlei Hinsicht eine Hommage an *Pride & Prejudice*: Zum einen an den Roman, denn Bridget, die Protagonistin des Films, ist auf der Suche nach ihrem Mr. Right und findet ihn am Ende in Mark Darcy. Zum anderen an die BBC-Miniserie von 1995, denn Mark Darcy spielt niemand anderer als Colin Firth, der schon damals den Mr. Darcy verkörperte. Nicht nur Jane Austens Werke liefern Stoff für Verfilmungen, auch ihr Leben wird mehrmals verfilmt, unter anderem mit Anne Hathaway in *Geliebte Jane* (2007). Doch Jane Austen selbst ist – im Gegensatz zu ihren Heldinnen – kein Happy End vergönnt. 1817 stirbt sie mit 41 Jahren, ohne jemals den Mann fürs Leben kennengelernt zu haben. *Miriam Czichon*

Deuterin der „Dichter und Denker“

Mit ihrem Buch *Über Deutschland* wollte Anne Louise Germaine de Staël Frankreich den Spiegel vorhalten – Napoleon ließ es einstampfen. Am französischen Nationalfeiertag vor 200 Jahren starb die emanzipierte Madame.

Wie soll man als Deutscher nur ihren Namen korrekt aussprechen? Stähl? Stahel? Zu ihren Lebzeiten stellte sich wohl kaum jemand die Frage. Die Lösung: So, wie ein Norddeutscher „Stahl“ ausspricht. De Staël. Und stahlhart – mit dem Kopf durch die Wand – ging sie zeitlebens ihren Weg. Ihr Buch *De l'Allemagne* (*Über Deutschland*) gehört zu den meist diskutierten Schriften des 19. Jahrhunderts. Lange Zeit hat es bei unseren Nachbarn das romantisch verklärte Bild von Deutschland geprägt. Seine Autorin, die wohlhabende Baronin und Schriftstellerin Anne Louise Germaine de Staël-Holstein, war eine einflussreiche, emanzipierte Frau. „Genie habe kein Geschlecht“ – von dieser Maxime war Madame de Staël überzeugt.

Als gute Journalistin hat Germaine de Staël Deutschland tatsächlich bereist und sich längere Zeit in Weimar, in Berlin und in Wien aufgehalten. Offenbar war Madame auf der Suche nach neuen Impulsen aus anderen Ländern. Im Prinzip ging es ihr mit ihren Aufenthalten jenseits des Rheines weniger um Deutschland, als um Frankreich: Der „Grande Nation“ wollte sie einen Spiegel vorhalten. Denn in Europa hatten die Franzosen ihre Führungsrolle kulturell und intellektuell eingebüßt. Die viel gereiste Kosmopolitin wollte den Franzosen zeigen, dass Deutschland, dieses damals politisch rückständige, zersplitterte Land, eine vielfältige, reiche Kultur vorzuweisen hatte und deutsche Literatur und Philosophie vorbildlich seien. Geboren 1766 in Paris, scherte sie sich von Kind an kaum um Autoritäten: Vom Diktator Napoleon hielt sie wenig. Der Kaiser rächte sich: am 24. September 1810 ließ er die Erstausgabe des Buches vernichten. Binnen 24 Stunden habe Madame de Staël Frankreich zu verlassen, forderte er.

Tatsächlich wollte sie lediglich ein Bild des intellektuellen Deutschlands kurz vor und kurz nach der Wende zum 19. Jahrhundert liefern. Gelungen ist ihr dies allerdings nur in beschränktem Ausmaß: Die Deutschen und Deutschland kamen ihr nämlich seltsam vor. Zwar seien die Deutschen eher schwermütig und bedächtig – allerdings auch ursprünglich und in sich selbst ruhend. Die deutsche Realität empfand sie zunächst als abstoßend. Die Menschen erschienen ihr als vulgär, brutal, humorlos, phlegmatisch. Diese Deutschen gehörten „kaum zur menschlichen Rasse – die gebildete Minderheit ausgenommen“. Für letztere fand sie den bis heute bestehenden Titel „Dichter und Denker“.

Was sie über die Deutschen sonst schreibt, ist kritisch, aber durchaus freundlich. Für Germaine de Staël sind sie ein langsames, träges Volk, ohne Anmut, doch überaus musikalisch. Zudem hätten sie keine Liebe zur Freiheit: „Sie möchten, daß

ihnen in ihrem Verhalten jeder einzelne Punkt vorgeschrieben wird.“ Sie hausten in ständig überheizten, durch übermäßiges Rauchen vollgequalmten Räumen und tranken zu viel Bier. Französische Leser waren begeistert: In Frankreich war ein ganz ungewöhnliches Interesse an Deutschland geweckt. So, wie sie die Franzosen und die Deutschen in *De l'Allemagne* beschreibt, gibt es sie sicher nicht mehr – wenn auch heute noch Stereotype zu erkennen sind. Immer wieder überraschend: Das französische Deutschlandbild rekurriert bis heute gerne auf die Klischees aus Madames Mottenkiste. Französische Bildungsbürger erliegen bis heute dem Reflex, bei de Staël nachzuschlagen, wenn sie sich über deutsches „Wesen“ informieren wollen. *De l'Allemagne* wird schließlich seit zweihundert Jahren gerne zitiert. *Michael Unger*



Sie prägte entscheidend das Deutschlandbild der Franzosen: Madame Germaine de Staël. *Bild: François Pascal Simon Gérard*

Männerchor als Kunstgattung

Hans Georg Nägeli gilt als einer der Urväter der vereinsmäßig organisierten Sängerbewegung des 19. Jahrhunderts. Gemeinsam mit dem Gesangspädagogen Michael Pfeiffer gibt er die Hefte *Gesangbildungslehre für den Männerchor* heraus.

Bereits zu Lebzeiten galten der Stifter der ersten Liedertafel in Berlin im Jahre 1809, Carl Friedrich Zelter (1758–1832), und der Gründer des ersten Männerchores in Zürich um 1810 und Initiator der süddeutschen Liederkränz-Bewegung, Hans Georg Nägeli (1773–1836), als „Ur-Väter“ der vereinsmäßig organisierten und institutionalisierten Sängerbewegung des 19. Jahrhunderts.

Im Gegensatz zu den Intentionen des Berliner Singakademie-Direktors, Liederkomponisten, Maurermeisters und Goethe-Freundes Zelter zur Bildung eines gesellschaftlich elitären Bundes von dichtenden, komponierenden und singenden Bildungsbürgern ging es dem Schweizer Musikhändler, Musikverleger, Komponisten, Musikschriftsteller, Musikpädagogen und „musikalischen Pestalozzi“ (Conrad Kocher) Nägeli mit Blick auf den „demokratischen Charakter der Musik“ darum, den Chorgesang zu befördern, um die „Volksmajestät zu versinnlichen“. Bereits 1810 erschien im eigenem Verlag seine *Gesangbildungslehre nach Pfeiffers Erfindung kunstwissenschaftlich dargestellt im Namen Pestalozzis, Pfeiffers und ihrer Freunde*, 1817 dann die gemeinsam mit seinem Freund, dem Gesangspädagogen, Dichter und Komponisten Michael Traugott Pfeiffer (1771–1849), erarbeitete *Gesangbildungslehre für den Männerchor* als vorgezogene „Beilage A zur zweyten Hauptabtheilung der vollständigen und ausführlichen Gesangschule, die auf vier Bände angelegt war, von denen später allerdings lediglich die Chorgesangschule“ (1821) publiziert wurde.

Die in zwei Heften herausgegebene *Gesangbildungslehre für den Männerchor* von Pfeiffer und Nägeli war nicht nur die erste dieser Art überhaupt in der Geschichte des mehrstimmigen deutschsprachigen Männergesangs seit ihren Anfängen um 1800, sondern blieb über Jahrzehnte ein Standardwerk. Und dies nicht nur – wie der Chronist des „volkstümlichen deutschen Männergesangs“, Otto Elben (1823–1899), 1887 schrieb –, „weil dieses Werk samt den beigegebenen Gesängen in der Entwicklung des Sängeresens entscheidend wirkte“, sondern weil es auch „in seiner richtigen Erkenntnis des Wesens des Männerchores und in der Fülle seiner Gedanken und Erwartungen unübertroffen“ dastehe.

Dieses Urteil ist ungeachtet durchaus nachvollziehbarer Kritik schon von Zeitgenossen wie dem Leiter des Schullehrer-Seminars in Breslau und Herausgeber der Musikzeitschrift *Eutonia*, Johann Gottfried Hientzsch (1787–1856), der selbst zeitweise am Pestalozzischen Institut in Yverdon tätig und Nägeli persönlich bekannt gewesen war, auch heute berechtigt. Dies betrifft sowohl die mit Blick auf das in Vorbereitung befindliche

„Hauptwerk“ bewusst auf zwölf Seiten komprimierte „Einleitung“ als auch die 30 Elementar-Gesänge und je 18 Lieder und Rundgesänge des ersten sowie 15 Männerchöre des zweiten Heftes.

Beeindruckend ist in der „Einleitung“ in der Tat trotz der gebotenen Kürze die Breite und Vielfalt der musik- und gesangstheoretischen Aspekte sowie der historischen, gesellschaftlichen, (musik-)kulturellen und volksbildnerischen Perspektiven. In sechs Kapiteln werden ebenso fundierte und scharfsinnige wie eigene Positionen vertretende und gelegentlich sogar zum Widerspruch reizende Sichtweisen zur „Vereinrichtung“ bei der Bildung von Männerchören, zu „Elementarübungen“, zu „besonderen Schwierigkeiten der Einübung“, zum „künstlerischen Vortrag im Chorgesang“, zum „Charakteristischen des Männerchores“ und schließlich zum „Singstoff und dessen Gebrauch“ dargelegt. In der Vision künftiger Sängereisen mit Tausenden von Sängern und Festgästen sollte der Charakter des Chorgesanges „als immer zu gleich wirkliche und symbolische Darstellung des Volks und des Volkslebens immer großartig“ sein, und „die Großartigkeit, ja die wahre wirkliche Größe“ müsse, „so gewiß als der Wortausdruck in der Composition treffend und bedeutungsvoll“ sei, bei „starker Besetzung unfehlbar mächtig hervortreten“.

Auf dass sich die Männer in Chören vereinigen

Auf „starke Besetzung“ müsse daher „auch beym Männerchor“ gedrungen werden. Nägelis „höchster Künstlerwunsch“ war bereits zu diesem Zeitpunkt, es möchten sich „die deutschen Männer (in den größeren Städten, auf Universitäten u. a. m.) zu möglichst großen Chören vereinigen“, und wenn irgendwo statt vierzig vierhundert Sängereisen die Chorwerke ausführten, so dürfe man „eine nicht bloß mathematisch berechnete verstärkte Wirkung versprechen“. Denn es liege schon in der Natur der Sache, dass man, wo eine „also durch Kunst veredelte Volksstimme“ erschalle, auch „die Stimme eines veredelten Volks“ zu hören glaube, „ja überhaupt alles Volks der Veredelung um so fähiger“ halte. Selbstbewusst – und unwidersprochen – verweist Nägeli, der wohl der Hauptautor der „Einleitung“ zur *Gesangbildungslehre für den Männerchor* war, darauf, dass er der erste sei, der statt des bisher gepflegten „Männer-Quartetts“ die Gattung „Männerchor, auch solchen Chor mit untermischten Solo-Sätzen“ erfunden und „den vierstimmigen Männerchor seit Jahr und Tag zur integrierenden Kunstgattung erhoben“ habe. Bei näherer Betrachtung der zur Vertonung ausgewählten Dichtungen fällt die Vielfalt der Textsorten auf.

Zum einen waren – durchaus im Sinne von Johann Heinrich Pestalozzis (1746–1827) Idee der Elementarbildung zur Stärkung der Kräfte für „Kopf, Herz und Hand“ – kurze Verse und sittlich-religiöse Texte sowie für die gesellige Unterhaltung bestimmte, den Rhein, den Wein und die Liebe verherrlichende Gesänge ausgewählt worden, zum anderen politisch motivierte Dichtungen aus der Zeit der Freiheitskriege sowie vaterländische und deutsch-patriotische Lieder.

Sängerfestkultur breitet sich aus

Zwar stehen an der Spitze unangefochten Texte von Johann Heinrich Voß (1751–1826), dem Kopf des Göttinger Hain. Allerdings ist auch festzustellen, dass allein acht Sinnsprüche, Liedtexte und Rundgesänge aus der 1815 veröffentlichten, über tausend Seiten umfassenden Dokumentation der ersten „Leipziger-Schlacht-Erinnerungsfeier“ 1814, *Des Deutschen Volkes feuriger Dank- und Ehrentempel*, des mit Ernst Moritz Arndt (1769–1860) befreundeten Justizrates Karl Hoffmann (1770–1829) entnommen wurden. Zusammen mit anderen Beispielen von Freiheitskriege-Lyrik und Vaterlandsgesängen namentlich von Friedrich de la Motte Fouqué (1777–1843), Max von Schenkendorf (1783–1817) und Theodor Körner (1791–1813) wird deutlich, dass in der *Gesangbildungslehre für den Männerchor* nicht nur der von Pestalozzi beeinflusste pädagogisch-philanthropische Volksbildungs- und Volksveredelungsgedanke sowie das gesellige Moment berücksichtigt wurden. Auch der

vaterländisch-patriotisch geprägte politische Aspekt des „singenden ‚deutschen Mannes‘“ (Dietmar Klenke) fand Eingang in das Werk.

Die *Gesangbildungslehre für den Männerchor* ist damit ein bemerkenswertes musikgeschichtliches Dokument für die Wirkungsmächtigkeit jenes Nationalfestes vom 18. Oktober 1814, das Dieter Düding als „Matrix der deutschen Nationalfeste im 19. Jahrhundert“ beschrieben hat, bei dem drei wesentliche Charakteristika zu beachten seien: das Nationalfest von 1814 als ein „national-religiöses Dank- und Opferfest“, als ein „nationales Freudenfest“ und als ein „nationales Integrationsfest“. Unschwer lässt sich in der Sängereisenkultur der folgenden Jahrzehnte im gesamten deutschsprachigen Raum nachweisen, welche starken Impulse von den „Kriegsjahren 1813, [18]14 und [18]15“ und den damit verbundenen emotionalen Erinnerungen ausgingen, wie schon Johann Gottfried Hientzsch 1830 rückblickend feststellte. Wer sich mit Fragen nach den Anfängen und Formen des kollektiven Singens im frühen 19. Jahrhundert befasst, staunt, mit welcher ungewöhnlichen politischen Instinkt Hans Georg Nägeli den historischen „Erinnerungsort“ ausmachte und ihn als (musikalischen) „Bildungsort“ (Andreas Nießeler) für das aufblühende politisch motivierte Laienchorwesen verstand. *Friedhelm Brusniak*

Dr. Friedhelm Brusniak ist Professor für Musikpädagogik an der Universität Würzburg.

ANZEIGE

Illustrationen und Werke von Paul Maar

Das Sams zu Gast

Jeder kennt es: Das respektlose und vorlaute, aber liebenswerte Wesen mit roten Haaren, Rüsselnase, und blauen Punkten im Gesicht. 1973 feierte das Sams seinen Durchbruch mit einer ersten Erfolgsauflage beim Hamburger Verlag Friedrich Oetinger. Seither sind viele Bände und Nachfolgeschichten erschienen, alle aus der Feder des Kinder- und Jugendbuchautors Paul Maar. Der Erfolgsautor hat seine Figuren stets selbst entworfen.

In einer Sonderausstellung präsentiert das Pfalzmuseum zahlreiche eigenhändige Zeichnungen des preisgekrönten Mehrfachtalentes Paul Maar. Buchausgaben vom Oetinger Verlag, Mitmachstationen, Lesecken und Filmausschnitte bereichern die Familien- und Kinderausstellung und geben amüsante Einblicke in die turbulente Welt voller Phantasie, Träume und Wunschpunkte.

Veranstaltungsort

Pfalzmuseum, Erdgeschoss

Veranstaltungszeitraum

14. Juli – 10. September 2017



„Tempo hat Tradition“

Von der Schnellpresse zum Rotations- und Digitaldruck: Koenig & Bauer hat die Druckwelt buchstäblich geprägt. Im Interview erzählt Klaus Schmidt, Direktor Marketing und Corporate Communications, von der Gründung der ersten Druckmaschinenfabrik vor 200 Jahren.

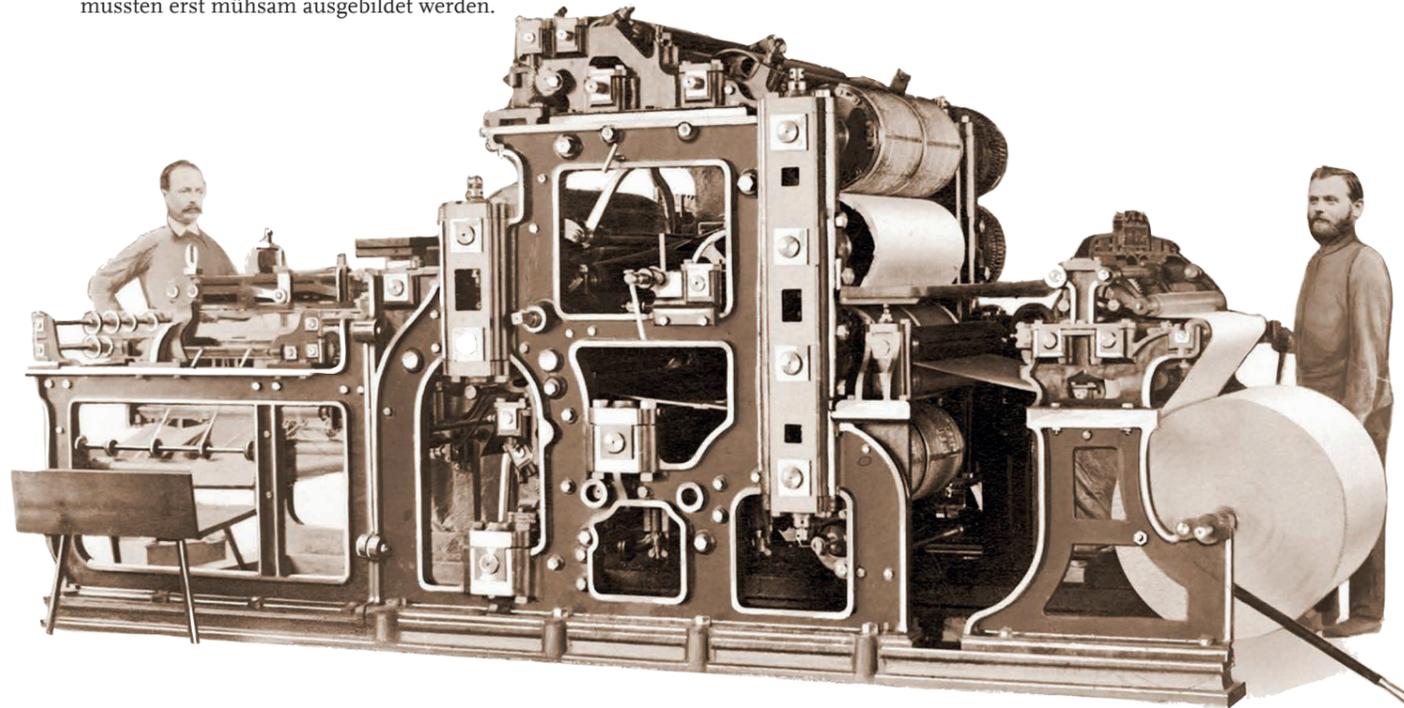
Vor 200 Jahren entwickelte Friedrich Koenig die Schnellpresse. Damit gilt er als Erfinder der Druckmaschine. Wie begann der Druck beim ältesten Druckmaschinenhersteller der Welt?

Klaus Schmidt: Friedrich Koenig und sein Kompagnon Andreas Bauer stellten die dampfgetriebene Zylinderdruckmaschine bereits im Jahr 1811 in London beim Druck des Annual Register vor. In der Nacht auf den 29. November 1814 wurde auf ihrer weiterentwickelten Doppelzylindermaschine die Zeitung *The Times* zum ersten Mal mit Dampfmaschinenkraft gedruckt. Da sie sich mit ihrem Mitgesellschafter Bensley nicht über die Vermarktung ihrer Zylindermaschine bei anderen Kunden einigen konnten, verließ Friedrich Koenig London und gründete mit Andreas Bauer am 9. August 1817 im säkularisierten Kloster Oberzell bei Würzburg die Firma Koenig & Bauer (KBA) als erste Druckmaschinenfabrik der Welt. Der Aufbau einer industriellen Produktion in dem Kloster war damals alles andere als einfach. Werkzeuge, Werkzeugmaschinen, Rohmaterialien und Facharbeiter mussten aus England und später aus dem Saarland herbeigeschafft werden. In Mainfranken gab es damals nur Weinbauern und Handwerker. Industriearbeiter mussten erst mühsam ausgebildet werden.

Von der Schnellpresse, über den Rotationsdruck zum Digitaldruck: Wie hat sich die Drucktechnik von damals bis heute gewandelt?

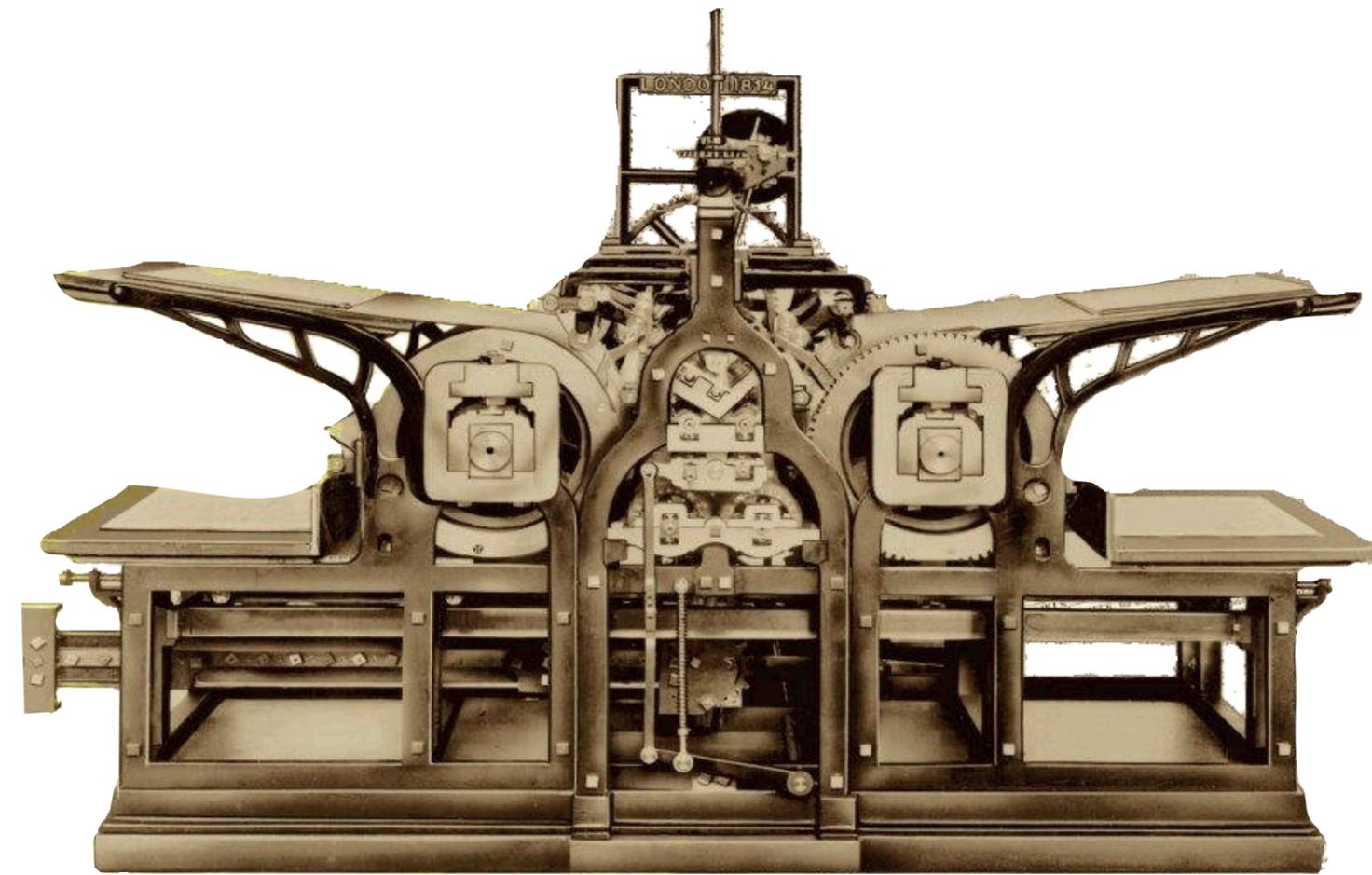
Durch die Online-Medien sind die Printauflagen in den letzten 20 Jahren in vielen Bereichen kleiner und individueller geworden. Konventionelle Druckmaschinen wurden immer mehr automatisiert, um die Bediener von Routineaufgaben zu entlasten, Jobs schneller zu wechseln und kleinere Auflagen wirtschaftlich drucken zu können. So leistet eine moderne Bogenoffsetmaschine von heute so viel wie zwei Bogenoffsetmaschinen vor zehn Jahren.

Tempo hat bei KBA Tradition. In den 1990er Jahren neu hinzugekommen ist der Digitaldruck, der die wirtschaftliche Herstellung von individuellen Drucksachen wie zum Beispiel Fotobüchern erlaubt. Die Bedeutung der einzelnen Marktsegmente hat sich durch das Internet in den letzten zehn Jahren deutlich verändert. Während der Publikationsdruck, also Zeitungen, Magazine, Bücher oder Kataloge, signifikant geschrumpft ist, nimmt der Verpackungsdruck in seiner ganzen Vielfalt weiter zu. Dadurch haben sich Produktprogramm und Umsatz der KBA-Gruppe in Richtung Verpackung verschoben.



1876 liefert Koenig & Bauer die erste Rollen-Rotationsmaschine an die *Magdeburger Zeitung* (links). Friedrich Koenigs Zylindermaschine druckt im Jahr 1814 zum ersten Mal die Londoner Tageszeitung *The Times* mit Dampfmaschinenkraft (rechts).

Fotos: Koenig & Bauer



Das große Geschäft mit Zeitungsrotationen ist mittlerweile also nur noch ein Nischengeschäft bei KBA?

Der Weltmarkt für neue Zeitungsrotationen ist durch das veränderte Medienverhalten, sinkende Auflagen und die Konzentrationstendenzen in der Branche seit 2007 um rund 80 Prozent eingebrochen und trägt heute weniger als zehn Prozent zum Konzernumsatz bei. Gleiches gilt für den Rollenoffset-Illustrationsdruck. Wir haben unsere Kapazitäten entsprechend neu ausgerichtet: Neben unserem klassischen Geschäft im Banknotendruck haben wir auf Wachstumsmärkte wie den Verpackungs- oder industriellen Funktionsdruck, zum Beispiel digitalen Dekordruck, umgestellt.

Heute gilt KBA vor allem beim Digitaldruck als europäischer Vorreiter. Warum sind Innovationen gerade in der Drucktechnik so wichtig?

Innovationen in der Drucktechnik sind notwendig, um Print im Wettbewerb mit den elektronischen Kanälen zu unterstützen. Der Digitaldruck ist ein ausbaufähiger Zukunftsmarkt, trägt aber immer noch weniger als 15 Prozent zum gesamten Druckvolumen bei. Digital gedruckt werden vor allem Kleinauflagen

und individualisierte Produkte. Print-on-Demand spielt bereits bei Büchern, Etiketten und Flyern eine Rolle. Bei Verpackungen, Broschüren, Magazinen und Zeitungen in größeren Auflagen steht der Digitaldruck aber noch ganz am Anfang.

Und wie wird KBA das nächste große Jubiläum in hundert Jahren feiern?

Im Zeitalter der Globalisierung ist das eine schwierige Frage. Die Welt der Medien verändert sich schnell und permanent. Auf der einen Seite wird der Sinn von gedruckten Zeitungen, Magazinen, Katalogen und selbst von Banknoten von den Verfechtern einer digitalisierten Welt in Frage gestellt. Auf der anderen Seite verzeichnen renommierte US-Zeitungen wie die *Washington Post* und die *New York Times* nach den US-Wahlen aufgrund der vielen Falschmeldungen, den so genannten Fake News, in diversen Internet-Foren steigende Auflagen, da die Bürger Wahrheit und Hintergründe suchen. Wenn wir bei Koenig & Bauer unsere Flexibilität und unsere Innovationskraft behalten, stehen die Chancen gut, dass wir im Jahr 2117 noch im Geschäft sind und unseren 300. Geburtstag feiern können.

Monika Dünninger und Vera Katzenberger

Zwei Räder statt vier Hufe

Vor 200 Jahren, am 12. Juni 1817, präsentierte Karl Friedrich Freiherr Drais von Sauerbronn den Urahn des modernen Fahrrads. Bis heute hat seine Erfindung nicht an Aktualität verloren.

In den Augen der umherstehenden Passanten ist es schon ein seltsames Gefährt, das da an einem Junitag des Jahres 1817 auf der Straße zwischen Mannheim und Schwetzingen unterwegs ist. Aus der Ferne scheint es sich um ein Pferd zu handeln. Ein Pferd jedoch ohne Kopf und Schwanz, dafür mit Rädern statt Hufen? Das ist bisher noch niemandem untergekommen. Einem Reiter gleich thront auf der hölzernen Apparatur Freiherr Karl Friedrich Drais von Sauerbronn. An jenem Junitag hat er sich zur Jungfernfahrt seiner neuen Erfindung, der Laufmaschine, aufgemacht. Dabei ist der Name Programm: Nicht Pferde-

stärken, sondern die eigenen Füße dienen als Antriebsmoment. Durch wechselseitiges Abstoßen seiner Beine gelingt es ihm, sein mit zwei Holzrädern ausgestattetes Gefährt langsam aber stetig in Bewegung zu setzen. Anstelle von Zügeln dient eine an der Vorderseite montierte Stange zur Lenkung. Um während der Schwungphasen das Gleichgewicht halten zu können, stützt Drais sich auf ein eigens angebrachtes Balancierbrett, das unterhalb der Lenkstange montiert ist. Mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von nach heutigen Verhältnissen langsamen 15 km/h stellt die „Fahrmaschine ohne Pferd“, wie das *Badwochenblatt für die großherzogliche Stadt Baden* kurze Zeit später verkündet, sogleich einen neuen Rekord auf.

Das weit verbreitete Fortbewegungsmittel, die Postkutsche, benötigte für die von Drais befahrene Strecke die vierfache Zeit. „Meinen Trott anzutreib'n und spar'n den zeitlichen Preis, kauft ich in Mannheim die Maschine von Drais.“ In Zeiten von Hungersnöten bewirbt der geschäftstüchtige Tüftler und königliche Forstmeister seine Erfindung als eine erheblich kostengünstigere und insbesondere schnellere Alternative zum Pferd. Dabei versteht er sich auf gutes Marketing. Mittels



Quelle: Die Jugend, Nr. 37/1935

eigens in Auftrag gegebener illustrierter Kupferstiche und öffentlicher Vorführungen etwa auf dem Jardin du Luxembourg in Paris wirbt er für sein neues Mobilitätskonzept. Zugleich lässt er auch Laufräder in Lizenz produzieren: Von ihm genehmigte Nachbauten erhalten eigene Plaketten mit Echtheitszertifikat. Besonders als Mittel des Zeitvertreibs und der sportlichen Ertüchtigung findet das Veloziped, umgangssprachlich auch „Hobby Horse“ genannt, Verbreitung bei reichen Aristokraten und Dandys.

Die anfängliche Begeisterung ebbt allerdings schon nach wenigen Jahren wieder ab. Rigide Verordnungen wie Fahrverbote auf häufig gepflasterten Gehsteigen, aber auch für Anfänger ungewohnte Balanceschwierigkeiten hemmen den Fahrspaß. Begeisterte Nutzer ernten viel Spott: In zahllosen Karikaturen und Theaterstücken werden die nach dem Erfinder benannten Draisinenreiter und ihre Gefährte auf die Schippe genommen, woraufhin der ein oder andere sein Hobby alsbald wieder aufgibt.

Die Geburtsstunde der Automobilität

Während zu Drais Lebzeiten wohl lediglich um die 10.000 Laufmaschinen und Nachbauten im Betrieb gewesen sein dürften, gilt ihr Urenkel, das heutige Fahrrad, mit über einer Milliarde produzierten Exemplaren als das meistgebaute Verkehrsmittel der Welt. Allein im Jahr 2015 wurden in Deutschland 4,3 Millionen Drahtesel verkauft. So bleibt es Drais' Verdienst, mit der Erfindung des Laufrades und damit des Zweiradprinzips auch die Mobilität aus eigener Kraft, die Automobilität, überhaupt erst ermöglicht zu haben.

Anlässlich des 200-jährigen Jubiläums der ersten Radtour der Welt feiert die Stadt Mannheim mit dem Slogan „Monnem Bike – wo alles begann“ und zahlreichen Veranstaltungen das Fahrrad und seinen Erfinder.

Jan Forkel

Eine Revolution des Alltags

Was Facebook während des Arabischen Frühlings war, waren Zeitungen und Flugblätter zu Zeiten der Französischen Revolution. 1792 regieren Chaos und Gewalt in Frankreich.

Die Monarchie ist dem Untergang geweiht. In der Nacht zum 10. August schließt sich ein Mob von bis zu 100.000 Menschen zusammen, wild entschlossen, den König im Tuilerienpalast endgültig gewaltsam abzusetzen. Was in diesem Moment in Ludwig vorgehen mag, kann nur errahnt werden. Völlig bekleidet legt er sich in sein Bett, in dem Wissen, dass man seinetwegen kommen wird. Als der Morgen anbricht und die Menschenmassen den heute als Tuileriensturm bekannten Gewaltakt beginnen, kann Ludwig sich im letzten Moment in die Gesetzgebende Nationalversammlung retten. Weniger Glück haben seine Verteidiger, vor allem die Schweizergarde. Tausend Gardisten stellen sich der Übermacht. Ein Großteil wird ermordet und verstümmelt. Es ist eines der dunkelsten Kapitel in einer der blutigsten Revolutionen, die die Menschheit bislang gesehen hat.

Zeitungen für das Volk

Die revolutionsnahe Zeitung *L'Ami du Peuple* sieht das anders. Sie titelt am nächsten Tag „La conquête glorieuse du château des Tuileries“, also von der glorreichen Eroberung des Schlosses. Mangelnde mediale Subjektivität ist kein neues Phänomen der Französischen Revolution. Denn schon früh erkennt die Menschheit, dass die Verbreitung von Informationen ein mächtiger Verbündeter sein kann, um Anhänger für die eigenen Ziele zu gewinnen. In dieser Hinsicht war die Französische Revolution gleichzeitig auch eines der bedeutendsten Ereignisse in der Mediengeschichte. Denn durch niedrige Produktionskosten und dem Bedürfnis der Bevölkerung, über die aktuellen Vorgänge der Revolution informiert zu werden, entstehen zwischen 1789 und 1792 über 500 neue Zeitungen und Zeitschriften in Frankreich, allein 300 davon in Paris. Viele von ihnen sind den Revolutionären nahe, werden von einzelnen Personen verlegt und erscheinen nur wenige Male, bevor sie dann von einer neuen Zeitung ersetzt werden. Die Zeitung als Medium wandelt sich in diesen Tagen vom Statussymbol

der Eliten zur Informationsquelle des Volkes. Eine Entwicklung, die in der Folge auch außerhalb Frankreichs um sich greift. Denn als direkte Reaktion auf die Revolution entstehen in anderen Monarchien wie Preußen oder Österreich oft pro-monarchische Schriften, die über die Vorgänge in Frankreich aus ihrer Sicht berichten. Der ehemalige preußische Offizier Johann Wilhelm von Archenholz gründete 1792 die Monatszeitschrift *Minerva – Ein Journal historischen und politischen Inhalts*. Sein Ziel ist es, auch der deut-



Frankreich 1793: Portrait von Jean Duplessi Bertaux.

Quelle: Agence photographique de la Réunion des musées nationaux

schen Bevölkerung einen, für die damaligen Standards, möglichst neutralen Einblick in das Geschehen zu geben. Moderner Journalismus in Zeiten des Umbruchs. Mit einer Auflage von 6.000 Exemplaren war *Minerva* eine der größten deutschsprachigen Zeitschriften dieser Zeit.

Doch zurück nach Frankreich. Die Auflage der Zeitungen steigt im Lauf der Revolution auf über 150.000 Exemplare an. Studien gehen heute davon aus, dass jedes Exemplar von bis zu zehn Personen gelesen wurde. Die geschätzte Reichweite der damaligen Zeitungen lag erstmals bei bis zu drei Millionen Menschen. 1792 beginnt dazu noch der Straßenverkauf. Das *Journal du Soir*

druckt allabendlich eine Auflage von 10.000 Exemplaren, die anschließend von Zeitungsjungen auf der Straße verkauft wird. Außerdem werden erstmals auch kleinere Zeitungen in andere Orte und ländliche Dörfer verschickt. Neben Zeitungen werden zusätzlich über 40.000 Flugblätter und Pamphlete mit populistischen Parolen verteilt und anschließend skandiert. Jedem Franzosen soll es möglich sein, die vermeintliche Stimme des Volkes zu hören.

Durch die enorme Rolle der Medien führt die Französische Revolution also gleichzeitig zu einem Bedeutungswandel der Rolle

von Öffentlichkeit. Uns verdeutlicht sie heute, welche Macht den Medien und den darin verbreiteten Inhalten innewohnt. Vor 225 Jahren waren es Zeitungen und Flugblätter, vor sieben Jahren wurde Facebook zum wesentlichen Faktor des „Arabischen Frühlings“.

Der amtierende Präsident der mächtigsten Nation dieses Planeten macht vor allem durch seinen Twitter-Kanal auf sich aufmerksam. Es bleibt zu hoffen, dass all jenen, die die Medien als Sprachrohr nutzen, bewusst ist, welche Verantwortung damit einhergeht.

Steven Gold

Ungeheuerlicher, ungebürlicher Freigeist

Wilhelm Ludwig Wehrlin war einer der ersten Vollzeitjournalisten – und eckte überall an.

„Die Kunst[,] stets fröhlich zu sein[,] ist ein Hirngespinnst.“ Der das schrieb, war keineswegs immer fröhlich, oft zornig. Und mit „Hirngespinnsten“, mit philosophischen Gedanken, kannte er sich aus. Voltaire, den er ins Deutsche übersetzte, war sein geistiges Vorbild, die Freiheit des Denkens sein Ideal, die Freiheit des Wortes sein Handwerkszeug. Sehr deutlich schrieb er, was er dachte – und musste mit den Folgen leben. Oft musste er umziehen, immer wieder gründete er neue Zeitschriften, die bald wieder eingestellt wurden; er wurde verklagt, gar inhaftiert.

Wilhelm Ludwig Wehrlin wirkte im Zeitalter der Aufklärung – das keine aufgeklärte, keine freiheitliche Ära war. Geboren wird er am 7. Juli 1739 im schwäbischen Botnang. Er besucht kaum eine höhere Schule, arbeitet bald zehn Jahre als Hilfschreiber in Ludwigsburg und geht 1766 nach Wien, wo er als Schreiber unter anderem für die französische Botschaft arbeitet – und wohl auch manchen Spitzeldienst leistet. Ab 1772 ist er Redakteur einer zweimal die Woche erscheinenden Zeitung, des *Wiener Diariums*. Nebenher verfasst er eine handschriftlich vervielfältigte Zeitung, in der er manche Indiskretion verbreitet. So macht er sich unbeliebt bei der österreichischen Obrigkeit – und wird 1777 des Landes verwiesen.

Nach Nördlingen zieht er zunächst, gründet dort wieder eine Zeitung, kommt in Streit mit dem Bürgermeister und wird nach einem Jahr wiederum ausgewiesen. Er zieht nicht weit, geht in das nur einen Kilometer entfernte Dorf Baldingen, das – deutsche Kleinstaaterei – bereits einer anderen Herrschaft untersteht, dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein. Mit Spottschriften rächt er sich am benachbarten Bürgermeister; *Die affentheurliche Historia des lächerlichen Pritschenmeisters und Erzgauklers Pips von Hasenfuß* heißt eine davon – und wieder gibt's Ärger. Der Rat der Stadt Nördlingen fordere seine Auslieferung; der Fürst lässt ihn daraufhin inhaftieren. Fünf Jahre lang, von 1787 bis 1792, sitzt er in Festungshaft, ohne Prozess, ohne Verurteilung, doch unter recht kommoden Bedingungen.

Er wird gut versorgt, kann weiter schreiben, weiter Zeitschriften mit wechselnden Titeln herausgeben. So sind die Jahre in Baldingen und auf der Feste Hochhaus seine publizistisch produktivsten. Von 1779 bis 1781 ediert er die Monatsschrift *Chronologen*, dann von 1784 bis 1789 *Das graue Ungeheuer*, schließlich zwei Jahre lang die *Hyperboräischen Briefe* und endlich bis 1792 die *Paragraphen*. Viel schreibt er selbst, aber auch berühmte Autoren wie Georg Christoph Lichtenberg und Gottfried August Bürger steuern Texte bei. Wehrlin wandte sich bewusst nicht nur an hoch Gebildete, fand es vielmehr „so angenehm[,] manchem Leser schwieriges Nachdenken zu ersparen und ihm nützliche Thatsätze in interessanter Manier zu zeigen“. So kleidete er aktuelles Tagesgeschehen in Allegorien und Fabeln ein, bot Anekdoten, brachte aber auch scharfe Anklagen gegen soziale Missstände. Großes Aufsehen erregten zum Beispiel Kampfschriften zur Verteidigung von Anna Göldi, die 1782 im Schweizer Kanton Glarus der Hexerei angeklagt war – und schließlich als letzte „Hexe“ in Europa hingerichtet wurde. Wehrlin brachten seine Texte wieder einmal eine Vorladung ein. Anfang 1792 wird er schließlich aus der Festung entlassen. Vom preußischen Hofe erhält er nun das Privileg, in Ansbach eine Zeitung herauszugeben. Vom 1. August an erscheinen so zweimal pro Woche die offiziösen *Ansbachischen Blätter*, doch bald empfinden sie die Obrigkeit und viele Ansbacher Bürger als zu frankreichfreundlich, gar verkappt jakobinisch. So werden sie nach nur drei Monaten wieder verboten und Wehrlin unter Hausarrest gestellt. Nervlich zerrütet stirbt er am 24. November 1792. Sehr lange war er sehr selbstbewusst. „Hundert schreiben von einer Sache, welche Neun und neunzig davon gar nicht kennen, und Tausend sprechen nach, was Jene geschrieben, weil sie zu dumm oder zu faul zum Selbstdenken sind“, so brachte er einst geistiges Mitläufertum in eine „Formel zu einem politisch-chemischen Proceß“. Dumm und faul, das war er sicher nie; sein Selbstdenken kam ihm teuer zu stehen.

Markus Behmer

Fratzen, Völler, Trinker und andere Typen

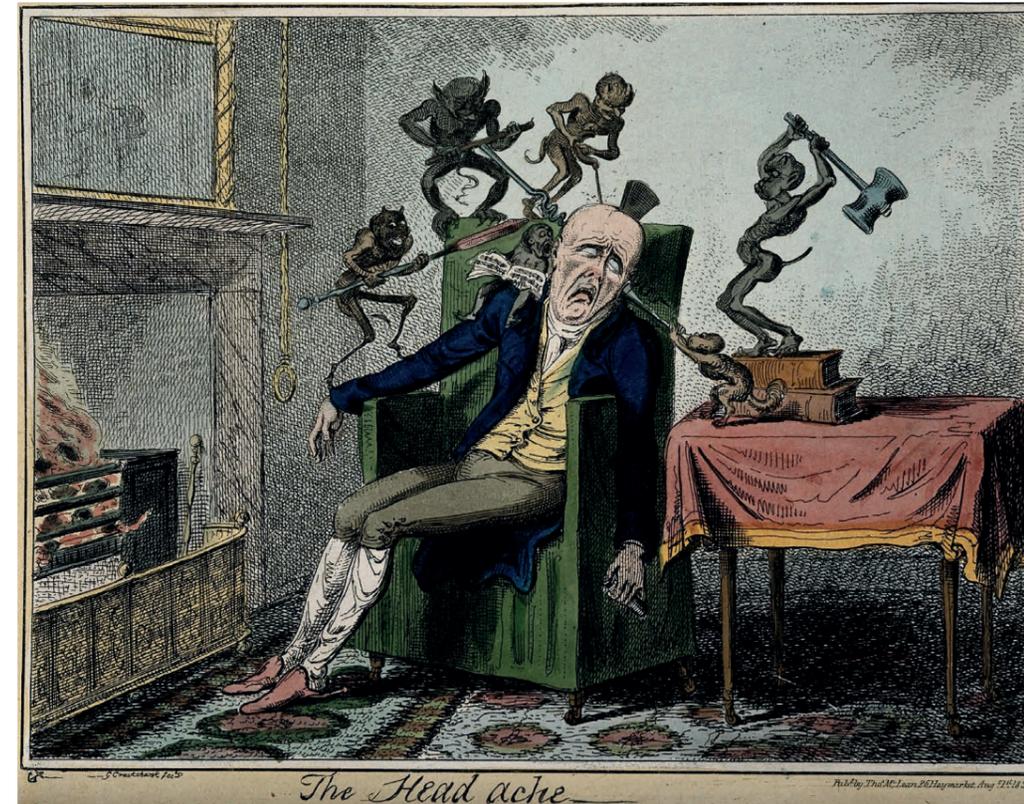
George Cruikshank war der wohl berühmteste englische Karikaturist des 19. Jahrhunderts. Mit seiner Graviernadel stichelte er gegen die Obrigkeit, schilderte soziale Missstände, kämpfte gegen Alkoholismus – und schmückte Märchenbücher.

Er gab *Oliver Twist* ein Gesicht, illustrierte Charles Dickens' Romanerstaube ebenso wie geschätzt mehr als 850 andere Bücher, zeichnete viele tausend Karikaturen, die in mehr als zwanzig verschiedenen Verlagen und Satirejournalen im „goldenen Zeitalter“ der englischen Cartoon-Kultur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschienen. Was für ein Werk; doch wurde sein langes Leben durch seinen früh verstorbenen Vater beschattet.

Der junge, hoch begabte George Cruikshank, am 27. September 1792 in London geboren, durfte keine höhere Schule besuchen, musste vielmehr gemeinsam mit seinem Bruder Robert schon als Kind Vater Isaac in dessen Lithographiewerkstatt assistieren. Die Cruikshanks stellten illustrierte Druckwaren aller Art her: Werbezettel und Lotterielose, Groschenhefte und Grußkarten, vor allem aber – Karikaturen. Beide Brüder wurden damit schließlich berühmt.

Ihr Vater war schwerer Trinker, starb 1811 nach einer gewonnenen Saufwette an Alkoholvergiftung. George kümmerte sich nun um die Werkstatt und um seine Mutter, seine Schwester. Im selben Jahr errang er erstes großes öffentliches Aufsehen durch eine Serie von großformatigen politischen Karikaturen, die (bis 1816) in der Zeitschrift *The Scourge* erschienen. Sein Stil war beeinflusst vom Großmeister der englischen Satirezeichnung William Hogarth (1697-1764) und stark angelehnt an James Gillray (1756-1815), dessen letzte Arbeiten Cruikshank fertigstellte. Gegenstand seiner Zeichnungen war der parlamentarische Meinungskampf zwischen Wighs und Tories, war die tief missliche soziale Lage der Armen, war die Beschränkung der Pressefreiheit – und immer wieder der exzessive Lebenswandel des Prinzen of Wales. Als dieser 1820 als Georg IV. den britischen Thron bestieg, versuchte er, mit Drohungen und Bestechung die Satiriker davon abzuhalten, ihn weiter zur Zielscheibe ihres Spottes, ihrer Kritik zu machen. Cruikshank erhielt hundert Pfund (sein Bruder siebzig

Pfund), eine damals sehr hohe Summe – und er hielt sich bald tatsächlich zurück, verlegte sich vor allem auf die Illustration von Büchern. Zu seinen Meisterwerken gehören die englische Ausgabe der *Hausmärchen* der Gebrüder Grimm, Defoes *Robinson Crusoe* und eben Romane von Dickens, mit dem er sich später überwarf, als er von ihm verlangte, er solle eingestehen, dass Cruikshank nicht nur Zeichnungen zu *Oliver Twist* bei-



The Head Ache von George Cruikshank. Bild: The Elisha Whittelsey Collection, The Elisha Whittelsey Fund

gesteuert habe, sondern auch – als Ideengeber – Mitautor gewesen sei. Die letzten 30 Jahre seines Lebens widmete er wesentlich dem Kampf gegen den Teufel, der seinen Vater geholt hatte und dem er auch selbst zeitweise verfallen war: der Trunkenheit. Er trat einer Temperenzlerbewegung bei, hielt landauf landab Vorträge, illustrierte Publikationen wie *The Bottle* und *The Drunkards Children* mit eindrucksvollen Kupferstichserien. Als er am 1. Februar 1878 starb, schrieb das bedeutendste aller britischen Satiremagazine, der *Punch*: „England is the poorer by what she can ill-spare – a man of genius. Good, kind, genial, honest, and enthusiastic George Cruikshank has passed away.“

Markus Behmer

Mehr als ein Wohlgeruch

Echt Kölnisch Wasser revolutionierte die olfaktorische Republik und auch die Werbung.

Es gibt Zahlen in der deutschen Sprache, die haben Kraft: 08/15, 1a und der 11.11. gehören dazu. Die erste steht für eine minderwertige Weltkriegswaffe, die zweite für das damals begehrteste Autokennzeichen von Berlin und mit der dritten beginnt die fünfte Jahreszeit. Zumindest in Kölle.

Genau von dort, aus Köln, stammt auch das sogenannte „aqua mirabilis“, das wahre Wunder bewirken soll: „4711 – echt kölnisch Wasser“. Seit seiner Kreation ranken sich Legenden um das „Eau de Cologne“. Diese Legenden werden seither kräftig im Marketing eingesetzt: So soll der junge Kaufmann Wilhelm Muelhens die Originalrezeptur zu seiner Hochzeit am 8. Oktober 1792 von einem Karthäusermönch geschenkt bekommen haben. Von der Kölner Glockengasse aus vermarktet Muelhens das Destillat aus Lavendel, Bitterorange und Rosmarin zunächst als Gesundheitselixier, das man „mit einem Schlucke Wein“ einnehmen solle. Zwei Jahre später besetzen Napoleons Truppen das Rheinland und Muelhens Manufaktur in der Glockengasse bekommt die Kennung „4711“ – damit sich die Soldaten der „Grande Armée“ im kölschen Strassenwirrwarr besser zurechtfinden. Damit der Kaufmann Muelhens die Rezeptur seines „Getränks“ nicht publik machen muss, fällt ihm etwas ein, was man heute als Marketingtrick bezeichnen

würde. Er bietet sein Gebräu nunmehr als „Duftwasser“ an. Mit Erfolg. Die Hausnummer „4711“ aus napoleonischer Zeit wird 1875 als Marke eingetragen. In den 20er Jahren wagt der brave Duft einmal zu provozieren: Die Frau, die „4711“ auftrage, sei „mondän, elegant und glamourös“ – dazu ein Werbeplakat mit leichtbekleideten, ekstatisch tanzenden Damen. Auf Intervention des Erzbischofs von Köln muss die Reklame eingestampft werden. Seither besinnt man sich beim Kölschen Wässerchen auf „Wohlbefinden und Zufriedenheit“. In den Werbesprüchen der 50er Jahre hieß es noch: „Jugend und 4711 – die gehören zusammen“.

Zahlen haben Kraft. Für manche mehr, für manche allerdings weniger. So bestritten die „68er“ die Existenz des Jahres „0“ und lehnten das biedere Flair des „911er“ (aus Zuffenhausen) und die Spießigkeit von „4711“ (aus Köln) rigoros ab. „4711“ war ihnen zu „08/15“. Inzwischen tanken sie „E10“ und sind „24/7“ online, sogar auf dem „00“. Und das, ohne dabei auch nur einmal an „1984“ zu denken. Ein Medienverhalten wie bei „17&4“. Zum 225. Geburtstag von „4711“ jedenfalls gibt's einen „Remix Cologne“. Der dabei verbreitete Wohlgeruch ist wie beim Original zumindest streitbar. Zwischen Fans und Kritikern steht's Fifty-fifty.

Michael Unger

ANZEIGE

China Fan Imbiss im Herzen Bambergers

Seit mehr als 20 Jahren ist der China Fan Imbiss fester Bestandteil der Bamberger Innenstadt. 1996 eröffnet der ehemalige Student der Universität und heutige Stadtrat You Xie sein Lokal und ist seitdem weit mehr als ein Geheimtipp für authentisch chinesische Spezialitäten. Überzeugen Sie sich selbst von der großen, preiswerten Auswahl traditioneller Gerichte!

Geöffnet von 11:00 bis 21:00 Uhr

Telefon: 0951 - 2293
Fischstr. 9 (Am Kranen),
96047 Bamberg



Fotos: privat, China Fan Imbiss/Facebook

Volksheld aus dem Passeiertal

Die Bayern regieren Tirol. Das will sich der charismatische Andreas Hofer nicht bieten lassen. 250 Jahre ist es her, dass der Freiheitskämpfer das Licht der Welt erblickte.

Die Werbebranche nennt es „Werte-Bouquet“ und listet für seine Heimat Tirol „stark, eigenwillig, echt, verbunden, mutig“ auf. Ginge es um seine Person, müsste man nichts verändern, wohl ergänzen. Ihm kann keiner das Wasser reichen. Seine Strahlkraft prägt seine Heimat Tirol bis heute und leuchtet auch weit über sie hinaus.

Am 22. November 1767 wurde Andreas Hofer auf dem Sandhof bei St. Leonhard im heutigen Südtirol geboren. Seine persönlichen Lebensumstände stellten ihn immer wieder vor größere Herausforderungen. Doch erst jene des Jahres 1809, oftmals als das Schicksalsjahr Tirols bezeichnet, katapultierten Hofer mitten in die europäische Machtpolitik – eher unfreiwillig. Warum die damaligen Ereignisse und sein persönliches Wirken das Gedächtnis der Tiroler bis heute prägen zeigen schon wenige „Zutaten“: Selbstbewusstes aber fremdbestimmtes Bergvolk, schwierige Gebirgsregion, tief fromme Landbevölkerung, charismatischer Anführer. Die Szenerie in den Apriltagen des Jahres 1809 war entsprechend: „Man hörte im ganzen Ober- und Unterinntal die Sturmglocken tönen, und die vielen hundert Wachtfeuer, welche alle Gebirge erleuchteten, machten die Nacht zum Tage. Des folgenden Tages war der ganze Landsturm in einem Umkreis von zehn Stunden auf dem Gebirge diesseits und jenseits des Inn bei Innsbruck versammelt.“ Am 9. April 1809 hatten österreichische Truppen durch das Tal des Flusses Drau die Grenze in das besetzte Tirol überschritten. Wenige Tage später schilderte ein Innsbrucker Chronist diese furchteinflößenden Eindrücke von den Berghöhen rund um seine Heimatstadt. Sie boten sich so den Herrschern Europas dieser Jahre, den siegesgewohnten Truppen des französischen „Empereurs“ Napoleon Bonaparte. Oder besser deren bayerischen Verbündeten, die nach dem Frieden von Pressburg im Dezember 1805 zum Königreich Bayern aufgestiegen und die Macht in Tirol übernommen hatten. Seitdem hatten sich die nördlichen Nachbarn bei den Tirolern viel Unmut, gar Hass zugezogen. Mit ihren rigorosen Reformen, um nun auch hier den vom bayerischen Staatsminister Montgelas forcierten modernen, zentralistischen Einheitsstaat einzuführen, stießen sie bei den Tirolern, besonders aber bei der konservativen und traditionellen Landbevölkerung, auf allgemeine Ablehnung. In den Augen der neuen Landesherren, oder besser, deren teils aus Altbayern nach Tirol versetzten Beamtenschaft, galt die Bevölkerung in dieser abgelegenen Berggegend doch oftmals als arg „hinterwäldlerisch“, wurde gar belächelt. Von teils taktlosen Beamten mit Gesetzen, Verordnungen und Vorschriften drangsalieren, war die Stimmung in weiten Landesteilen sehr bald

im Keller. Nicht genug: Dem aufgeklärten Absolutismus im bayerischen „Mutterland“ gemäß hatte sich die Kirche gefälligst dem Staat unterzuordnen. So setzte es also auch kirchenpolitische Maßnahmen, die bei den frommen Tirolern große Enttäuschung hervorriefen. Traditionsreiche Prozessionen und Bittgänge wurden abgeschafft, bäuerliche Feiertage gestrichen, die Christmette um Mitternacht zuerst Weihnachten 1806 verboten und auf den 1. Weihnachtstag verlegt. Für viele Tiroler einfach nur empörend.

Glühender Himmel über den Alpen

Nicht zuletzt für den Wirt, Pferde- und Weinhändler Andreas Hofer vom Sandhof bei St. Leonhard im Passeiertal. Auch im Schicksalsjahr Tirols 1809 begann der tief gläubige Hofer viele Tage mit dem Besuch der Frühmesse um Fünf. Er sollte im Verlauf des Freiheitskampfes zu dem konkurrenzlosen und charismatischen Anführer avancieren. Insgesamt spielte die Berufsgruppe der Wirte eine herausragende Rolle. Sie unterhielten beste Kontakte zu den Schützen- und Landsturmverbänden und bekleideten eine gehobene Position im ländlichen Sozialgefüge. Ihre Gasthäuser waren wichtige Kommunikationsorte, in den Kämpfen von 1809 nutzte Hofer den Schuppenwirt am Brenner oft als Hauptquartier. Effektiv waren seine Hand- oder Laufzettel, die er von dort, schneller als bei allen militärischen Kurierdiensten, an entscheidende Orte weiterleiten ließ. Das bis weit ins 20. Jahrhundert oft von alpiner Abenteuerwelt und uriger Folklore geprägte Hofer-Bild in Literatur, Musik und Theater war sicher auch seiner markanten Gestalt geschuldet: Von imposanter Größe, mit Körperkraft und prächtigem Bart, gekleidet in Tiroler Nationaltracht. Den Zeitgenossen galt Hofer als grundehrliche und heitere Natur, beim Sandwirt soll es oft gesellig zugegangen sein. Die Realität der Auseinandersetzungen war jedoch alles andere als folkloristisch: Die Kämpfe des Tiroler Landsturms, oft ohne verbündete österreichische Einheiten allein auf sich gestellt, wurden erbittert geführt. Und sie brachten ihre bayerischen, französischen und koalierenden Gegner in große Schwierigkeiten. Im Tal und in der Ebene waren die Tiroler unterlegen. So operierten sie meist in vertrauten, gebirgigen Höhen, flink und trittsicher. Geübte Schützen, die sie waren, fügten sie dem Gegner mit den sogenannten Stutzen, ihren handlichen Jagdgewehren, schwere Verluste zu. Im Kampf Mann gegen Mann kamen auch Sensen, Dreschflegel und andere bäuerliche Gerätschaften zum Einsatz. Durch Täler und Schluchten ziehende gegnerische Verbände wurden mit

1767

gezielt ausgelösten Steinlawinen verheerend attackiert. Die Ortsnamen dieser Ereignisse fanden Eingang in die Tiroler Landesgeschichte: Pontlatzer Brücke, Lienzer Klause, „Sachsenklemme“ in der Eisackschlucht.

Ein Ort jedoch wurde gar zum Synonym aller militärischer Auseinandersetzung: Bergisel im Süden der Landeshauptstadt Innsbruck. Heutzutage beschränkt sich die Dramatik an diesem Ort auf den sportlichen Wettstreit der weltbesten Skispringer auf der Sprungschanze gleichen Namens. Im Schicksalsjahr 1809 war der Bergisel Schauplatz der entscheidendsten Schlachten. Zwischen April und August konnten die Tiroler unter Hofers Kommando gleich dreimal den Sieg für sich erzwingen. Ganz Europa horchte auf: Die Resonanz in der Presse war erwartbar: In Österreich herrschte Genugtuung, in Bayern Ablehnung, in Berlin etwa äußerte sich die *Vossische Zeitung* neutral bis anerkennend.

Für den Schauplatz Innsbruck und sein Umland war der Preis jedoch hoch. Die Zivilbevölkerung litt nicht nur unter den ständigen Abgaben an die Truppen. Teils wurden Bauern zusammengetrieben und aufgehängt, Einzelhöfe und Dörfer ein Raub der Flammen. Im Mai 1809 vernichtete ein Großbrand gleich die ganze, traditionsreiche Silberbergbau-Stadt Schwaz: Verantwortung ungeklärt. Den glühenden Himmel über den Alpen sah man bis München. Aber „nicht vom Feuer der untergehenden Sonne, sondern vom Mordbrand“, wie die Schriftstellerin Bettina von Arnim an Goethe schrieb. In Innsbruck selber hatten sich

die Bürger gegenüber dem Freiheitskampf eher reserviert und abwartend verhalten. Viele konnten den staatlichen Strukturveränderungen der bayerischen Besatzer auch Positives abgewinnen. Dafür mussten sie nun büßen: Siegestrunkene Tiroler Kämpfer rächten sich, im Schlepptau bedienten sich zwielichtige Gestalten und Marodeure. Hofer versuchte energisch diese Auswüchse zu unterbinden. Nach dem dritten Sieg am Bergisel vom 13. August 1809 hatte er umso mehr die Macht dazu: Denn zwei Tage später zog der Kommandant seiner „Passeierer Schützen“ nun als Oberkommandant und Regent ganz Tirols in die Innsbrucker Hofburg ein. Dem Drängen von Bürgerschaft und Klerus, die sich nichts sehnlicher wünschten als Frieden und Sicherheit, hatte Hofer auf seine schnörkellos aufrechte Art nachgegeben: „Wenns Landl grad mi habn will, so sollts mi habn, so guat i's dermachn kan, aber im Namen des Koasers“. Plötzlich hatte er sich, der persönlich nie höhere Ämter angestrebt hatte, in ungewohnt prunkvoller Umgebung auch noch um die Zivilverwaltung zu kümmern. Währenddessen brachte der neuerliche Tiroler Sieg im August

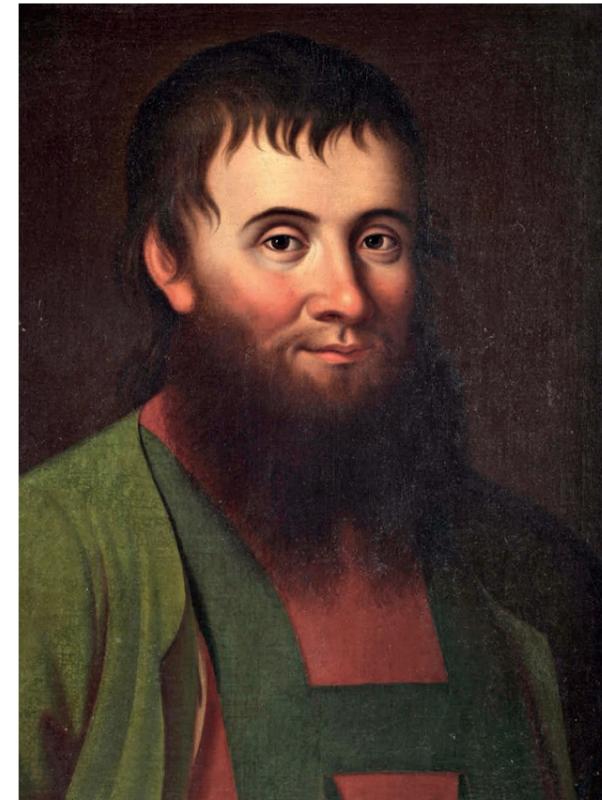


Plakat von Heinrich C. Berann.

Bild: Tiroler Landesmuseen, Innsbruck

die Presse im geschmähten Bayern zum Kochen. Ende des Monats attestierte das *Königlich Bayerische Intelligenzblatt* mangelnde Vernunft und Verstand bei diesem „unkultivierten Volk“ sowie einen „verworfenen Charakter dieses niederträchtigen Volkes und seiner noch niederträglicheren Verführer“. Doch Hofers Regentschaft in Innsbruck war nur von kurzer Dauer. Tirol war, trotz seines erstaunlich beharrlichen Widerstands, nur ein Nebenschauplatz im Spiel der europäischen Mächte. Weit entfernt fielen Entscheidungen mit Konsequenzen auch für das Alpenland. Die Schlacht bei Wagram, nordöstlich von Wien, bei der sich im Juli 1809 fast 300.000 Mann gegenüber standen, hatte Napoleon für sich entschieden. In der Folge musste Kaiser Franz I. von Österreich am 14. Oktober 1809 dem Frieden von Schönbrunn zustimmen. Fassunglos sahen sich die Tiroler auf sich allein gestellt. Nun wendete sich das Blatt: Napoleon wollte die endgültige Unterwerfung des strategisch wichtigen Tirols erzwingen. Sein bisher glückloser Marschall Lefèvre wurde abgezogen, die französischen und bayerischen Verbände aufgestockt. Die vierte und

letzte Bergisel-Schlacht am 1. November 1809 endete mit einer schweren Niederlage der Tiroler. In Matri am Brenner stand Andreas Hofer bereits abseits des Geschehens. Der Sandwirt vom Passeier zog sich nun in seine engere, südliche Heimatgehend zurück. In diesen Wochen erlebten Zeitgenossen Hofer verzweifelt, hadernd aber auch sehr wankelmütig. Entschlüsse zum Frieden wechselten bei ihm nun unbeständig mit erneuten



Andreas Hofer

Bild: Tiroler Landesmuseen, Innsbruck

Aufrufen zum Kampf, angestachelt von religiös fanatischen Kampfgefährten: in der Folge mit weiteren sinnlosen Opfern und noch mehr Leid. Erst um den 8. Dezember 1809 endeten die letzten Kampfhandlungen.

Hofer befand sich nun auf der Flucht und versteckte sich in einer Hütte auf der Pfandleralm, nah seines Heimatortes. Er wollte Tirol in diesen schweren Stunden nicht verlassen, seine Kampfgefährten hatten sich dagegen zunehmend nach Österreich abgesetzt. Vom Feuerrauch angelockt, entdeckte ein Almbauer Hofers Versteck und ließ sich für seinen Verat bezahlen. Im Morgengrauen des 28. Januar 1810 standen 600 französische Soldaten um die Almhütte. Hofers Freiheitskampf war zu Ende. Ein Transport schaffte ihn in die Zitadelle ins französisch besetzte Mantua. Er hatte auch hier viele Anhänger, sogar der in Mantua residierende Vizekönig Eugène Beauharnais war um Vermittlung bemüht. Doch Napoleon befahl seinem Stiefsohn, Hofers Tod durch Erschießung nicht zu verzögern. Wenige Stunden vor dem Ende tagte noch ein Gericht. Reine Formsache. Das Urteil stand schon vorher fest,

am Vormittag des 20. Februar 1810 wurde Andreas Hofer von Soldaten erschossen. Wissend um seine letzten Stunden hatte er noch frühmorgens die Kraft, Briefe zu schreiben und letzte Dinge zu regeln. Die Entrüstung der Anwesenden bei der Exekution und Hofers Zuversicht im Glauben sind bezeugt: „Im Namen den here wille ich auch die Reisse füre nemen mit Gott“, hatte er geschrieben. Die eindrücklichen Umstände seines Todes trugen ihren Teil zum „Mythos Andreas Hofer“ bei. Sein Leichnam wurde bei der Zitadelle in Mantua beigesetzt. Jahre später, Napoleon war inzwischen Geschichte, exhumierten Offiziere der „Tiroler Kaiserjäger“ Hofers Gebeine und überführten sie nach Innsbruck. Die Heimkehr und Beisetzung am 21. Februar 1823 in der Innsbrucker kaiserlich-königlich Hofkirche glich einem Triumphzug. Alles war auf den Beinen. Der ehemalige Tiroler Oberkommandant wurde endgültig zum Nationalhelden. Das Haus Habsburg und sein Kaiser Franz I. von Österreich taten sich dagegen schwer. Zu wechselvoll waren die zurückliegenden Jahre zwischen Tirol und Österreich verlaufen, gegenseitige Vorwürfe gab es zuhauf. Mit Tiroler Forderungen nach landständischen Befugnissen musste man dem allmächtigen österreichischen Staatskanzler Fürst von Metternich gar nicht erst kommen. Seit der Rückkehr Tirols im Juni 1814 von Bayern nach Österreich hatten seine Zensoren sogar alle Literatur zum Thema Tiroler Aufstand und Hofer verboten. Doch auf Dauer war der Tiroler Volkswille stärker. Im Auftrag des Kaisers wurde 1837 in der Innsbrucker Hofkirche ein stattliches Grabdenkmal „des treuen Hofers“ eingeweiht.

Die künstlerische Rezeption Andreas Hofers ist seither Legion. Bühnendramen, Fest- und Freilichtspiele über ihn und seinen Freiheitskampf gibt es in allen Schauspielvarianten. Auch die Malerei stand nicht hinten: Die dritte Bergisel-Schlacht vom August 1809 etwa wurde vom Maler Michael Z. Diemer und weiteren Kollegen außergewöhnlich lebendig gehalten. Seit dem Jahre 1896 zeigt ihr „Riesensrundgemälde“ auf über 1.000 Quadratmetern die Dramatik jener Ereignisse. Seit wenigen Jahren wieder am Ort des Geschehens, dem Tiroler Bergisel. Mit Aufkommen des Stummfilms bot sich ein neues Medium an und in den Dreißigern des letzten Jahrhunderts drehte der bergtaugliche Luis Trenker fleißig. *Der Rebell* und *Der Feuerteufel* waren die einprägsamen Filmtitel. In modernen Produktionen wurde die Darstellung Hofers zunehmend differenzierter. Seine Fehleinschätzungen, seine intolerante, strenge Religiosität etwa wurden nicht verschwiegen, sein selbstloser Kampf für seine Überzeugungen jedoch nie in Frage gestellt. Im Jahre 2002 befassten sich der Autor Felix Mitterer und der Regisseur Franz Xaver Schwarzenberger mit dem Stoff, in ihrem Film *Die Freiheit des Adlers* brillierte Tobias Moretti in der Hauptrolle. Sogar beim Liedgut ist die fortwährende Erinnerung gesichert: Das vertonte Gedicht „Zu Mantua in Banden“ des Sachsen Julius Mosen wurde mit Landesgesetz vom 2. Juni 1948 zur Tiroler Landeshymne bestimmt. *Ulrich Meer*

Meister der Töne und Texte

Georg Philipp Telemann war nicht nur einer der bedeutendsten Komponisten des aufgeklärten Säkulum. Mit Findigkeit und Phantasie nutzte er sein Leben lang die Möglichkeiten, welche die neuen periodischen Druckmedien boten.

Früh kam er mit der sich entfaltenden Publizistik in Berührung. Sein akademischer Lehrer, der Professor für Moral und Politik an der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig, Otto Mencke (1644–1707), war 1682 Begründer und Herausgeber der ersten deutschen Gelehrtenzeitschrift, der *Acta eruditorum*. Seine eigene publizistische Tätigkeit wird intensiv, nachdem er 1721 seine Tätigkeit als städtischer Musikdirektor in Hamburg aufgenommen hat. In seiner Autobiographie berichtet er über die vielfältigen Bemühungen, in der nicht ganz billigen Stadt Hamburg eine große Familie auf ehrenhafte Weise durchzubringen. Aufschlussreich sind seine Erfahrungen, die er während eines Zeitraumes von fünf Jahren als Verfasser einer zweimal wöchentlich versandten geschriebenen Zeitung für einen der kleineren mitteldeutschen Höfe machen konnte. „Der eisenachische Hof“, so erzählt er in eben jener Lebensbeschreibung, „dem ich annoch, als Capellmeister, mit einer Besoldung von 100 Reichstalern, bedient war, ernannte mich 1724. zum Correspondenten, mit Beilage von ebenmäßiger Summe: in welcher Verwaltung ich die merckwürdigsten Neuigkeiten im Norden wöchentlich zweimal zu berichten hatte.“ Vor allem diese Anstellung war es, die ihm die Tätigkeit eines Zeitungsschreibers reizvoll erschienen ließ, wobei er den Aufwand, der damit verbunden war, stark unterschätzte. Seine Korrespondententätigkeit bietet einen kleinen Einblick in die Alltagsorgen eines Zeitungsschreibers und veranschaulicht zugleich den Niedergang dieses lange Zeit auch materiell attraktiven, häufig als Nebentätigkeit ausgeübten Berufes. Sie lässt vor allem erkennen, wie mühsam jede auf Exklusivität gerichtete Berichterstattung mittels einer regelmäßig geschriebenen und mit der Post an den Adressaten gesandten Zeitung angesichts der Konkurrenz seitens der gedruckten Zeitungen geworden war, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts endgültig ein stets mitangelegter Maßstab für den Nutzen geschriebener Zeitungen geworden waren.

Wichtiger sind Telemanns Leistungen als Musikpublizist. Er ist maßgeblich an einem höchst interessanten Prozess beteiligt, der 1722 mit der von Telemanns Freund Johann Mattheson herausgegebenen ersten Musikzeitschrift der Welt, der *Critica musica*, ihren Anfang nimmt und in dem sich die Musik ihren Platz in der periodischen Literatur erobert. Zeitungen, Zeitschriften, auch Almanache und Kalender, werden in den folgenden Jahrzehnten zu wichtigen Medien, die der Musik ihren Stellenwert in der Gesellschaft erobern. Im Januar 1726 beginnt Telemann, eine Wochenschrift mit dem schönen Titel *Harmonischer Gottes-Dienst* herauszugeben. Sie versprach den Käufern mit einer ungewöhnlich umfangreichen

Titelergänzung auf dem Jahrestitelblatt „geistliche Cantaten zum allgemeinen Gebrauche/ welche/ zu Beförderung so wol der Privat- Haus- als öffentlichen Kirchen-An-dacht/ auf die gewöhnlichen Sonn- und Fest-täglichen Episteln durchs ganze Jahr gerichtet sind“. Die Schrift hat eine gewisse Ähnlichkeit mit den ebenfalls wöchentlich erscheinenden Predigentwürfen, mittels derer viele Hamburger Geistliche ihren Gemeinemitgliedern die Vorbereitung auf den sonntäglichen Gottesdienst ermöglichen wollten. Zugleich handelt es um ein frühes Beispiel dafür, dass ein Werk, das nur bedingt den Charakter der Periodizität hat, offenbar aus verlegerischen Gründen als Wochenschrift herausgegeben wird.

Nach solchen Experimenten mit den Möglichkeiten periodischen Publizierens erscheint dann 1728 der vierzehntägliche sein Publikum suchende getreue *Music-Meister*. Mit ihm bezieht sich der Hamburger Komponist jetzt ausdrücklich auf Matthesons *Critica musica*, indem er sein Werk in der Vorrede in Absetzung zu der gelehrten musikalischen Zeitschrift seines Kollegen als erstes „musicalisches Journal“ bezeichnet, „so, vermittelt wirklicher Music, in Teutschland, zum Vorschein kommt“. Die Zeitschrift war für Sänger wie für Instrumentalisten bestimmt, sie versprach „allerhand Gattungen musicalischer Stücke, so auf verschiedene Stimmen und fast alle gebräuchliche Instrumente gerichtet sind, und moralische, Opern- und andere Arien, dergleichen Trii, Duetti, Soli etc. Sonaten, Ouverturen, etc. wie auch Fugen, Contrapuncte, Canones, etc. [...]“.

Ausdrücklich begründet Telemann sein Projekt auch mit dem Erfolg der Zeitschriftenliteratur in Deutschland. Für die Geschichte der Musikpublizistik handelt es sich um eine wichtige Innovation, die in den folgenden Jahrzehnten große Verbreitung findet. Nach den zuvor bereits das Kirchenjahr begleitenden, stückweise herausgegebenen Musikpublikationen wendet sich Telemann als erster an den praktischen Musikliebhaber, um ihm das Material zur kirchlichen und besonders zur häuslichen Musikausübung zur Verfügung zu stellen. Er wählt Musikstücke aus, die auch vom musikbegeisterten Dilettanten – ein positiv besetzter Begriff, der den nichtprofessionellen Künstler und Kunstliebhaber meint – zu bewältigen sind und im Kunstsalon oder in bürgerlicher Häuslichkeit zu Gehör gebracht werden können. An den Musikzeitschriften und Notendruckpublikationen des 18. Jahrhunderts lässt sich verfolgen, welche Erfolgsgeschichte hier ihren Anfang nahm. *Holger Böning*

Dr. Holger Böning ist Professor im Ruhestand am Institut für Deutsche Presseforschung der Universität Bremen.

Der Weg zum Kaiser

Am 12. Februar 2017 wurde in Berlin Franz-Walter Steinmeier zum deutschen Bundespräsidenten gewählt. Schon einmal, nämlich vor 275 Jahren, wurde an diesem Tag ein deutsches Staatsoberhaupt gekürt.

„Ihre Römisch-Kayserl. Majestät in Dero roth-sammetnen mit Hermelin ausgeschlagenen Chur-Habit und Chur-Hut auf dem Haupt, auf einem unvergleichlichen Isabellen, welcher mit einer blau sammetnen über und über mit Silber gestickten Walltrappe und übrigem Pferd-Zeug von purem Silber belegt war.“ So beschreibt das *Merckwürdige Diarium* den feierlichen Zug zum Dom in Frankfurt am 12. Februar 1742, an dem der bayerische Kurfürst Karl Albrecht zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gewählt wird. Sichtbarstes Zeichen der öffentlichen Prachtentfaltung an diesem Tag ist der Krönungswagen, den Karl Albrecht bereits bei seinem Einzug in Frankfurt am 31. Januar benutzte. Vorbild für diese in Paris hergestellte Kutsche waren die Zeremoni-

wenigen Wochen wieder verlassen.

Erst am 23. Oktober 1744 konnte der Kaiser wieder in München einziehen und starb dann völlig unerwartet am 20. Januar 1745 an der Gicht.

Der Einzug in Frankfurt, die öffentlichen Feierlichkeiten, die Kaiserkrönung, das Festmahl, die Publikationen zu diesem Tag, aber vor

1742



Der Krönungswagen Kaiser Karls VII., Gouache, Mathias Werthmeister, München, 1878.

Bild: Bayerische Schlösserverwaltung

enwagen des Absolutismus, vor allem am französischen Königshof: eine reichdekorierte und vergoldete Prunkkarosse, die prächtigste Wagenform des 17. und 18. Jahrhunderts. Durch seine aufwändige Gestaltung hatte sie die Anmutung eines fahrenden Throns. Trotz der perfekten Inszenierung der Krönungsfeierlichkeiten verlief die Regentschaft Karls VII. allerdings unglücklich: Schon zwei Tage nach der Krönung hatten österreichische Truppen München besetzt. Karl VII. lebte im Frankfurter Exil, konnte im Frühjahr 1743 für kurze Zeit nach München zurückkehren, musste seine Heimatstadt aber nach

allem der Krönungswagen sind der Versuch, durch eine geschickte „Öffentlichkeitsarbeit“ den eigenen Herrschaftsanspruch zu reklamieren. Auch heute kann man sich davon noch ein eigenes Bild machen: Im Marstallmuseum in Nymphenburg ist der originale Krönungswagen ausgestellt als Prunkstück der Sammlung von mehr als 40 Staats- und Galawagen der Wittelsbacher. *Joachim Schüller*

Joachim Schüller ist Politologe, Presseexperte und Stadtführer in München.

Fama von Fürstenhöfen

Philipp Baltasar Sinold von Schütz war zu Beginn des 18. Jahrhunderts einer der produktivsten Journalisten, lange bevor es den Berufsstand eigentlich gab. Er verfasste politische Berichte und Satiren, Erbauungsbücher, Kirchenlieder und Romane.

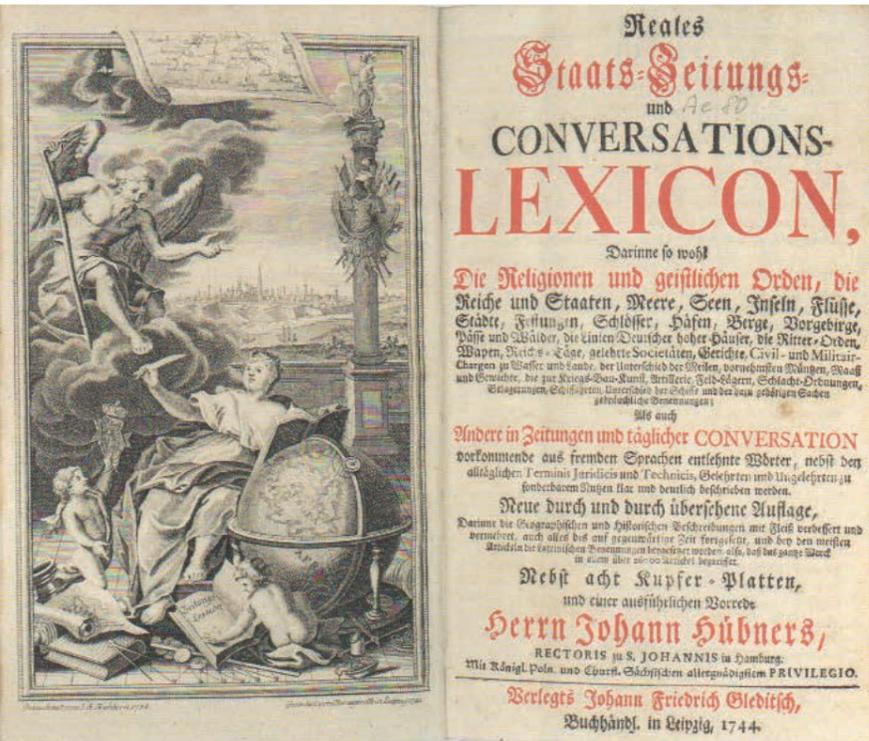


Bild: Reales Staats- und Conversations-Lexicon

„Mein Leser! Ich unterstehe mich vielleicht nicht zu viel / wenn ich sage / daß ich deine Gedanken erraten wolle / welche du bey Erblickung der ersten Bogen dieser Europäischen Fama haben werdest. Hier sehe ich wiederum einen Titel / wirst du bey dir selbst sagen / welcher die Liebhaber der Bücher anlocket / und ihnen hernach eine Reue über den Verlust der Zeit erwecket / wenn sie nicht finden / was sie gesucht haben.“ Mit barocker Weitschweifigkeit wendet sich Philipp Baltasar Sinold von Schütz in der ersten Nummer seiner neuen Zeitschrift an den Leser. Barock mutet auch der Titel an: *Die Europäische Fama, Welche den gegenwärtigen Zustand der vornehmsten Höfe entdeckt*. 80 Seiten umfasste jedes der von 1702 bis 1734 monatlich in Leipzig erschienenen Hefte, die in der für damalige Zeiten sehr hohen Auflage von bis zu 3.000 Stück erschienen. Sinold von Schütz, Alleinredakteur mindestens der ersten Jahrgänge, bot also durchaus das, was sein Leser „gesucht“ hat. „Von Italien“, „Von Deutschland“ oder „Von Frankreich“ waren die einzelnen, meist viele Seiten langen Beiträge nur überschrieben; sie boten aktuelle Berichte über die politischen Gegebenheiten und gesellschaftlichen Vorgänge. *Die Europäische Fama* war damit ein früher Vertreter des Zeitschriftentyps historisch-politisches Journal. Der Aufklärung wollten sie dienen,

und diese bedarf des Raisonnements, des Nachdenkens also und der Information. Die *Fama* war nicht Sinolds erste Zeitschrift. Von 1698 bis 1702 verfasste er *Das Courieuse Caffee-Haus zu Venedig*. Es war weit unterhaltsamer angelegt, bot oft satirisch-kritische Beiträge über menschliche Schwächen. Dazu zählte Sinold auch die „übermäßige Zeitungs-Begierde“ des „gemeinen Mannes“, die „eine dermassen schädliche Krankheit sey / welche durch ihren Mißbrauch dem gemeinen Wesen viel Schaden bringet. Wie mancher Handwercks-Mann verlässet seine Werckstadt [...]läufet nach dem Wein- oder Bier-hause zu / und fraget, ob der Friede nun wirklich geschlossen sey / worüber ihm seine Frau den Krieg zuhause ankündigt [...]“. Die Handwerker, die Bauersleut' sollten sich also vielmehr um ihr Tagwerk kümmern, „als daß sie die edle Zeit mit solchen Dingen verderben / die sich weit über den Gippel ihres Stroh-Daches erstrecken“. Sinold von Schütz war freilich keiner dieser „gemeinen“, der einfachen Leute. Geboren wurde der Adelspross am 5. Mai 1657 auf Schloss Königsberg bei Gießen. Sein Vater war hessischer Strafrechtsprofessor, wurde dann Minister und Kanzler in Braunschweig. Philipp Baltasar studierte zunächst Jura, ging dann in den Hofdienst – letztlich aber wurde er Tagesschriftsteller, Journalist. Neben seinen Zeitschriften begründete und verfasste er auch eines der ersten Lexika, das *Reale Staats-, Zeitungs- und Conversations-Lexicon*, das erstmalig 1704 erschien und – bis heute berühmt als *Johann Hübners Konversationslexikon* – bis weit ins 19. Jahrhundert hinein in immer neuen Auflagen erschien. Ebenfalls 1704 nahm Sinold eine Amtsstelle im schlesischen Reuß-Köstritz an, wurde Regierungsrat in Bernstadt, dann in Hohenlohe, schließlich im hessischen Laubach. Dort starb er am 6. März 1742. Geschrieben hat er auch in Hofdiensten immer, nun historische Schriften, viele Kirchenlieder, Sonette und Epigramme, Erbauungsschriften und Romane. Zudem übersetzte er französische, lateinische und englische Texte. Die eingangs zitierte Einleitung zur ersten Nummer der *Europäischen Fama* schloss der so produktive, einst viel gelesene Publizist wieder mit einer direkten Leseransprache: „Im übrigen ist mir nicht unbewusst / daß nichts so leichtlich ungelesen bleibet / als die Vorrede der Bücher / absonderlich wenn sie in vielen Blättern bestehen: Dahero ich um so viel desto lieber schliesse / und mich Deiner Gunst-gewogenheit empfehle. Lebe wohl!“ *Markus Behmer*

Wenn ein Physiker Publizisten die Leviten liest...

... dann kommen köstlich-kritische Aphorismen heraus, Momentwahrheiten, die zeitlos aktuell bleiben. Zumindest wenn der Autor der Göttinger Gelehrte Georg Christoph Lichtenberg ist.

Wem fällt sowas ein wie die Frage, warum man nicht manchen Gerätschaften passende Formen gebe? „Vorschläge zu Dintenfassern [...] für Zeitungsschreiber eine *Fama* nach Butler's Idee mit ihren zwey Trompeten, wovon die eine bloß mit der obern Oefnung des menschlichen Körpers, die man den Mund nennt, geblasen wird.“ Georg Christoph Lichtenberg fällt sowas ein. Am 1. Juli 1742 als 17. Kind einer Pfarrersfamilie geboren, scharfsinniger Geist in einem armen, verkrümmten Körper, mathematisch, naturwissenschaftlich, sprachlich hochbegabt. Von seinem Landesherrn, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der ihn an seiner Universität in Gießen als Professor anzustellen wünscht, zum Studium nach Göttingen geschickt. Im weltoffenen Göttingen geblieben, England und seinen König kennengelernt (Kurhannover und Großbritannien wurden damals in Personalunion regiert), alsbald in Göttingen Professor geworden, mit seinen spannenden physikalischen Versuchen von Studenten überlaufen, international als Physiker und Astronom zu Berühmtheit gelangt, von etlichen Akademien der Wissenschaften zum Mitglied erwählt. Pionier von Traumforschung und Introspektion, bis heute für seine tausendfältigen Notate der Selbstbeobachtung und seine mitunter scharfzüngigen Aphorismen geschätzt.

Es gibt inzwischen viel Literatur über Lichtenberg, auch akribisch kommentierte Ausgaben seiner Schriften. Niemand aber hat diesen seltenen Mann je tiefer verstanden und inniger gewürdigt als der nach Göttingen verschlagene Anglist und Kulturhistoriker Herbert Schöffler. Wer wirklich Zugang zu Lichtenberg gewinnen will, lese Schöfflers Lichtenberg-Essays. Was uns hier besonders naheliegt, ist Lichtenbergs Wirken als Publizist und als Journalismus-Kritiker. Er hat 1776 die Redaktion des *Göttinger Taschen-Kalenders* übernommen und bis 1785 fortgeführt; in dem reich illustrierten Jahrbuch erschienen auch etliche von Lichtenbergs populären „Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche“. Und im *Göttinger Taschen-Kalender auf 1780* findet sich eine Ankündigung des Verlegers und engen Lichtenberg-Freundes Johann Christian Dieterich: „Der Herr Professor Lichtenberg allhier, und Herr Prof. Forster in

Cassel, haben sich entschlossen unter gemeinschaftlicher Aufsicht eine neue periodische Schrift unter dem Titul: *Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur* mit dem Anfang des Jahrs 1780 in meinem Verlag herauszugeben.“ Wer die sieben



Bild: William Hogarth, The Politician

Halbjahresbände des Magazins durchblättert, in denen sich Gelehrte in lebendiger Menschenrede verständlich unterhalten, der möchte heutige Fachzeitschriften am liebsten in den Papierkorb feuern. Davon, dass Lichtenberg ein scharfer Kritiker des zeitgenössischen Journalismus war, haben wir eingangs eine Kostprobe abgegeben. Darauf hat übrigens schon Karl d'Ester in seiner Miszelle zum 200. Geburtstag Lichtenbergs in Heft 9 der *Zeitungswissenschaft* von 1942 aufmerksam gemacht. Er referiert etwa den Aphorismus vom hölzernen Kapellchen, das sich die Zeitungsschreiber als „Tempel des Ruhmes“ erbaut haben, „worin sie

den ganzen Tag Porträte anschlagen und abnehmen und ein Gehämmer machen, daß man sein eigen Wort nicht hört“. Oder auch die Empfehlung: „Es verdiente wohl, daß man am Ende des Jahres ein Gericht über die politischen Zeitungen hielte. Vielleicht machte dieses die Schreiber derselben behutsamer.“

Und nicht vergessen sei zuletzt Lichtenbergs Beschreibung von William Hogarths Bild „The Politician“: „Der Mann, der hier mit dem Licht in der Hand die Zeitung liest, war ein bekannter Spitzenhändler zu London, [...] der sich mehr um die allgemeinen Verhältnisse von Europa und die Geheimnisse der Cabinette, als um sein eignes Hauswesen bekümmerte. Daher interessiren ihn auch die Nachrichten, die er von den Kriegsflammen in der Zeitung liest, so sehr, daß er nicht das Feuer bemerkt, welches bereits den Rand des Huthes ergriffen hat, und wahrscheinlich auch einen Theil der Pertücke verzehren wird.“ Was Lichtenberg hier im Scherz skizziert, nämlich kommunikationsfremde Folgen von Kommunikation, damit beschäftigen sich unsere heutigen „Wirkungsforscher“ allen Ernstes im Rahmen des Faches Kommunikationswissenschaft. Hoffen wir, dass sie so geschichtsfern bleiben, dass sie sich nicht ausgerechnet Lichtenberg zum Schutzpatron wählen.

Heinz Starkulla jr.

Verschwörung zum Guten

Walt Disney, Charlie Chaplin und Johann Wolfgang von Goethe. So unterschiedlich diese Persönlichkeiten sind, alle haben etwas gemeinsam: Sie waren Freimaurer. Klaus Stieringer ist der Meister vom Stuhl (der Vorsitzende) der Bamberger Loge. Ein Interview.

Was hat Sie dazu bewegt Freimaurer zu werden?

Ich bin familiär vorgeprägt mit den Idealen der Freimaurer. Die Ideen eines ethischen Bundes basierend auf den Idealen der Aufklärung fand ich charmant. Sicherlich auch, weil ich im Freundeskreis Freimaurer hatte. Neben den Zielen, Idealen und Grundwerten ist es auch die Gemeinschaft, die soziale Gruppe, die ich spannend fand.

Wofür stehen die Freimaurer und welche Ziele haben Sie?

Die Grundprinzipien der Freimaurerei sind Humanismus, Toleranz, Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit. Wir haben keinen missionarischen Anspruch. Jeder Freimaurer arbeitet in erster Linie an sich selbst.

Wir haben kein Dogma. Vielmehr geht es darum, sich selbst zu reflektieren, wie es schon am Orakel von Delphi geschrieben steht: „Erkenne dich selbst“. Dabei bedienen wir uns der Symbolik der Steinmetzzunft. Den richtigen Maßstab zu finden zwischen dem, was man tun will, und dem, was man tun muss. Zwei Tabuthemen haben wir aber:

Tagespolitik und Religion, es sei denn, es passiert in unseren Veranstaltungen.

Wer kann alles Mitglied werden?

Jeder ‚freie Mann von gutem Ruf‘, der die Leidenschaft dazu hat, kann Freimaurer werden. Grundsätzlich kann jeder, sowohl Frauen als auch Männer, Mitglied werden. Die Bamberger Loge ist rein männlich. Regelmäßig sind die Logen geschlechtergetrennt. Wer meint, die Geheimnisse und Riten aus den Romanen Dan Browns bei uns wiederzufinden, ist an falscher Stelle.

Wie sind die Freimaurer strukturell aufgebaut?

Es gibt rote und blaue Logen, die auch Johannislogen genannt werden. Diese haben sich am Tag des heiligen Johannes gegründet und sich vor 300 Jahren am 24. Juni in London zur Großloge zusammenschlossen. In diesen kann man drei Erkenntnisstufen erreichen: Lehrling, Geselle und Meister. Die 485 deutschen Bruderschaften sind in fünf Großlogen zusammengefasst. Jede Einzelne hat einen Meister vom Stuhl, der der Vorsitzende ist. Darüber hinaus gibt es zwei Aufseher und einen Zeremonienmeister. Wir sind kein Geheimbund, sondern verstehen uns als verschwiegene Gesellschaft, weil wir – und das mag heute eher unmodern sein – nicht über alles reden, was wir tun. Freies Denken ist erwünscht. Das wichtige daran ist: Was in der Loge besprochen wird, bleibt in der Loge.

Die Freimaurer haben ein polarisierendes Image in den Medien. Woran könnte das Ihrer Meinung nach liegen?

Menschen neigen dazu, das, was sie nicht verstehen, abzulehnen. Genau dadurch können Verschwörungstheorien entstehen. Wenn die Leute nicht genau wissen, was die Freimaurer machen, fangen sie an, ihre eigenen Vorstellungen zu kreieren. In den Medien werden wir oft als Weltverschwörer dargestellt, die Jungfrauen opfern, Kinder schlachten und Suizid begehen. Allein aus den Idealen und der Struktur unserer Verbrüderung sollte ersichtlich werden, dass wir so etwas nicht tun. Denn: Was sollen wir mit der Welt tun, wenn wir über sie herrschen? Sollen wir sie ausbeuten oder besser machen? Wenn schon von Verschwörung die Rede ist, dann kann man diese maximal eine Verschwörung zum Guten nennen. Alle Freimaurer, die ich bisher kennengelernt habe, waren geprägt vom Geist des Humanismus. Verschwörungstheorien habe ich in der Freimaurerei noch nicht erlebt.

Häufig werden die Freimaurer und die Illuminati in den Medien gleichgesetzt. Können Sie uns aufklären, welche Unterschiede oder Gemeinsamkeiten es gibt?

Im Prinzip gibt es drei große Unterschiede: Die Illuminati bestehen heute nicht mehr, sie hatten eine politische Ausrichtung, verstanden sich als Geheimgesellschaft und trafen sich im Verborgenen. Der Geheimbund der Illuminati bestand lediglich knappe neun Jahre. Wir Freimaurer hingegen sind bis heute aktiv. Wir haben keine politische Ausrichtung, nicht einmal eine politische Meinung. Jedem Mitglied steht es offen, sich zur Freimaurerei zu bekennen. Lediglich andere Mitglieder als Freimaurer zu entlarven, ist nicht gestattet.

Wann wurde die Loge in Bamberg gegründet?

Am 20. Mai 1874 wurde die Freimaurerloge „Zur Verbrüderung an der Regnitz“ gegründet und das Logenhaus 1891 fertiggestellt. Gründungsmitglieder waren Kaufleute, Brauer, Künstler und Freigeister, die die Idee der Aufklärung vertraten. Die Bamberger Loge gehört der Großloge „Zur Sonne“ in Bayreuth an. Bis zum Ersten Weltkrieg erfreuten sich die Bamberger Freimaurer glänzenden Zeiten. Durch die militärischen und faschistischen Philosophien wurde die Freimaurerei in den beiden Weltkriegen vereitelt. Ab 1946 war vor allem der FDP-Politiker Dr. Thomas Dehler mitverantwortlich für die Rückübernahme des Logenhauses und den Wiederaufbau der Bamberger Freimaurerei.

Wie werden die Bamberger Freimaurer in den regionalen Medien präsentiert? Was tun die Bamberger Freimaurer für eine positive Medienpräsenz?

Erst in den vergangenen Monaten wurde über die Renovierung unseres Logenhauses im *Fränkischen Tag* berichtet. Wir wollen aber keine Werbung machen, sondern aufklären. Für uns Freimaurer ist es nicht wichtig, Mitglieder zu gewinnen, sondern Humanität in die Welt zu bringen. Um den Weltverschwörern Einhalt zu gebieten, veranstalten wir einen Tag der offenen Tür oder auch Podiumsdiskussionen. Beispielsweise haben wir den deutschen Vertreter des Dalai Lama eingeladen, aber auch mit Sunniten und Schiiten waren wir im Gespräch. Die Medienpräsenz und Öffentlichkeitsarbeit ist wichtig, um die Freimaurerei



Klaus Stieringer ist seit 2014 „Meister vom Stuhl“ der Bamberger Freimaurerloge „Zur Verbrüderung an der Regnitz“. Hauptberuflich ist er seit 2003 Geschäftsführer des Stadtmarketings Bamberg. 2012 wurde er ausgezeichnet als Deutschlands „Kulturmanager des Jahres“. Seit 2008 ist er auch Mitglied des Bamberger Stadtrats, zunächst für die Gruppierung „Bamberger Realisten“. Seit 2014 ist er Fraktionsvorsitzender der SPD.

zu entmystifizieren. Daher auch der Appell an uns selbst: Geht raus, klärt auf!

Wie sind die Freimaurer in Bamberg tätig?

Wir bieten öffentliche Veranstaltungen an: Diskussionsabende, künstlerische Veranstaltungen, Jazz im Logenhaus oder den Philosophy-Slam, die auch sehr gut angenommen werden. Unsere Angebote tragen dazu bei, dass sich die Menschen mit den Ideen der Freimaurer auseinandersetzen.

Wie viele Mitglieder hat die Bamberger Loge und aus welchen gesellschaftlichen Bereichen kommen sie?

Deutschlandweit gibt es circa 10.000 Mitglieder. Hier in Bamberg gibt es ungefähr 50 Freimaurer. Seit Jahren erfahren wir einen sichtlichen Zustrom an Interessenten. Egal ob Businessmenschen, Handwerker oder Arbeitslose. Alle Freidenker mit humanistischer Geisteshaltung sind vertreten.

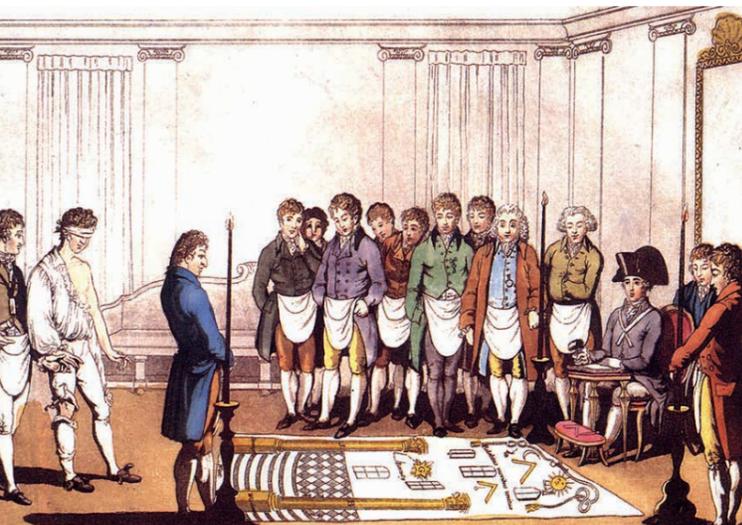
Plaudern Sie einmal aus dem Nähkästchen: Gibt es spezielle Bräuche oder Normen von denen Sie uns erzählen können?

Das eigentliche Geheimnis der Freimaurer ist: Es gibt kein Geheimnis. Und wenn es eine Verschwörung gibt, dann ist es die Verschwörung zum Humanismus. Freimaurerei ist wie Liebe. Man kann es nicht erklären, man muss es fühlen.

Anja Elser und Katharina Stumpf

Gründung der ersten Großloge von England

24. Juni 1717: Die vier alten Freimaurerlogen aus London und Westminster schlossen sich zur ersten Großloge von England zusammen. Sie ist die erste Großloge weltweit. Schon im Jahr 1751 entstand eine oppositionelle Großloge, die sich Antients Grand Loge bezeichnete. 63 Jahre lang herrschten Meinungsverschiedenheiten zwischen den Großlogen. Mit einer Zeremonie im Jahre 1813 endete der Konflikt und die Parteien schlossen sich zur Vereinigten Großloge von England zusammen.



Initiation eines Suchenden in die Freimaurerei. Bilder: Wikimedia/privat

Erbauliches und Anschauliches aus Altona

Der am 12. März 1636 in Hamburg geborene und dort am 30. August 1692 auch verstorbene Johann Frisch gehört zu den ersten Geistlichen des 17. Jahrhunderts, die auf vielfältige Weise die neuen publizistischen Wirkungsmöglichkeiten nutzten.

Nach dem Besuch von Johanneum und Gymnasium in seiner Geburtsstadt studiert er in Altdorf und Wittenberg Theologie, um dann als Anwärter auf eine Stelle als Geistlicher nach Hamburg zurückzukehren. Im Alter von 25 Jahren folgt er 1761 einer Berufung als Diakon und Nachmittagsprediger, die er aus der dänischen Nachbarstadt Altona erhielt.

Dort beginnt er 1672 seine sich schnell intensivierende und bis zu seinem Tod fortgesetzte Tätigkeit als innovativer Zeitungsredakteur der von Victor de Löw verlegten *Altonaer Nachrichtenblätter*, die ihre Bedeutung nicht zuletzt dadurch erlangten, dass sie für Hamburger Leser bestimmt waren, aber nicht der Zensur in der Hansestadt unterlagen. 1683 hieß es – sicherlich

aus der Feder Frischs – in der *Altonaischen Relation* in einer Mitteilung an den Leser: „Wir zeichnen alles auff / waß wird ist und vergeht Die wil das Schreiben nur und Dencken noch besteht Wer dieses liest und noch wird das Zukünftige lesen Wird sehen / daß was da komt / sey auch vorher gewesen“. Frisch war ein Journalist, der sich der Schwierigkeiten bewusst war, die gerade mit der Kriegsberichterstattung verbunden waren. 1684 berichtet er in der *Europäischen Fama* von den täglichen Problemen bei der Zeitungsherstellung: „Gunst geneigter Leser. Ich muß bekennen daß es ein grosses Glück sey wann ein Novellist die rechte wahrheit zu anfang treffen kan / sintemahlen eine jede Partey der seynigen flattiert, und also nicht wohl seyn kan / daß nicht eines oder daß andere mit der negsten Post sich gänzlich verändere / wie dan solches auß denen eingekommenen Zeitungen wegen Belagerung der Västung Lützenburg zu ersehen. Man lasset es aber dabey bewenden / daß allemahl daß jenige so durch die Posten einlauft / Unparteyisch / mit grösssten Fleiß dieser Relation soll einverleibet werden. Welchem zufolge dan hierbey Communicire was itzo erhalte [...] Damit aber den geneigten Liebhaber alles unparteyisch melde / so mus auch hierbey anzeigen / waß die an verwichen Freytag Abend umb 6. Uhr auß dem Lager vor Luxemburg angelangte Passagierer so den 6. Juni von dannen abgereiset mit gebracht.“

In der Person Johann Frischs zeigt sich beispielhaft, wie das Redigieren einer Zeitung langsam zu einem Beruf wird, für den eine akademische Ausbildung erwartet wird. In ihm personifiziert sich auch das im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts verstärkt wahrnehmbare Bemühen, Informations- und Unterhaltungsbedürfnisse unterschiedlicher Adressatengruppen durch neue Medien zu befriedigen.

Er war nicht nur verantwortlich für einige Innovationen in der Berichterstattung der von ihm redigierten Zeitungen, sondern trat zugleich auch als vielseitiger Autor von Reisebeschreibungen oder einer Schrift zum Sklavenwesen in Erscheinung. Bemerkenswert ist sein Wirken als Herausgeber mehrerer interessanter Zeitschriften. 1675 gründet er in Altona mit dem *Historischen Tagweiser* ein Blatt, das als eine Art Zeitungsextrakt noch in direkter Abhängigkeit von der von ihm redigierten Zeitung steht, zugleich aber andere als die regelmäßigen Zeitungsleser ansprechen will. Monat für Monat werden die wichtigsten politischen und militärischen Ereignisse geschildert, der Herausgeber will solchen Zeitgenossen nützen, die einen konzentrierten und zusammenfassenden Bericht der politischen und militärischen Hauptereignisse wünschen.

Schwüler Sommer, schwere Gewitter

Wie eine Werbung für das Lesen der Zeitungen und die dadurch zu erwerbende Fähigkeit, künftige Entwicklungen an aktuellen Zeichen zu erkennen, sind Frischs einleitende Gedanken zu diesem *Historischen Tagweiser* formuliert. In schönen Bildern parallelisiert er Naturerscheinungen und politisch militärische Entwicklungen:

„Wenn man bey schwuligen Sommer Tagen siehet / wie hin und wieder ein dickes Gewölk aufsteiget / und längst den Horizont Stant fasset; so vermutet man billig ein Donnerwetter: Ob nun gleich selbiges nachdehm ein oder ander Knall von weitem gehöret / sich wieder zurück ziehet / und unter dem Horizont in etwas verbirget: So befürchtet doch ein Vernünfftiger / es werde bald wieder herfür kommen / und desto schrecklicher wüthen / weil es sich so lange versamlet / und mit Wind / Hagel / Keyl und Straal gleichsahm woll gewaffnet hat. Die Erfahrung bestätigt dieses auch gemeinlich / und ist nichts neues / daß durch lang vorhehr gemerckte Wetter / wenn Sie endlich loßbrechen / hohe Türme und starke Eichen zerschmettert / und gestürztet / Menschen und Vieh erschlagen / Häuser und Scheunen aber in die Flammen gesetzt werden. Je schrecklicher aber sothan Gewitter / je sehnlicher Verlangen eräugget sich nach dessen Ende / und es wüthe wie es will / so bleibt doch die Hoffnung / es werde / nachdehm die Feur- und

Straal-Zeugende Materie sich selbst verzehret / oder ein starker Wind solches zersteubert und anderwärts hin versetzt / die liebe Sonne sich wiederumb blicken lassen / und den Erdboden mit angenehmer Liebligheit wieder erfreuen. Nicht unfüglich vergleiche dies gegenwärtige Kriegeswüthen einem sothanen Land verderblichem Ungewitter.“

Erbauung und Verstandesertüchtigung

Wie dann aus der Zeitungsherausgabe der Wunsch geboren wurde, mit Hilfe entsprechender Anleitungen und Beispiele den Verstand wie das Urteilsvermögen der Leser zu schulen, zeigen 1696 in der von Frisch redigierten *Europäischen Relation* angekündigte *Vernunfft Übungen*, die wöchentlich erscheinen sollten. In ähnlicher Weise wie im *Historischen Tagweiser* nimmt Frisch 1676 bis 1680 als Herausgeber der wöchentlich erscheinenden *Erbaulichen Ruhstunden* Bezug auf die in den Zeitungen berichteten aktuellen tagespolitischen Ereignisse. Deutlich andere Ziele jedoch verfolgt er, indem er daran unterhaltende und moralisch belehrende Abhandlungen knüpft.

Informierend und erzieherisch soll hier insbesondere auf junge, aber auch auf andere „verständige“ Leser eingewirkt werden. Wiederum geht es darum, für das Lesen der Zeitungen zu werben. Interessant sind die Ausführungen Frischs zur Gestaltung seiner Gespräche und zur Nutzung aktueller Zeitungsnachrichten als Grundlage seiner Belehrungen: „Die Einrichtung dieser Gespräche betreffend / so findet man in einer jeden Unterredung / eine kurtze Fürstellung derer Begebenheiten / die Wochentlich von andern Ohrten einlauften / weil einem Menschen / der in der Welt lebet viel daran gelegen / daß er wisse was in der Welt paßire.“ Indem in den *Erbaulichen Ruhstunden* an die Berichte über aktuelle Geschehnisse moralisch-pädagogische Überlegungen geknüpft werden, können diese Zeitschrift und ihr Redakteur als wichtigste Wegbereiter der Hauptgattung aufklärerischer Zeitschriftenpublizistik, nämlich der Moralischen Wochenschriften, gelten, die durchaus nicht nur eine Nachahmung englischer Vorbilder darstellten, sondern ebenso vielfältige deutsche Wurzeln hatten.

Holger Böning

ANZEIGE



Mittelgrundstraße 24/28
96170 Priesendorf

Phone +49 9549 9888-0
Fax +49 9549 9888-50

info@safner-druck.de
www.safner-druck.de

SAFNER 
DRUCK UND VERLAGS GMBH

Eine feste Burg in unruhigen Zeiten

An der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit waren die Menschen hochgradig verunsichert. „Bruder Martin“, ein Augustinermönch aus der mitteldeutschen Provinz, fand hier seinen Wirkungsraum. Die Druckpresse ermöglichte Luther seine Wirkungsmacht.

Die Reformation war keine Medienrevolution. Jedes der relevanten Medien existierte bereits: Nicht nur Bücher und Briefe, die lange vor Gutenberg benutzt worden waren, auch Flugschriften, Flugblätter; zudem Plakate und Maueranschläge; und nicht zuletzt die persönliche Kommunikation, sei es in Form von Predigten oder anderen Vorträgen, sei es als Gesang oder im Gespräch.

Die Reformation war eine Kommunikationsrevolution: Jedes der genannten Medien wurde viel intensiver genutzt als noch wenige Jahre zuvor. Die Zahl der Bücher und Briefe, Flugpublizistik und Anschlagzettel vervielfachte sich. Allein Martin Luthers zu Lebzeiten gedrucktes Œuvre wird auf mehr als eine Viertelmillion Gesamtauflage geschätzt; das entspricht der Hälfte aller erhaltenen Drucke des gesamten 15. Jahrhunderts. Ob sich auch die interpersonale Kommunikation vervielfachte, lässt sich hingegen nicht belegen – allerdings wäre es sehr unwahrscheinlich, wenn sich die Menschen am Beginn der Neuzeit anders verhalten hätten als heute: Jede Kommunikation erzeugte auch damals Anschlusskommunikation.

Dabei begann alles unscheinbar und ist noch nicht einmal über jeden Zweifel erhaben. Der berühmte Thesenanschlag an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg – heute „Lutherstadt Wittenberg“ – ist nicht zweifelsfrei erwiesen. Zweifelsfrei dürfte aber zweierlei sein: Luthers Thesen von 1517 würden heute kaum jemanden aufregen. An ihnen kam aber damals niemand vorbei – sei es, weil man vor den Plakaten, die bald auf den vermuteten oder tatsächlichen ersten Anschlag auch an anderen öffentlichen Orten und Plätzen des Heiligen Römischen Reiches angeschlagen wurden, stehen blieb und sie diskutierte. Sei es, weil die vielfach nachgedruckten und auf etlichen Wegen verbreiteten Thesen Luthers Zeitgenossen so radikal kirchenkritisch ausfielen, dass sie unmittelbar einen Diskursraum erzeugten, der das epochale Ereignis der Reformation begründete. Dabei hatte der Thesenanschlag vor allem

ein Thema, das prima vista mit dem Alltagsleben der Menschen wenig zu tun hatte: die Vergebung der Sünden. Allerdings hatte er secunda vista unglaublich viel mit dem alltäglichen Dasein zu tun. Und darüber hinaus war er auch viel weniger unmodern und für uns Heutige irrelevant, als soeben noch behauptet. Wie passt das zusammen?

Die Zeiten um 1500 waren von Ungewissheit geprägt. Ohne dass die Menschen damals das Wort benutzt hätten, sie empfanden ihre Gegenwart als höchst kontingent. Ende des 15. Jahrhunderts war Amerika entdeckt und Anfang des 16. die Erde mit Magellans Umseglung als Kugel erwiesen. Die Menschen lebten auf einmal auf einer grenzenlos-unbegrenzten Fläche. Der Türke hatte 50 Jahre zuvor, Mitte des 15. Jahrhunderts, Konstantinopel, Ost-Rom, erobert. Seither drang er über die Balkan-Route nach Mitteleuropa vor. Bald sollte er vor Wien stehen. Wohin sollte das führen? Etwa um die gleiche Zeit hatte ein Mainzer Patrizier, Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg, den Druck mit beweglichen Lettern erfunden. Das führte alsbald zu einer explosionsartigen Verbreitung von Schriften aller Art: zu Bildung und Religion, Unterhaltung und Information. Wie viele Zeitgenossen hatte Luther ein höchst gespaltenes Verhältnis zu dem neuen Medium. Einerseits empfand er, wie er seinen Tischgenossen bekundete, Bücher als wichtigstes Geschenk Gottes. Andererseits beklagte er in seiner berühmten Flugschrift *An den christlichen Adel deutscher Nation*, es gäbe viel zu viele Bücher. Wenn jeder alles verbreiten konnte, wohin sollte das führen? Zur Wahrheit oder zur Lüge?

Seelenheil für einen Peterspfennig

Zeiten der Ungewissheit verlangen Antworten – mitunter radikale. Zeiten der Ungewissheit lassen die Menschen nach Sicherheit streben, wenn nicht im Hier und Jetzt, dann wenigstens im Jenseits. In der zutiefst frommen Zeit hieß das für die Christenmenschen, sicherzustellen, dass sich ihr unsicheres Dasein nach dem Tode nicht fortsetze. Um Hölle und Fegefeuer zu entgehen, wollten sie am jüngsten Tag ohne Sünden vor den Weltenrichter treten. Dazu hatte die Heilige Kirche ein höchst effizientes System entwickelt – mit Hilfe der neuen Buchdrucktechnik. Massenweise wurden sogenannte Ablass-Zettel gedruckt und gegen einen Peterspfennig verkauft. Mit ihnen wurde dem Käufer die Vergebung seiner Sünden zugesagt, die Erlöse gingen zu nicht unwesentlichen Teilen nach Rom, finanzierten dort das Patrimonium Petri, die Herrschaft und nicht zuletzt die Prachtbauten der Renaissance-Päpste. Hiergegen wandten sich Luthers Thesen. Allerdings griff er noch – 1517 – den Papst nicht direkt an, sondern

glaubte, nur mit ihm sei das System des Ablasshandels zu reformieren. Doch spitzte Luther die 95 Thesen gegen Ende – in den Thesen 92 und 93 – schon in einer Weise zu, die durchaus allgemeinpolitisch zu verstehen war: Er wandte sich gegen die falschen Propheten, die Frieden versprächen ohne ihn zu vertreten, und plädierte für ehrliche und offene Aussagen, die letztlich weniger drückend wirkten als sie klangen.

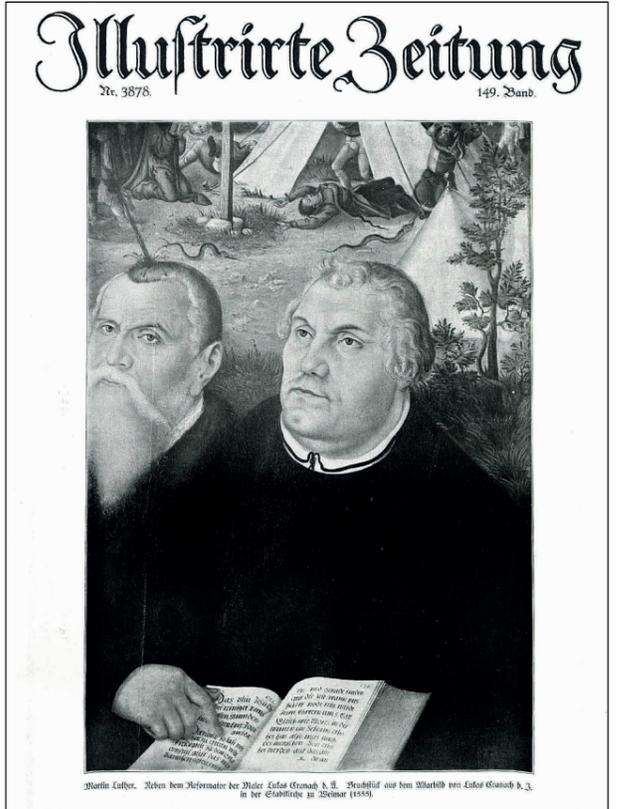
Damit hatte Luther die Kristallisationskerne seiner weiteren Publizistik gefunden. In den Flugschriften *An den christlichen Adel* und dem *Passional Christi und Antichristi* war nur vier Jahre später das gesamte Reformationsprogramm in all seiner Radikalität ausformuliert. Beide Beispiele der Flugpublizistik waren formal so gegensätzlich, wie sie gegensätzlicher kaum hätten sein können. Der Brief *An den christlichen Adel* war umfangreich, ungebildet-schlicht und diskursiv; die Flugschrift richtete sich an die Elite des Reichs. Das *Passional* war relativ kurz gehalten – zumindest in textlicher Hinsicht –, in seinem Bildprogramm opulent und propagandistisch; die Flugblattserie adressierte den gemeinen Mann. Polemisch und rhetorisch geschickt argumentierten beide, Aufsehen erregten beide, nachgedruckt wurden sie vielfach und so, nicht zuletzt, wurden sie sprichwörtlich.

Die Flugschrift *An den christlichen Adel* kritisierte den Papst viel radikaler als sein Thesenanschlag. Er rückte ihn in die Nähe des Antichrist. Die Flugblattfolge vergrößerte das Motiv noch einmal: Schon der Titel *Passional Christi und Antichristi* zeigt es an, der Papst ist nicht mehr der Wegbereiter des Teufels, er ist der Teufel, der Antichrist, selbst. Dem christlichen Adel setzte Luther noch auseinander, worin die Verfehlungen des Papstes und der Amtskirche bestanden. Im *Passional* wurden all diese Aussagen zugespitzt. Dem christlichen Adel wurde argumentativ ausgebreitet, was sich alles ändern müsse; dem Laienpublikum des *Passional* wurde polemisch und antithetisch das Leiden Christi und das teuflische Treiben der römischen Kirche gegenübergestellt. Die Flugschrift entfaltete ein universal-reformatorisches Programm, die Flugblattfolge zog keine andere Schlussfolgerung als die, dass ein Christus-gefälliges Leben in den Himmel führe, die römische Praxis aber schnurstracks in die Hölle.

Das reformatorische Programm des *christlichen Adel* beschränkte sich nicht auf die Reform der Kirche. Nur die ersten 24 Besserungsvorschläge betrafen Religion und Kirche, die letzten drei allerdings griffen weit in weltliche Belange hinein. Luther wettete gegen Kleiderluxus und Zinswucher, Geldausgaben für luxuriöse Importgüter (von Gewürzen bis zu edlen Stoffen) und Geldabfluss ins Ausland. Er plädierte für eine Reform der Universitäten und für die Reduzierung der Bürokratie. Er wettete gegen Lügen und Verdrehungen der Wahrheit. Viele seiner Klagen und Vorwürfe ließen sich mit solch geringen Änderungen in der Semantik aktualisieren, dass man erstaunt meinen könnte, einen Social Media-Text in der Hand zu halten: gegen die Lügenpresse, die unproduktive Bürokratie (in

Brüssel, München, Berlin, Washington ...), gegen die Banken, gegen die unanständig reichen Eliten.

Luther griff in der Flugschrift die Konstantinische Schenkung und mit ihr den weltlichen Machtanspruch des Papstes an. Dieser Kritikpunkt sollte im politischen Mittelpunkt der Flugblattfolge stehen und ist andernorts beschrieben worden. Er nimmt Aspekte moderner Wahlkampfkommunikation (Stichwort Negative Campaigning) ebenso vorweg wie Freund-Feind-



Sondernummer der Leipziger Illustrierten Zeitung vom 25.10.1917.

Denken und negative Integration. Er übersetzt eine hochkomplexe staatsrechtliche Materie in einfache Worte und – noch wichtiger – überzeugende Bilder. Mit anderen Worten: In der Reformation ging es vor 500 Jahren auf der ersten Ebene um etwas, das uns heute fern erscheinen mag. Darunter lagen aber verschiedene Schichten des Politischen, Kulturellen, Geistigen und Religiösen, die noch heute, wenngleich in anderen Worten, die Menschen beschäftigen. Es ist kein Zufall, dass die damalige Zeit der Unsicherheit mit einer Kommunikationsrevolution einherging. Auch für die Kommunikationsrevolution unserer Tage lässt sich das sagen. Damals wie heute ist aber nicht leicht zu entscheiden, ob die Kommunikationsrevolution der Unsicherheit nur Ausdruck verlieh oder ob sie nicht vielleicht ursächlich war.

Rudolf Stöber

Dr. Rudolf Stöber ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

1517

Ein Mann, ein Buch

Martin Luther brach durch seine Bibelübersetzung nicht nur der deutschen Einheitssprache Bahn. Sein Monumentalwerk war bald auch die Grundlage für Übertragungen vor allem des *Neuen Testaments* in viele Landes- und Regionalsprachen in ganz Europa.

Die Übersetzung des *Neuen Testaments* („Septembertestament“, 1522) und der ganzen *Heiligen Schrift* (1534) aus den „Grundsprachen“ (Hebräisch-Aramäisch und Griechisch) ins Deutsche war Luthers Hauptwerk. Die Übersetzung des *Alten Testaments* (AT) war allerdings eine Gemeinschaftsarbeit, denn er hatte gelehrte Mitarbeiter wie Philipp Melancthon, Johannes Bugenhagen und Georg Spalatin. Zwischen 1522 und 1546 erschienen 430 Drucke und Nachdrucke von Luthers Bibelübersetzungen. In Luthers Todesjahr 1546 waren nach vorsichtigen Schätzungen etwa eine halbe Million Lutherbibeln im Umlauf, was bedeutet, dass in jedem zweiten bis dritten Haushalt ein Exemplar vorhanden war. Die Übersetzungen waren von Luther immer wieder überarbeitet und verbessert worden. Die Ausgabe letzter Hand, die *Biblia Deusch*, erschien 1545. Warum wollte Luther die *Heilige Schrift* auf Deutsch verbreiten? Er wollte den Ablasshandel bekämpfen und die Gnade Gottes in den Mittelpunkt der Theologie und des Glaubens stellen. Er wollte die Kirche aus der „babylonischen Gefangenschaft“ ihrer Irrlehren führen. Vor allem wollte er den Christenmenschen ihre Freiheit zurückgeben. Nach Luthers Lehre ist jeder Christ unmittelbar zu Gott, kein Priester und keine Kirchenhierarchie steht zwischen ihm und dem Heil seiner Seele bei Gott. Das war ein gefährliches Programm. Es war nur durchzuhalten, wenn man es auf die Straße, zu den Leuten trug. Das konnte nur in der Volkssprache geschehen. Und es konnte nur geschehen, wenn sich die neue Lehre rasch verbreitete. Das erlaubte die Druckkunst. Drucke trugen Luthers Ansichten in jeden Winkel des Landes – und in Übersetzungen weit darüber hinaus.

Wie war diese Volkssprache Deutsch um 1520 beschaffen? Zu Luthers Zeiten gab es keine deutsche Standardsprache, kein Hochdeutsch. Jeder sprach seinen Dialekt und schrieb ihn, wenn er schreiben konnte. Die Gebildeten sprachen und schrieben Latein. Das verstand man in ganz Europa. Es gab um 1500 auch kaum jemanden, der ein Deutsch für notwendig gehalten hätte, das man in ganz Deutschland verstanden hätte – außer ein paar Druckern und Buchhändlern, die ihre Ware möglichst überall verkaufen wollten.

Der deutsche Sprachraum gliedert sich in drei große Dialekt-räume, das Oberdeutsche mit dem Alemannischen, Bairischen und Ostfränkischen, das Mitteldeutsche mit vielen unterschiedlichen fränkischen, thüringischen und sächsischen Dialekten und das Niederdeutsche. Luther wuchs an der Grenze zwischen dem Obersächsischen und dem Brandenburgischen auf, in der Gegend zwischen Magdeburg und Halle. Er verstand deshalb das Deutsche auf beiden Seiten der Linie, die das

Niederdeutsche vom Mitteldeutschen trennt. Das erwies sich als entscheidender Vorteil für ihn. Oft griff er auf existierende sprachliche Muster zurück – er hat das Frühneuhochdeutsche nicht im Alleingang geschaffen. Wenn er merkte, dass ein mitteldeutsches Wort im Süden ungebräuchlich war, ersetzte er es oft durch ein oberdeutsches. Dabei war für ihn das Nürnberger Fränkisch ein Vorbild.

Wie ist man den großen Unterschieden innerhalb des Deutschen begegnet? Durch Lesehilfen. Luthers *Neues Testament* (NT) wurde 1523 für alemannische Leser von Adam Petri in Basel nachgedruckt. Petri gab seinem Druck eine Wortliste bei, die er damit einleitete, dass in Basel nicht alles verständlich sei, was Luther in seinem Mitteldeutsch hingeschrieben habe. Deshalb habe er, Petri, einige Wörter „auff vnser hoch teutsch außlegen“ lassen. Ein paar Beispiele aus Petris Liste können verdeutlichen, daß das sinnvoll war. ‚Anbiß‘ (Frühstück) übersetzte er mit ‚Morgenessen‘, ‚bang‘ mit ‚engstlich‘, ‚zwäg, gedreng, ersaufen‘ mit ‚ertrincken‘, ‚freyen‘ mit ‚weiben‘, ‚eelich werden, heyrathen‘ mit ‚mannen, eelich werden‘ und ‚Lippen‘ mit ‚Leffzen‘. Ähnliche Wortlisten wurden in Süddeutschland etwa 40 anderen Bibeldrucken beigegeben. Sie trugen zweifellos zur Verbreitung der Lutherbibel bei.

Bibel vom Böhmen bis ins Baltikum

Luthers Bibelübersetzung strahlte über das Deutsche hinaus auf viele andere Sprachen aus. William Tyndale übersetzte das NT ins Englische (1525/26). Der Text weist deutliche Spuren von Luthers Übersetzungen auf. Tyndale wurde 1536 in den Niederlanden als Ketzler hingerichtet. In noch stärkerem Maße war Miles Coverdales Übersetzung des AT ins Englische (1535) von Luther abhängig, in der viele Formulierungen direkt von Luther übernommen waren. Johannes Pelt übersetzte das NT aus Luthers Version ins Niederländische (1522), weitere Übersetzungen, die auf Luther beruhten, folgten rasch.

Die dänischen Übersetzungen des NT von 1524 und 1529 beruhten auf der lateinischen Bibelausgabe des Erasmus von Rotterdam und Luthers deutscher Übersetzung. Die erste Vollbibel war die Bibel Christians III. (1550). Die Übersetzungskommission sollte nach dem Willen des Königs der deutschen Übersetzung Luthers möglichst genau folgen. Auch die niederdeutsche Bibel (1534), die aus Luthers hochdeutscher Fassung übersetzt worden war, war dabei eine wichtige Textgrundlage. Das erste schwedische NT kam 1526 aus dem Druck. Auch dieser Übersetzung lagen lateinische Fassungen des NT sowie Luthers Septembertestament und dessen Übersetzung ins Niederdeutsche zugrunde. Die erste schwedische Vollbibel war

König Gustav Wasas Bibel (1540/1541). Sie wies ebenfalls viele Spuren von Luthers Übersetzungen ins Deutsche auf, ebenso das isländische NT (1540), mit Vorläufern. Die erste isländische Vollbibel (1584) wies sogar im Titel darauf hin, dass sie Luthers Übersetzung folgt.

Mikael Agricola, der in Wittenberg bei Luther studiert hatte, übersetzte das NT ins Finnische, wobei er Luthers Übersetzung berücksichtigte (1548). Agricolas Bibel steht am Beginn der finnischen Literatur überhaupt. In den baltischen Ländern wurde die Reformation in den 1520er Jahren zunächst unter den dortigen Deutschen durchgeführt, und zwar auf Niederdeutsch. Die Übersetzung ins Estnische erfolgte doppelt: 1686 erschien ein NT in südestnischer Sprache, 1715 eines in nordestnischer Sprache. Auch die erste lettische Vollbibel erschien erst am Ende des 17. Jahrhundert. Ihr Übersetzer, der Pastor Ernst Glück, arbeitete aus den Grundsprachen und aus der Lutherbibel. Er hatte auch eine Übersetzung der Bibel ins Russische angefertigt, doch das Manuskript verbrannte, als im Nordischen Krieg 1702 sein Pfarrhaus eingäschert wurde.

Im Königreich Polen-Litauen konnte sich das Luthertum nur in den deutsch dominierten Städten, so in Danzig und Thorn, dauerhaft durchsetzen. Eine von Luther geprägte Übersetzung des NT ins Polnische erschien 1551-1553 in Königsberg. Wichtiger für die polnische Reformation wurde allerdings die calvinistisch geprägte Brester Bibel, die Radziwiłł-Bibel (1563). Die Übersetzung der Bibel ins Litauische (um 1590) blieb ungedruckt. Bei den Sorben (den „Wenden“) in Sachsen und Brandenburg wurde das NT erstmals 1548 von Nikolaus Jakubica aus der Lutherbibel ins Niedersorbische übersetzt (es blieb bis 1967 ungedruckt). Die ersten sorbischen Bibeldrucke erschienen im späten 17. und im 18. Jahrhundert. Im Königreich Böhmen gab es lange vor Luther eine Tradition der Bibelübersetzung ins Tschechische. Auch dort waren es vor allem die

Deutschen, die Luthers Lehren annahmen. Die tschechische Mehrheit hing der Kirche der Böhmischen Brüder an, deren gelehrter Senior Jan Blahoslav zu den Übersetzern der Kralitzer Bibel (1579-1595) gehörte. Die Gegenreformation der Habsburger machte sowohl den Lutheranern als auch den Böhmisches Brüdern seit 1621 in Böhmen den Garaus.

Im historischen Oberungarn, der heutigen Slowakei, in Ungarn und Siebenbürgen fasste Luthers Reformation vor allem unter den Deutschen früh Fuß. Die ethnisch mehrheitlich deutschen Städte wurden zu Zentren der lutherischen Reformation, die ethnischen Ungarn schlossen sich meist dem reformierten Bekenntnis an (soweit sie nicht zum Katholizismus zurückkehrten). Eine Gruppe von reformierten Pastoren schuf eine calvinistisch geprägte Bibelübersetzung ins Ungarische, die Károlyi-Bibel (1590). Sie erreichte über hundert Auflagen, und sie wurde für die Reformation in Ungarn von ähnlicher Bedeutung wie die Lutherbibel für die Deutschen.

Auch bei den Rumänen, Serben und Kroaten gab es im 16. Jahrhundert erste Übersetzungen biblischer Bücher in die Volkssprachen. Größere Bedeutung erreichte jedoch nur die Übersetzung des NT ins Slowenische durch Primus Truber (1582), die deutlich von der Lutherbibel geprägt war. Trubers gelehrter Schüler Jurij (Georg) Dalmatin übersetzte die gesamte Bibel ins Slowenische (1584).

Auf Truber geht die Uracher Bibelanstalt, die Windische, Chrabatische und Cirulische Trukherey zurück, die lutherische Schriften für die Südslawen druckte. Luther war der Reformator der Deutschen, und er war ein wirkmächtiger Gestalter der frühneuhochdeutschen Sprache. Doch sein theologischer Einfluss wirkte weit über Deutschland hinaus. Ebenso sein sprachlicher Einfluss, namentlich dort, wo die Reformation der unmittelbare Anlass dafür war, Volkssprachen zu schreiben und zu drucken.

Helmut Glück



Foto: Vera Katzenberger

Die Entdeckung der Entdeckung

Kolumbus hat vor 525 Jahren zwei Welten miteinander verbunden, auch wenn er in Amerika weder der erste Europäer war noch den Seeweg nach Indien entdecken konnte. Vespucci lief ihm vorübergehend den Rang ab.

Kolumbus hat in einer Zeit gelebt, in der die großen Atlantikreisen anfangen und die Portugiesen versuchten, durch die Umrundung Afrikas nach Indien zu gelangen. Genua wird zwar für die plausibelste Geburtsstätte gehalten, Herkunft und Lebensweg des Seefahrers Kolumbus gelten aber nicht als gesichert und sind weiterhin Gegenstand umkämpfter Debatten. Es gibt kaum einen Aspekt bei der Geschichte der Entdeckung Amerikas, der aufgrund der komplizierten Quellenlage von Spekulationen und Kontroversen unberührt geblieben ist. Die Entdeckung der Entdeckung hält noch an und ist mehr als ein halbes Jahrtausend später immer noch nicht abgeschlossen. Das nachträgliche und oft späte Auftauchen neuer Dokumente, die ältere Quellen sowohl ergänzen als auch in Frage stellen, hat die Forschung über die ersten Berichte aus der Neuen Welt immer wieder in Atem gehalten. Problematische Versuche einer Geschichtsschreibung im 16. Jahrhundert und die Erfassung von originalen Briefen und Schiffstagebüchern machen das Thema schon vor der Nachzeichnung von Verbreitungswegen der Nachrichten zu einer äußerst schwierigen Angelegenheit. Selbst das Wort „Entdeckung“ Amerikas, mit dem aus dem Blickwinkel Europas auf den Kontinent geschaut wird, ist in die Kritik geraten. Eines kann aber mit Sicherheit festgestellt werden: Kolumbus war ein Weltenverbinder, der zwei bis dahin im Wesentlichen getrennte Welten miteinander in Kontakt gebracht hat und damit einen unumkehrbaren Prozess der Kolonisierung zulasten der bereits ansässigen Kulturen eingeleitet hat. Bei einem Medienjubiläum muss man sich zunächst fragen, wann die Entdeckung bekannt und als Nachricht verbreitet worden ist. Weiter gilt zu unterscheiden, wann die Entdeckung der Landmasse überhaupt erstmals nicht als Asien, sondern als neuer Kontinent erkannt worden ist. Wenn man ein frühes Datum wählen möchte, ab dem immer mehr Europäer von einer für sie wirklich neuen Welt erfahren haben und anfangen konnten, zu ahnen, was da eigentlich entdeckt wurde, dann

bieten sich die Jahre zwischen 1503 und 1507 an. Kolumbus kehrte zwar bereits 1493 von seiner ersten Reise wieder nach Europa zurück, ging aber bekanntlich auch nach weiteren Expeditionen nach Amerika bis zu seinem Lebensende im Jahr 1506 nicht davon aus, einen neuen Kontinent gefunden zu haben. Durch die von Martin Waldseemüller erstellte Weltkarte von 1507, die den westlichen Kontinent erstmals als America auswies, wurde statt Kolumbus denn auch der Florentiner Amerigo Vespucci zum Namensgeber des gesamten Doppelkontinents, obwohl dieser erst nach Kolumbus losgesegelt war und nur Teile der südamerikanischen Küste erkunden konnte. Ganz falsch war die Idee von Waldseemüllers Kollegen Matthias Ringmann dennoch nicht, der vermutlich den Kartografen dazu anregte, den Kontinent zu Ehren Amerigo Vespuccis America zu nennen, denn Vespucci hatte als erster dem Gedanken Ausdruck verliehen, es müsse sich um einen bis dato unentdeckten Erdteil handeln.

Die Waldseemüller-Karte ist das erste kartographische Zeugnis einer neuen Sicht auf die Welt und gab dem von Vespucci

verfassten Reisebericht, der pointiert als *Mundus Novus* erschienen war, Gestalt. Übersetzungen von Vespuccis Brief begannen etwa ab 1503 in Europa zu zirkulieren. Dort konnte man erstmals lesen, dass jemand meinte, es müsse sich tatsächlich um einen neuen Kontinent handeln. Gleich zu Anfang des Briefes behauptete Vespucci, er sei von der vom König von Portugal finanzierten Expedition aus einer neuen Welt zurückgekehrt, deren Eigenschaften auf keine traditionellen Vorstellungen passten. Für alle, die davon erfahren, müsse dies eine absolute Neuigkeit sein („audientibus omnibus sit novissima res“). Der Küstenverlauf sei für eine Insel zu wenig gebogen gewesen und der Kontinent mit Menschen und Tieren dichter besiedelt als Europa, Asien oder Afrika. Wie sicher sich Vespucci bei diesen Aussagen sein konnte, kann angesichts der überschwänglichen Beschreibungen nicht zweifelsfrei geklärt werden. In jedem Fall war er damit aber der erfolgreichere Kommunikator als Kolumbus und konnte zunächst lange über den Tod der beiden hinaus für viele Europäer als Entdecker Amerikas gelten und Kolumbus den Rang ablaufen. Ein weiteres Beispiel für das, was man im Nachhinein als das erfolgreichere Branding bezeichnen könnte, sind die heutigen Namen der Länder Venezuela und Kolumbien. Den Kontinent und keine Inseln entdeckte Kolumbus erst bei seiner dritten Reise 1498. Sein Brief über jene dritte Reise an die Katholischen Könige Spaniens ist allerdings in unterschiedlichen

Versionen erst wesentlich später bekannt geworden als Kolumbus' Briefe über die erste Reise und eigentliche Entdeckung Amerikas. Bereits 1493 sorgte ein erster Druck in Barcelona dafür, dass die schwer einzuordnende Neuigkeit sich in Europa für die Zeit außerordentlich schnell ausbreiten konnte. Mittlerweile weiß man, dass das paradiesische Festland, das Kolumbus erst 1498 am Orinoco-Delta erblickt hatte, von ihm im Brief über die dritte Überfahrt auch als Land der Gnade („Tierra de Gracia“) bezeichnet wurde, von dem man bisher keine Nachricht gehabt hat. Im Unterschied zu Vespucci verstieg sich Kolumbus aber nicht dazu, sich von der Möglichkeit der Existenz eines solchen südlichen Kontinents in der Vorstellung traditioneller Kosmogonien loszusagen. Heute heißt das Land, das die Orinoco-Mündung umfasst, Venezuela. Auch hier war Vespucci also wieder später dran, aber medial effektiver. Nach der gängigsten Theorie wird der Name des Landes damit begründet, dass Vespucci ein Jahr nach Kolumbus 1499 auf dem Schiff von Alonso de Ojeda indigene Pfahlbauten an der Küste sah, die Erinnerungen an Venedig weckten. Lange bevor Kolumbien im 19. Jahrhundert nach Kolumbus benannt werden konnte,

hatte sich im 16. Jahrhundert die Bezeichnung Klein-Venedig für einen Teil der Region des heutigen Venezuelas längst eingebürgert. Die Bezeichnung „Tierra de Gracia“ jedoch, die heute manchmal alternativ für Venezuela gebraucht wird, ist weiterhin nur wenigen Europäern bekannt.

Im Gegensatz zu Vespucci wird Kolumbus nach wie vor wegen seiner umstrittenen Abstammung für die unterschiedlichsten Orte reklamiert. Der große Entdecker hat Vespucci zwar schließlich eingeholt, musste in der Geschichtsschreibung seiner Entdeckung aber oft erst selbst wiederentdeckt werden und ist so unweigerlich zum Teil eines andauernden Entdeckungsprozesses geworden, dessen Ausmaß ihm stets verdeckt blieb.

Arndt Lainck

Arndt Lainck ist Romanist an der Universität Bamberg.



Weltkarte von Martin Waldseemüller aus dem Jahr 1507. Quelle: Library of Congress

Chronist der ewigen Stadt

Titus Livius war einer der bedeutendsten Historiographen in der römischen Kaiserzeit. In 142 Büchern schrieb er die römische Geschichte von der Gründung der Stadt Rom (*Ab urbe condita*) bis zum Tode des Drusus im Jahre 9 v. Chr. nieder.

Im Jahr 17 n. Chr., also vor 2000 Jahren, starb der bekannte römische Geschichtsschreiber. Doch dieses Todesjahr ist keineswegs gesichert: Auch das Jahr 12 n. Chr. wird in der Forschung mit einiger Berechtigung als Todesjahr angenommen. Auch sonst wissen wir wenig über den Mann, der ein derart umfassendes und monumentales Geschichtswerk geschrieben hat.

Woran liegt das?

Aufgrund der Quellenlage ist es schwer, einen vollständigen Lebenslauf von Titus Livius zu rekonstruieren. Eine Biographie, wie sie der römische Autor Sueton für Livius' Zeitgenossen Vergil und Horaz im ersten nachchristlichen Jahrhundert angefertigt hat, existiert nicht. Dennoch wissen wir durch diverse Quellen, dass Titus Livius in Patavium, dem heutigen Padua, geboren wurde. Dort starb er auch nach seiner Schaffenszeit in Rom. Aufgrund seiner Herkunft wurde ihm vorgeworfen, dass seine Sprache, wie Quintilian in seiner *institutio oratoria* (1,5,56) schreibt, von *patavinitas* geprägt sei, also Elemente des für die Zeit in Padua üblichen Dialekts enthalte. Daher sei sein Schreibstil auch der stadtrömischen Oberschicht befremdlich gewesen. Was genau unter *patavinitas* zu verstehen ist, ist ungeklärt. Das Geburtsjahr des Livius datiert der spätantike Kirchenvater Hieronymus auf das Jahr 59 v. Chr. und das Todesjahr auf das Jahr 17 n. Chr. Diese Daten basieren auf der Annahme, dass Titus Livius im gleichen Jahr geboren und gestorben sei, wie der Literaturförderer Messalla Corvinus. Allerdings ist es aufgrund einer Namensverwechslung mit einem römischen Konsul wahrscheinlicher, dass Messalla Corvinus von 64 v. Chr. bis 12 n. Chr. lebte, also fünf Jahre früher geboren wurde und fünf Jahre früher gestorben ist. Angesichts dieses Befundes ist nun fraglich, ob Hieronymus auch die Lebensdaten des Livius fünf Jahre zu spät angesetzt hat. Dies ist deswegen nicht ganz unwichtig, weil Livius, wenn er schon 12 n. Chr. gestorben ist, bereits vor dem 14 n. Chr. verstorbenen Kaiser Augustus tot gewesen wäre. Ist 17 n. Chr. das richtige Datum, hätte er den Tod des ersten Kaisers und den Herrschaftsbeginn des Tiberius noch miterlebt. Diese in der Forschung umstrittene Frage können wir jedoch nicht abschließend klären. Über die familiären Verhältnisse des Livius ist ebenfalls wenig bekannt. Er stammte wohl aus der Oberschicht Pataviums,

erhielt eine rhetorische Ausbildung und ging später nach Rom. Wann genau er nach Rom kam, auch das ist unbekannt. Bemerkenswert ist, dass Livius weder Militärdienst leistete noch politisch aktiv war. Dies brachte ihm als Geschichtsschreiber einige Kritik ein, waren doch bis dato die römischen Historiographen Politiker und überwiegend Feldherren. Hintergrund war, dass man sich vor allem als Feldherr und Politiker um die in der Zeit der Republik so wichtige Erinnerung (*memoria*) der Familien der senatorischen Oberschicht (*gentes*) bemühen konnte. Livius stellt in seinem Geschichtswerk *Ab urbe condita* keinen einzelnen Familienverband oder ein abgeschlossenes historisches Thema in den Mittelpunkt, wie dies beispielsweise Sallust mit seiner historischen Monographie zur catilinarischen Verschwörung tat, sondern thematisiert die Geschichte Roms von der Vorgeschichte der Stadtgründung, die mit der Ankunft des Aeneas beginnt, bis in seine eigene Zeit im Jahr 9 v. Chr. Dies ist vor allem deswegen herauszustellen, weil dies ein Kennzeichen für den Wandel der Erinnerungskultur von der späten Republik zur frühen Kaiserzeit ist.

Livius verbindet das für die römische Geschichtsschreibung übliche annalistische Schema, nämlich Geschichte jahresweise anhand der immer für ein Jahr gewählten Beamten zu erzählen, mit Elementen der historischen Monographie. Dies äußert sich in manchmal parallel laufenden Handlungssträngen, in denen oft Ereignisse erzählt werden, die sich über mehrere Jahre erstrecken und die immer wieder unterbrochen werden, um kurz den Blick auf Rom und die Wahl der jeweiligen Beamten zu richten. Livius' Ziel ist es, wie er selbst in seiner Einleitung (*praefatio*) darlegt, über Männer und Sitten zu schreiben, die das römische Reich großgemacht haben. Männer wie Sitten dienen der Leserschaft als Beispiele (*exempla*). Mit anderen Worten: Livius nutzt konkrete Beispiele, um seine Geschichte von Rom zu erzählen, durchaus auch mit dem in der antiken Geschichtsschreibung verbreiteten Ziel der Belehrung.

Wann Livius' Werk *Ab urbe condita* herausgegeben wurde, ist unklar. Fest steht, dass das Werk sukzessive in Einheiten von meist fünf (Pentaden) oder zehn (Dekaden) Büchern veröffentlicht wurde. Aus zeitgeschichtlichen Bezügen wird ersichtlich, dass das erste Buch und wohl auch die erste Pentade zwischen 27 und 25 v. Chr. entstanden ist und veröffentlicht wurde. Ferner ist überliefert, dass die letzten Bücher erst nach dem Tod des Augustus herausgegeben wurden. Erhalten sind die erste Dekade (Bücher 1-10), die dritte Dekade (Bücher 21-30) sowie die Bücher 31 bis 45. Von den weiteren Büchern sind nur knappe, schon in der Antike entstandene Inhaltsangaben,

sogenannte *periochae*, erhalten. Aus diesen lassen sich jedoch lediglich die beschriebenen Ereignisse entnehmen, nicht die Art und Weise der Beschreibung. Die erste Dekade enthält die Erzählung von Romulus und Remus, Berichte über die sieben Könige, die Vertreibung des letzten Königs Tarquinius Superbus und die Ereignisse in der frühen Republik sowie die römische Expansion in Italien. Ebenso berühmt ist die dritte Dekade, in der der Zweite Punische Krieg sowie der Kampf der Römer mit den Karthagern unter der Führung Hannibals behandelt werden. Die weiteren uns erhaltenen Bücher thematisieren die römische Expansion im griechisch geprägten Osten.

Da die Bücher zur Zeitgeschichte nicht überliefert sind, ist es umstritten, ob Livius eher Republikaner in der Tradition des Pompeius war oder als Augusteer die politischen Ziele der aufkommenden Kaiserzeit verfolgte. Auch die *periochae* helfen hier nicht weiter. Livius stand sicher, wie der im ersten nachchristlichen Jahrhundert wirkende römische Geschichtsschreiber Tacitus in seinen *Annales* (4,34,3) bemerkt, den Idealen der römischen Republik nahe, war aber auch durchaus ein Befürworter des Augustus. Vielleicht sollte man bei einer so

langen Schaffenszeit, die in den Bürgerkriegswirren am Übergang zur Kaiserzeit beginnt und in der vielgerühmten Periode der augusteischen Friedenszeit (*pax Augusta*) endet, auch von Veränderungen ausgehen. Die Frage, ob Livius Republikaner oder Augusteer war, sollte nicht als sich ausschließender Gegensatz, sondern als Anfang und Ziel einer Veränderung aufgefasst werden.

In jedem Fall ist Livius in den 2000 Jahren bis heute immer wieder rezipiert worden und nie ganz in Vergessenheit geraten. Auch wenn das Werk, wohl auch wegen seines Umfangs, nicht ganz erhalten ist, wurde Titus Livius immer wieder zitiert. Im Humanismus erfuhr er größere Bedeutung und diente beispielsweise Niccolò Machiavelli als Basis für seine Analyse des Staatswesens. Bis heute wird Livius als Schulautor in der Oberstufe gelesen. Seine Geschichten und Episoden dienen als Vorlagen für Lehrwerkstexte, die den Schülerinnen und Schülern anschaulich die römische Geschichte vermitteln sollen und an denen sie die lateinische Sprache lernen und vertiefen.

Johannes Zenk

Johannes Zenk ist Latinist an der Universität Bamberg.



Titus Livius als Skulptur vor dem Wiener Parlament.

Foto: Ewald Mario Bauer

Urvater aller Dichter im Exil

Vor 2.000 Jahren starb Ovid. So anstößig schien Augustus seine Liebesdichtung, dass er ihn aus Rom verbannte, so zeitgemäß ist sein Schicksal, dass noch heute an ihn gedacht wird, wenn es um verfolgte Literaten geht.

Im Lateinunterricht haben wir nichts von ihm übersetzen müssen. Kein Wunder: Wenn ein junger Mann, eigentlich für die juristische Laufbahn ausgebildet, trotz Warnung seines Vaters lieber erotische Verse dichtet, dann wird man ihn Heranwachsenden lieber nicht vorsetzen. Der junge Mann hieß Publius Ovidius Naso und kam 43 v. Chr. in der Abruzenstadt Sulmo (heute Sulmona), 150 Kilometer ostwärts Rom, zur Welt. Nach Studien in Athen und Reisen im Mittelmeergebiet war er, wie er schreibt, einige Zeit erfolgreich im erlernten Beruf tätig: vornehmlich als Richter in Zivilprozessen, würden wir heute wohl sagen.

Aus einem Rittergeschlecht stammend, hatte er die Mittel, sich in Rom ganz der Dichtkunst zu widmen. Mit Liebesgedichten (*Amores*) und fiktiven Liebesbriefen sagenhafter Frauen, etwa

Penelopes an Odysseus, (*Heroides*) gelangte er zu Ruhm. Seine *Ars amatoria* jedoch nahm ihm Kaiser Augustus übel. Der strenge Herrscher hatte gerade seine Tochter Iulia wegen Ehebruchs in die Verbannung geschickt, und Ovids neues Werk – die „Liebeskunst“ will Männern zeigen, wie man Geliebte gewinnt, und Frauen, wie man Männer angelt – schien ihm verderblich für die Sitten zu sein.

Gegen kratzige Frauenbeine

Uns wird daran heute höchstens verblüffen, wie „modern“ Ovids Ratschläge sind, etwa wenn er die Frauen ermahnt, „ne trux caper iret in alas neve forent duris aspera crura pilis!“ Enthaaren sollen sie sich also, damit kein schauriger Bocksgestank in die Achselhöhlen kriecht, keine harten Härchen

ihre Schenkel kratzig machen. Freilich würde Ovid heutzutage als Sexist unten durch sein; Frauen empfiehlt er bestimmte Stellungen für den Koitus je nach Aussehen: „Quae facie praesignis erit, resupina iaceto: Spectentur tergo, quis sua terga placent.“

Wenn eine ein hübsches Gesicht hat, soll sie sich auf den Rücken legen – und umgekehrt. Männlein und Weiblein aber, die durch seine Ratschläge Eroberungen machen, mögen bekennen: „Naso magister erat“ – von Naso haben wir’s gelernt.

Verbannt von Kaiser Augustus

Wenn Kaiser Augustus den Poeten Publius Ovidius Naso später nach Tomis am Westufer des Schwarzen Meeres verbannte (heute Konstantza in Rumänien), dann hat seine frivole Dichtung eine Rolle gespielt; belastet hat ihn aber auch Mitwisserschaft an einem heiklen Vorgang im Kaiserhaus, über den bis heute spekuliert wird, denn Ovid hat das Geheimnis nie verraten. Genutzt hat ihm das nichts. Bis zu seinem Tode im Jahre 17 n. Chr. blieb er verbannt, und im Exil sind ergreifende Werke entstanden, so die *Tristia* und die *Epistulae ex Ponto* – Briefbücher, in denen er unablässig seine Heimkehr erfleht. Keineswegs ist Ovid nur bei intimen Stoffen geblieben.

In den zwei Jahrtausenden seither hat sich die tragische Figur des Dichters Ovid – des Freigeistes, der um seiner Kunst willen aus der Heimat verbannt wird – zum Ersten in einer langen Kette von Schriftstellern konturiert, die von den Machthabern ins Exil getrieben worden sind. In diesem Jahr hat das PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland (ehedem Deutscher Exil-PEN) den Ovid-Preis für herausragende literarische Veröffentlichungen ins Leben gerufen. Als erster Preisträger wurde der Nestor der germanistischen Exilforschung, der 95-jährige Guy Stern, für sein Lebenswerk ausgezeichnet; der Preis wurde ihm im März 2017 in der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt/M. feierlich verliehen. In Hildesheim geboren und als Jude 1937 nach Amerika entkommen, war Stern bis vor wenigen Jahren als Professor an der Wayne State University in Detroit tätig. Bis heute wirkt

er als unermüdlicher Brückenbauer über den Atlantik, und mit so jugendlichem Elan, dass er gelegentlich als „Nestorhäkchen“ vorgestellt wird. Unvergessen ist sein Auftritt bei einem kommunikationswissenschaftlichen Symposium an der Universität Bamberg im Jahre 2013; damals ging es um die US-Aufklärertruppe „Ritchie Boys“ (zu der Guy gehörte) und die Neugeburt der bayerischen Presse 1945.

Und auch diese Neugeburt stand unter dem Motto aus Ovids *Metamorphosen*, das die Sekretäre des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland, Gabrielle Alioth und Hans-Christian Oeser, ihrer Anthologie der Echos auf Ovid vorangestellt haben, die bei der Preisverleihung an Guy Stern präsentiert wurde: „Omnia mutantur, nihil interit.“ Alles wandelt sich, nichts geht verloren.

Heinz Starkulla jr.



Linkes Bild:

Viele seiner Werke – so *Tristia* und *Epistulae ex Ponto* – hat Ovid in Verbannung am Schwarzen Meer geschrieben. Hier zu sehen ist das post-impressionistische Gemälde „Ovid im Exil“ von Ion Theodorescu-Sion. *Quelle: Wellcome Library London*

Rechtes Bild:

Der amerikanische Literaturwissenschaftler Guy Stern ist deutsch-jüdischer Herkunft. Von Hildesheim emigrierte er 1937 in die USA, wo er Romanistik sowie Germanistik studierte und später an mehreren Universitäten lehrte. Er erhielt den 2017 erstmals verliehenen Ovid-Preis des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland. *Foto: Hendrik Steffens*



Grafische Zeitmaschinen

Wandern im Zeitenstrom ist seit jeher ein Menschheitsraum.

Sie ist die ungreifbarste, die vielleicht unheimlichste Dimension: Die Zeit. Sie zu überwinden, mit Zeitmaschinen in Vergangenheit oder Zukunft zu reisen, ist ein Menschheitsraum, teils auch ein Albtraum – oder zumindest ein häufiges Sujet in Literatur und Film, von H.G. Wells *The Time Machine* (1895) bis Robert Zemeckis *Zurück in die Zukunft*-Reihe (1985-1990) oder James Camerons *Terminator* (1984) und wohl hundert anderen Wanderern im Zeitenstrom.

Ganz besondere Zeitmaschinen sind Karten, die Chronologie zweidimensional abzubilden suchen (wie es die Natur etwa

mit den Wachstumsringen eines Baumquerschnitts möglich macht, wie es die Genealogie mit dem Stammbaum nachzubilden versucht).

Im Lehnstuhl mitzureisen, das erlauben uns die beiden US-Geschichtswissenschaftler Daniel Rosenberg und Antony Grafton in ihrem 2010 auf Englisch, 2015 auf Deutsch erschienenen opulent ausgestatteten Band *Die Zeit in Karten. Eine Bilderreise durch die Geschichte*. Die *New York Times* kürte es zum „schönsten Buch des Jahres“. Zu Recht.

Text: Markus Behmer/Foto: Vera Katzenberger

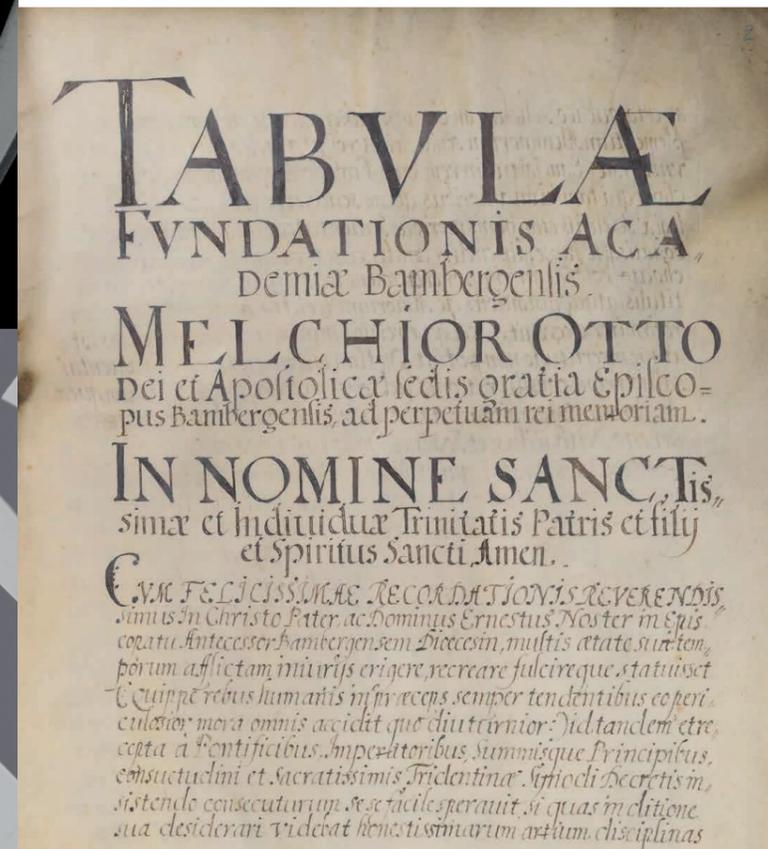
1917



Ein Platzpatronenschuss aus der Bugkanone des Panzerkreuzers Aurora am Abend des 7. Novembers 1917 (nach unserem Kalender) war das Signal für den Sturm der Bolschewiki auf das Winterpalais, dem Sitz der provisorischen russischen Regierung in St. Petersburg. Damit begann die Oktoberrevolution. Heute ist die Aurora ein Museumsschiff – und liegt am gleichen Platz vor Anker wie einst vor hundert Jahren.

Text/Foto: Markus Behmer

1647



Kein ganz rundes Jubiläum I: Vor 470 Jahren, am 14. November 1647, erweiterte der Bamberger Fürstbischof Melchior Otto Voit von Salzburg das bestehende Jesuitenkolleg um die Fakultäten Philosophie und Theologie zur Academia Bambergensis. Mit diesem Akt, festgehalten in einer zehneitigen Urkunde, wurde die spätere Otto-Friedrich-Universität feierlich begründet.

Quelle: Universitätsarchiv Bamberg

1939

Kein ganz rundes Jubiläum II: Der Zweite Weltkrieg war großes *Anno*-Thema schon 2015, 2016 und ist es auch in diesem Heft. Hier begann er: Am Abend des 31. August 1939 inszenierten SS-Männer auf höchstem Befehl einen vorgeblich polnischen Angriff auf den deutschen Rundfunksender im schlesischen Gleiwitz. Tags darauf hielt Hitler seine berühmte Brandrede, gipfelnd in dem Satz: „Seit 5:45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen.“

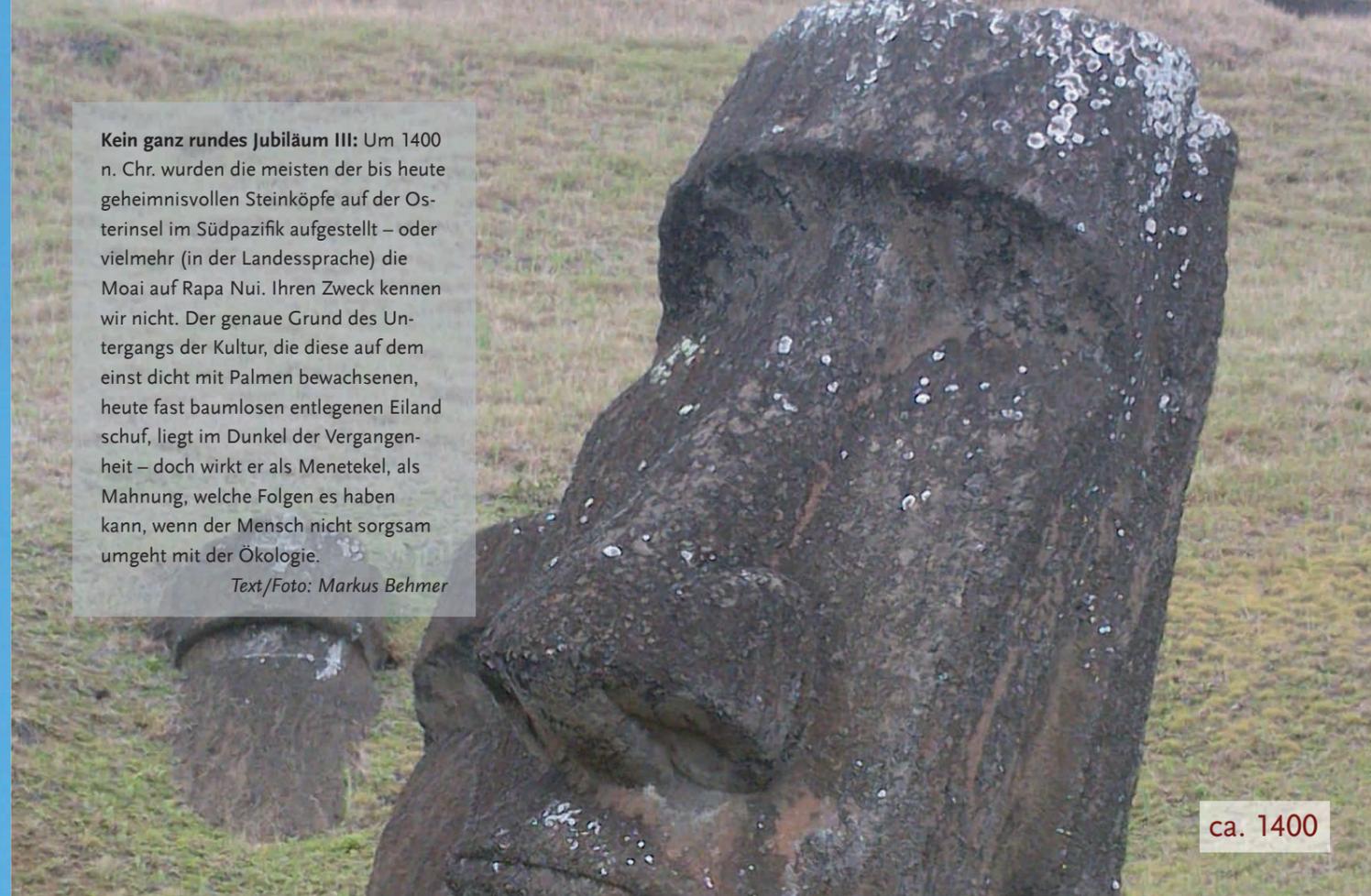
Das Sendegebäude, nun ein rundfunkhistorisches Museum, steht immer noch – und auch der 1935 errichtete Sendeturm. Weiter werden von ihm Rundfunksignale ausgesendet – und er ist, aus Lärchenholz erbaut, heute mit 118 Metern der höchste Holzturm der Welt.

Text/Foto: Markus Behmer



Kein ganz rundes Jubiläum III: Um 1400 n. Chr. wurden die meisten der bis heute geheimnisvollen Steinköpfe auf der Osterinsel im Südpazifik aufgestellt – oder vielmehr (in der Landessprache) die Moai auf Rapa Nui. Ihren Zweck kennen wir nicht. Der genaue Grund des Untergangs der Kultur, die diese auf dem einst dicht mit Palmen bewachsenen, heute fast baumlosen entlegenen Eiland schuf, liegt im Dunkel der Vergangenheit – doch wirkt er als Menetekel, als Mahnung, welche Folgen es haben kann, wenn der Mensch nicht sorgsam umgeht mit der Ökologie.

Text/Foto: Markus Behmer



ca. 1400

Wer fehlt in Anno?

So viele Namen, so viele Ereignisse und Daten. Doch auch auf 188 Seiten lassen sich nicht alle Jubiläen des Jahres 2017 unterbringen. Manche werden gerade ihre „Medienfigur des Jahres“ vermissen. Hier eine Auswahl nicht thematisierter Jubilarinnen und Jubilare:

- » Walter Benjamin, Philosoph und Kulturkritiker, geboren am 15. Juli 1892
- » Heinrich Böll, der Literaturnobelpreisträger des Jahres 1972, geboren am 21. Dezember 1917
- » Galileo Galilei, Universalgelehrter, geboren am 8. Januar 1642
- » Oskar Maria Graf, Schriftsteller, Weltbürger und bayerisches „Urgestein“, gestorben am 28. Juni 1967
- » Georg Herwegh, der revolutionäre Vormärz-Dichter und Publizist, geboren am 21. Mai 1817
- » Trude Hesterberg, Kabarettistin und Chansonsängerin, geboren am 2. Mai 1892
- » Wilhelm von Humboldt, Staatsmann und Bildungsreformer, geboren am 22. Juni 1767
- » Margarete Mitscherlich, Psychoanalytikerin und Autorin, geboren am 17. Juli 1917
- » Theodor Mommsen, Historiker und erster deutscher Literaturnobelpreisträger, geboren am 30. November 1817
- » Emil Nolde, Maler, geboren am 7. August 1867
- » Walter Rathenau, Außenminister, Friedenspolitiker, Hassobjekt der antisemitischen Rechten, Mordopfer, geboren am 29. September 1867
- » Gustav Schwab, dessen Sagen des klassischen Altertums ganze Schüलगenerationen prägten, geboren am 17. Juni 1792
- » Ferdinand von Zeppelin, Luftschiffpionier, gestorben am 8. März 1917
- » Stefan Zweig, Schriftsteller, im Exil gestorben am 23. Februar 1942

Nun, in einem späteren *Anno*-Heft werden auch sie vielleicht vorkommen – und in den Medien wurden oder werden sie bestimmt thematisiert in diesem reichen Jubiläumsjahr. Und in Bibliotheken, in den Weiten des Netzes findet sich in jedem Fall viel über sie alle. Apropos Internet: Wie in jedem *Anno*-Jahr, so gibt es auch in diesem wieder ein ausführliches **REGISTER** – mit allem im Heft vorkommenden Namen, allen Zeitungs-, Buch-, Radio- oder Fernsehsendungs- und Filmtiteln – unter:

www.uni-bamberg.de/kowi/praxisbezug/anno-das-magazin-der-medienjubilaeen

Auf der Jagd nach Likes

Seit fünf Jahren gibt es Anno bereits als Printmagazin und seit vier Jahren ist Anno auch mit einer eigenen Seite auf Facebook vertreten. Die Redaktion für Facebook übernehmen im Jahr 2017 die beiden KoWi-Masterstudentinnen Christina Hümmer und Judith Neiber.

Mittlerweile hat die Seite an die 250 Likes. Es werden spannende Artikel, Videos oder Fotos zu den Jubiläen im Magazin veröffentlicht, meist mit einem Aspekt, der vielleicht noch nicht allen über die jeweiligen Jubilare bekannt war.

Das soziale Netzwerk Facebook, das übersetzt „Gesichtsbuch“ heißt, gibt es seit 2004. Zum zehnjährigen Bestehen war es schon Thema in unserem Heft – und 2029 wird's dann wieder soweit sein. Mark Zuckerberg gründete es zunächst als web-basierte Version der offiziellen „Facebooks“, gedruckte Jahrbücher mit Bildern der Studierenden, die an vielen US-amerikanischen Colleges verteilt werden. Und auch der Facebookauftritt von Anno bietet nicht nur die Möglichkeit, die Gesichter der

Jubilaren zu zeigen, sondern auch die vielen kreativen Köpfe, die am Magazin arbeiten.

Für das nächste halbe Jahr sind noch einige lustige, informative und abwechslungsreiche Postings geplant, so dass in der Regel ein bis zwei Posts die Woche erscheinen. Freut euch auf Themen wie die Meilensteine des Pop mit den Beatles und Erinnerungen an die große Schriftstellerin Jane Austen oder seid neugierig auf einen geschichtlichen Einblick in die ausländerfeindlichen Ausschritte in Rostock im Jahr 1992. Ebenso könnt ihr auf eine neue Fotoserie und ein tolles Video gespannt sein! Also schaut auf der Seite vorbei und lasst einen Like da, um up-to-date zu bleiben. *Judith Neiber und Christina Hümmer*



Du findest uns auf



Die Anno-Redakteurinnen und Redakteure im Interview ohne Worte. Mehr zu Anno auf Facebook unter www.facebook.com/annomagazin.

Fotos: Vera Katzenberger und Monika Kocsis





MEDIENGRUPPE
OBERFRANKEN

Mediengruppe Oberfranken

Einzigartig. Vielfältig.



Entdecken Sie unsere
**vielfältigen
Karrieremöglichkeiten.**
Jetzt bewerben!

LOKALE MEDIEN. DIGITALE ANGEBOTE. FACHVERLAGE. DRUCKEREIEN.

www.mediengruppe-oberfranken.de/karriereportal